Hölderlin.

Culturhiſtoriſch-biographiſcher Roman

in zwei Theilen

von

Heribert Rau.

Erſter Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1862.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Das Schickſal Hölderlin's gehört der Geſchichte an; aber auch die hochtragiſche Wendung, die es in Frankfurt in dem Gontard'ſchen Hauſe nahm, iſt längſt der Oeffentlichkeit anheim gegeben und zwar durch ein Mitglied jener angeſehenen Familie ſelbſt.

Würde Hölderlin ein glücklicheres und freundlicheres Geſchick geblüht haben, er ſtünde jetzt wohl unter Deutſchlands Claſſikern, und zwar ſicher: dicht an Schiller's Seite. Uebrigens iſt die ſeeliſche Entwicklung und das hohe, erhaben-ſchöne Verhältniß zwiſchen ihm und ſeiner ſo innig als rein angebeteten Diotima ſo intereſſant und originell, ſo erläuternd für das, was er Poetiſches ſchuf, daß ſchon darin eine Berechtigung zu der Herausgabe dieſes Buches liegt. Iſt es doch das Streben des Autor's, dem deutſchen Volke ſeine geiſtigen und künſtleriſchen Größen näher und näher zu führen und namentlich zu zeigen, wie ſich aus ihrer Entwicklungsgeſchichte, ihren Lebensverhältniſſen und

Stimmungen heraus jene Schöpfungen gestalteten, die die Mitwelt entzückten und die noch die späteste Nachwelt bewundern wird. Eine bessere Verständniß dieser Meisterwerke wird damit gewiß erstrebt.

Dieser Absicht entstammten die Werke: „Mozart", — „Beethoven", — „Alexander von Humboldt", — „Jean Paul" und jetzt „Hölderlin".

Und sollte die deutsche Nation aus der näheren Anschauung dieser — wenn auch in das Gewand des Romanes gekleideten — Biographien nicht manche wichtige Lehre ziehen? Welch' ein unendlich bedeutsamer Wink liegt nicht schon — in ethischer Beziehung — in dem tragischen Geschicke jenes zwei edlen Menschen, welche die Hauptpersonen des vorliegenden Werkes abgeben? Freilich ist es von dem Schicksale vorzugsweise edlen Herzen und höheren Naturen gegeben; aber diese auch streifen den Abgrund ähnlichen Verderbens am ehesten.

Möge das vorliegende Buch nach dieser Richtung hin wirken; — möge es das Bild eines unserer begabtesten, wenn auch früh untergegangenen Dichter der deutschen Nation näher führen!

Das ist der Wunsch des Autors, — dies war sein Bestreben während er es schuf.

Die Hauptquellen, die er dabei benutzte, waren: „Das Puppenhaus", ein Erbstück in der Gontard'-

schen Familie. Aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebzigers, — eines nahen Verwandten der Familie Gontard. — „Hölderlin's Werke", herausgegeben von Christoph Theodor Schwab. Da es, in Bezug auf den in diesen Werken enthaltenen „Hyperion" erwiesen ist, daß dieses Werk zum großen Theile aus dem geistigen Umgange Hölderlin's mit Frau Gontard hervorwuchs, so hat der Verfasser des vorliegenden Buches Gespräche — wie das über Griechenland — als Belege für die Art und Weise des gegenseitigen Umganges und geistigen Zusammenlebens jener beiden trefflichen Menschen mit aufgenommen. „Hyperion" ist — in seiner letzten Umarbeitung und Umgestaltung — der Spiegel jenes hochgeistigen Verhältnisses, und so ist denn dieses auch nur aus der genauen Kenntniß des „Hyperion" zu verstehen.

Als Grundlage der Localgeschichte Frankfurts diente dem Verfasser — der selbst Frankfurter — Anton Kirchner's „Geschichte der Stadt Frankfurt am Main" und dessen: „Ansichten von Frankfurt". Ferner: Pfeiffer, in seinen „Erinnerungskränzen aus den Zweigen der Vorzeit Frankfurts" so wie: „Leben in Frankfurt am Main" von Maria Belli geb. Gontard.

In Betreff des Festes, welches Moritz von Bethmann den Frankfurter Handwerkern auf dem Sandhofe

gab, fiel daſſelbe allerdings in eine etwas ſpätere Zeit. Da dies Feſt aber ſo ſchön und bezeichnend für die Geſinnung und die edle patriotiſche Denkungsweiſe jenes unvergeßlichen Mannes iſt, wurde es — ein Denkmal ſeines ächten Bürgerthumes — hier mit eingeflochten.

Möchte Frankfurt unter ſeinen reichen Mitbürgern auch für die Gegenwart und Folge noch manchen ähnlichen Repräſentanten ſeines Bürgerthumes finden.

Frankfurt am Main im Januar 1862.

Der Verfaſſer.

Inhalt.

Eine Hochzeit.

Seite

Zehn Jahre vorher 3

Geld und Geist.

Zehn Jahre nachher 28
Ein herrlicher Tag 54
Ein Frankfurter Bankierhaus 88
Liebesahnung 124
Weihestunden 152
Der „Wäldchestag" 182
Ein Dichterleben 217
Dietima 237
Liebesabenteuer 254
Das Rendez-vous 280
Die Flucht 294
Die Furien des Krieges 307

Eine Hochzeit.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zehn Jahre vorher.

Wer in unseren Tagen Hamburg, die Königin der deutschen Handelsstädte, betritt, vermag sich keinen Begriff von dem Hamburg des vorigen Jahrhunderts zu machen.

Hamburg, das alte denkwürdige Hammonia, stieg — seiner äußeren und inneren, seiner materiellen und geistigen Erscheinung nach, — wie ein Phönix aus der Asche jenes furchtbaren Brandes der es im Jahre 1842 zum großen Theile zerstörte. Fand es doch in dieser schrecklichen Feuertaufe eine glänzende Verjüngung, nicht nur für seine Mauern, Häuser und Paläste, sondern auch für seine bürgerlichen Verhältnisse: aus dem Hamburg des Mittelalters entstand ein Hamburg der Neuzeit. Jene gefräßigen Flammen vernichteten ja außer den vielen menschlichen Wohnungen auch ein gutes Stück des alten, unermeßlich langen und steifen Hamburger Zopfes!

Denn nicht zu leugnen ist es, daß gerade hier, neben einem gewaltig bewegten merkantilischen Leben, das colossalste Philisterthum seinen Sitz und seine Heimath gefunden hatte . . . eine Erscheinung, die um so auffallender genannt werden darf, als der von hier ausgehende großartige Welthandel den Hamburger doch naturgemäß zu einem Weltbürger erziehen mußte, der sich überall heimisch fand, wohin ihn seine, den Ocean durchmessenden Schiffe trugen. Dennoch — und dies ist eben das Merkwürdige — erhielt sich der Hamburger des vorigen Jahrhunderts in seinen Mauern ein so philiströses Wesen, wie es kaum sonst wiederzufinden war, und nur aus dem kaufmännischen Stolz und Conservatismus zu erklären ist, welche beide um jeden Preis das Heiligthum der Geldaristokratie aufrecht und von jeder, auch der leisesten fortschrittlichen Bewegung der Zeit unangetastet zu erhalten strebten.

Wohl bieten auch die anderen Handelsstädte dieselbe Erscheinung dar, wie Bremen, Lübeck, Leipzig, Ulm, Augsburg und Frankfurt a M., doch ist sie in Hamburg — eben des Welthandels und des ungeheuren Ab- und Zuströmens der Fremden aus allen Ländern und Welttheilen halber — gewiß am auffallendsten.

Ein frisches Leben, von gewaltigem, urkräftigem Wogenschlage zeigte indessen Hamburg immer, auch in dem Jahre 1786, mit dem wir hier beginnen.

Wer damals von Harburg herüberschiffte, um „am Baum" anzulegen, der konnte in der That hier sein Wunder erleben. Hatte er vorher noch nie eine Seestadt gesehen, so stand er jetzt gewiß auf dem interessantesten Fleckchen der alten Fürstin der Hansa. Breitete sich doch vor ihm der Hafen — die Griechen nannten einst jenen von Constantinopel wunderschön und hochpoetisch „das goldene Horn" — weit hinaus, und in ihm lagen, eine bewegte Welt für sich bildend und einen Wald von riesigen Mastbäumen zum Himmel emporstreckend, gegen Tausend Fahrzeuge, worunter die schwersten Seeschiffe. Majestätisch hoben sich hier in dichten Reihen die schwimmenden Palläste aller Welttheile: hierher sandte Baltimore seine Büffelhäute, New-York seine Baumwolle, Quebec seine Pelzwerke, Indien seine Gewürze. Jener Dreimaster brachte Grüße von dem reichen Mexiko, dieser sah' mehr denn zehnmal schon die fetten Reisfelder Ceylons. Die Wimpel jenes Grönländers flatterten noch jüngst in dem eisigen Hauche des fernsten Nordens, und wie manchmal schon passirte der naheliegende Ostindienfahrer den Gluthgürtel des Aequators. Rußland, Spanien, Schweden, Frankreich, Amerika, Holland, die Türkei und vor allem England sind hier repräsentirt und Hamburg selbst sieht seine stolze Flagge auf zweihundert Schiffen wehen.

Und dies Leben und Weben, dies Schaffen und

Treiben! Hier hört man ein rauhes nordiſches Liedchen, dort eine ſanfte harmoniſche Canzone, hier ſchallt in derbem Plattdeutſch ein harter Wortwechſel, dort ein galliſches „foudre!“ ein brittiſches „God dam'n!“ oder ein nordiſches „Jobiena mat!“

Hier zeigt ſich der Turban, dort die griechiſche Mütze, während in dem Takelwerk des nächſten Weſtindiers Mohren hängen, ſchwarz wie Ebenholz.

Wunderbares Treiben! . . . wunderbares Leben!

Nur einen Tag aus dir und aus dem Jahre 1786 laßt uns einmal herausnehmen.

Es iſt ein ſchöner Sommertag der eben ſeine Augen aufſchlägt. Vor uns ausgebreitet liegt die Elbe, die mit erhabener Ruhe dem Meere in die ausgeſtreckten Arme ſinkt; gleich einer liebenden Braut dem wichtigen Momente ewiger Vereinigung mit Sehnſucht und doch auch mit ernſtem Bangen entgegengehend. Herangewachſen iſt jetzt das kleine freundliche Kind des Rieſengebirges — das ſchäckernd von Fels zu Fels hüpfte und ſchon in ſeiner Jugend mit Gold und Granaten ſpielte — zu mächtiger Größe, und ſtatt der zierlichen Nachen allein, die es ſonſt auf ſeinen Händen wiegte, trägt es jetzt ſtolze Kauffahrtheiſchiffe auf ſeinem Nacken.

Jetzt aber — bei dem erſten Dämmerſcheine des anbrechenden Tages — wimmelt der ungeheure, der breite Strom von Schiffen, die Gemüſe, Früchte aller Art,

Fiſche, Milch, Butter, Blumen und hundert andere Dinge zum Markte führen. Das Herz bebt vor Luſt bei dieſem frühen heiteren Treiben; und nur der impoſante großartige Anblick des Auslaufens einer Kauffahrer-Flotte von 40 bis 50 Segeln von der Höhe von Blankeneſe iſt noch intereſſanter.

Aber die erſten Strahlen der Sonne begrüßen jetzt Hafen und Stadt. Da wird es in erſterem lebhaft. Lieder und Flüche erſchallen, Verdeck und Takelwerk beleben ſich, Tauſende von Händen ſäubern und waſchen ſich ſelbſt und die ſchwimmenden Paläſte; überall Bewegung, überall Leben, überall Arbeit!

Jetzt iſt auch der erſte Hafenlärm vorüber . . . und . . . die Stadt erwacht, . . . mit ihr der merkantiliſche Tumult in den Straßen, das Treiben der Käufer und Verkäufer, der Lärm der Matroſen und des Volkes.

Miſchen wir uns unter das immer zunehmende Gewimmel. Hier öffnen ſich weite Räume — finſter noch und geſchmacklos in jener Zeit, wo jeder gern am Alten feſthielt und ſeinen Ruhm in guter geriegener Waare, nicht aber, wie ſo oft in unſerem Jahrhundert, lediglich in der übermäßig brillanten Ausſchmückung des Lokales ſuchte —; dort eilt der bewegliche Makler dahin: ruhig ſchreitet der bedächtige Kaufmann; grauköpfige, wie Mumien ausgetrocknete Buchhalter, ernſt und mürriſch dar-

einschauend, . . . Massen von Commis und Comptoiristen suchen ihre Geschäftshäuser. Arbeiter und Arbeiterinnen, Aufläder mit ihren Karren, feiernde Matrosen, sich umschauende Fremde durchziehen die Straßen. Nur der Großhändler, die Geld-Aristokratie und die feine Damenwelt sind und bleiben noch lange unsichtbar.

Durch all das Treiben und Lärmen aber lassen sich von Viertelstunde zu Viertelstunde die Glockenspiele auf den Stadtthürmen hören, geistliche Lieder abwimmernd, die mit jedem Viertelschlage länger werden, bis sie, bei dem Ausschlagen der Stunde das ganze, sich in das Unendliche wiederholende Klagelied vollständig zum Schrecken und zur Pein jedes gesunden Ohres abklimpern. Die Einheimischen freilich hören dies nicht mehr, sie sind an diese Bußübung gewöhnt; der Fremde aber entsetzt sich und denkt mit Verzweiflung an die Nacht, in der ihn dies Geklimper und die Nachtwächter der würdigen Hammonia nicht schlafen ließen.

Denn der alte, gute, unantastbare Zopf, wollte damals in Hamburg noch, daß die städtischen Nachtwächter mit einbrechender Dunkelheit einen wahren Höllenlärm verführten; sie thaten es mit großen Schnarren und langen eisenbeschlagenen Stöcken, mit welchen sie auf das Pflaster stießen und an die Hausthüren, um zu sehen, ob dieselben gesetzmäßig verschlossen seien. Denn vorsichtig war die Stadt, . . . so vorsichtig, daß

alle Thore Abends zeitig geschlossen wurden und der Späterkommende bis zu einer gewissen Stunde nur gegen Thorsperr-Geld eingelassen wurde. Wer noch später kam, fand gar keinen Einlaß mehr; ja die Consequenz der Thorsperre ging in jenen Zeiten noch so weit, daß selbst das Postfelleisen in der Nacht nicht passiren durfte, sondern mit Stricken über die Stadtmauer und den Wall mühevoll hinüber praktizirt werden mußte.

Aber der Tag rückt vor. Das Gedränge und Gewühle vermehrt sich. Der eilige Schritt der Meisten verkündet die unausgesetzte Geschäftsthätigkeit, deren erster Grundsatz heißt: „Zeit ist Geld!“

Doch man ist nicht Kaufmann allein, man ist auch Mensch. Mitten durch das merkantilische Getriebe machen sich die Bedürfnisse des Tages, die freudigen und leidvollen Begebenheiten des Lebens geltend. Verbrecher, in schwere eiserne Ketten geschlagen, reinigen, unter Aufsicht löblicher Stadtpolizei, die Straßen; große schwerfällige Kutschen führen — eine ganze Familie in ihrem Kasten — einen im Leben Neuangekommenen zur Taufe in eine Kirche. Aber die Kutschen mit dem jungen Weltbürger und seiner gesammten Verwandtschaft müssen jetzt anhalten, denn ein Leichenzug versperrt ihnen den Weg. Der sogenannte „Himmelwagen“, schwarz beschlagen und — wie die ihn ziehenden schwarz überhängten Pferde — mit Büschel schwankender Federn versehen,

trägt schwerfällig den schwerfälligen Sarg, dessen Holzwerk von Tannen oder Mahagonie und dessen Beschläge von Zinn oder Silber noch im Tode den mehr oder weniger „Reichen“ anzeigen, so gut wie die größere oder kleinere Leichenbegleitung von schwarzbemäntelten Bürgern und die Anzahl der nachfahrenden Equipagen. Nirgends aber fehlen dabei die sogenannten „reitenden Diener,“ eine Art öffentlicher Beamten, die verschiedene Functionen im bürgerlichen Leben zu verrichten haben. Hier auch, den „Himmelwagen“ umgebend, erscheinen sie bei dem Trauerzuge, in vollständig mittelalterlichem Costüm: mit kurzen Mänteln, Pluderhosen, schwarzem Wamms und gesteiften Halskrausen, wie die bekannten ergötzlichen Gerichtsdiener im „Don Juan.“

Jetzt ist die Leiche vorüber und die Kindtaufkutsche auch; da lassen sich Trommeln und Pfeifen hören, Straßenjugend und Volk läuft zusammen . . . es ist die Bürgerwache, unter Anführung rothuniformirter Offiziere, eine krüpelhaft buntschäckige Zusammensetzung hinter sich . . . köstliche Gestalten mitunter, wie sie die Bürgergarden jener Zeiten in so mancher deutschen Reichsstadt zeigten, ächte Träger des ächten Zopfs.

Aber es läutet zu Mittag, . . . und . . . was in Hamburg Vormittags der „Baum“, ist Nachmittags die „Börse“, der tägliche Hauptmarkt Deutschlands, wo

tausende von Stimmen rauschen, wie ein Wasserfall, und die haute finance, gemessen, ernst und stolz, ihre, die Welt umspannenden Geschäfte macht. Und warum sollen diese Männer, deren Schiffe alle Meere befahren, alle Welttheile grüßen, das Haupt nicht stolz erheben? Was der Ideentausch in der Geisterwelt, ist der Waarentausch in der Sinnenwelt; ohne Handel fiele die Welt in ihre Kindheit zurück, wie der Mensch ohne Gesellschaft in Geistesleere. Uebrigens - sagt der lachende Philosophe — sind wir alle Handelsleute: die Großen handeln mit Ländern, Soldaten, Titel und Orden, — der Adel mit den Producten seiner Güter, — der Gelehrte mit seinen Büchern, — die Diplomaten und Politiker mit Lügen, - die Verliebten mit Schwüren, — alle vier Fakultäten handeln, und das Princip steht fest: „Quaerenda pecunia primum!“ . . . Vor allem anderen . . . „Geld!“ Was Wunder, wenn zuletzt die höchste geistige Empfindung eines Handelsherrn der vortheilhafteste Abschluß seiner Bilanz ist.

Aber heute nimmt die Hamburger Geld-Aristokratie neben den Geschäften auch noch eine andere Tagesbegebenheit in Anspruch: der Sohn eines der ersten Bankier-Häuser der alt-berühmten Wahl-, Krönungs- und Handelsstadt des heiligen römischen Reiches, Frankfurt a/M., Sprosse des handelsfürstlichen Geschlechtes Gontard, vermählt sich ja heute mit einem der schönsten,

angesehensten und reichsten Mädchen Hamburgs: Fräulein Susette Borkenstein.

Und mußte diese Verbindung nicht selbst in Hamburg Aufsehen machen?

Fräulein Susette Borkenstein war die Tochter einer angesehenen und sehr vermögenden Wittwe, der Repräsentantin eines alten bedeutenden Hamburger Hauses. Mit Recht galt sie dabei als eine vollendete Schönheit — in Zügen und Gestalt an den edlen Ausdruck und die edlen Formen der griechischen Antike erinnernd. Ihr langes schwarzes Haar und ihr sprechendes Auge von gleicher Farbe erhöhten noch die blendende Weiße ihres Teints, während ihr Gesichtchen so wunderbar fein und schön gebildet war, daß sich sein bezaubernder Eindruck mit jeder Minute des Anschauens steigerte. Die ganze Erscheinung aber hatte etwas sanft Anregendes und doch Imponirendes zugleich. Außerdem war Fräulein Borkenstein der Augapfel ihrer Mutter, vortrefflich und mit der größten Sorgfalt erzogen, bekannt in Sprachen, Literatur, Musik u. s. w. und — was an der Börse, diese Nebensachen abgerechnet, zur Hauptsache gehörte — einer zur haute finance zählenden Familie angehörend.

Aber alles dies erblich doch gegen den Glanz, der auf dem Namen des Frankfurter Bankierhauses Gontard ruhte. „Der so eigenthümliche Lüstre des Namens Gontard, der sich dem „illüstren" nicht entfremdet

wähnte, gab damals der Familie einen so bedeutenden Relief," daß sie in der europäischen Geld-Aristokratie in der That einen fast fürstlichen Rang einnahm.

Kein Wunder also, daß die Verbindung der jungen Borkenstein mit einem solchen Hause auf der Börse Effect machte.

Freilich konnte der Bräutigam nicht gerade schön genannt werden, wenn seine Erscheinung auch eine vollständig feine war. Der Stolz seines Hauses, der Ernst des Geschäftsmannes lag schon damals — er war erst ein angehender Zwanziger — in seinen Zügen, die auf eigenthümliche Weise schon auf den ersten Blick den Wahlspruch seines Lebens: „Les affaires avant tous!" verkündeten. Das unangenehm Berührende aber lag bei dem jungen Manne in den Augen. Seine Jugend war nämlich zum großen Theile im Kampfe mit allen möglichen Kinderkrankheiten verflossen, die eine ungemeine Reizbarkeit hinterließen, — eine nervöse Erregbarkeit, der es, selbst bei Freunden und Familiengliedern, mit dem besten Willen oft schwer war, die Wage zu halten. In einem solchen heftigen Momente stieß sich nun schon der Knabe mit einer Gabel so arg in das rechte Auge, daß dessen Verlust sowohl, als auch das dadurch entstandene starke Schielen des anderen, sein sonst wohlgebildetes Aeußere nicht unerheblich beeinträchtigte. Schlimmer war freilich, daß dieser Unfall dazu

beitrug, das arme Kind nun zur Entschädigung mit allen nur erdenklichen Aufmerksamkeiten doppelt zu überhäufen, wodurch es natürlich im höchsten Grade verzogen und eigenwillig wurde.

Aber auch das waren Dinge, um die sich die Börse und ihre Beherrscher nicht bekümmerten — Sachen, die in das Departement der Häuslichkeit gehörten; — hier war nur die Rede davon, daß sich das große, überaus reiche und glänzende Frankfurter Bankier-Haus Gontard mit der ebenfalls sehr reichen und angesehenen Hamburger Familie Borkenstein verbinde. Allgemein und vor allen Dingen kam daher die Sprache auf die hier zusammenfließenden Kapitalien, und manche Hamburger kaufmännische Großmacht hatte Mühe, ihren Aerger darüber zu verbergen, daß eine so schöne, d. h. gut fondirte, Parthie ihren eigenen hoffnungsvollen Söhnen durch einen Frankfurter aus den Händen gehe.

Im Aerger verleugnete sogar Mancher, wenn auch nur momentan, seinen Lebensgrundsatz, das Geld über Alles zu stellen, und wollte nicht begreifen, wie Fräulein Borkenstein, diese gefeierte Schönheit der Hamburger Salons, einen so wenig schönen jungen Mann heirathen könne; . . . aber der Name „Gontard" schlug doch alle Bedenklichkeiten wieder zu Boden, und endlich vereinigten sich Diejenigen, die auf heute Nachmittag zum hochzeitlichen Diner geladen

Staats... ...ek
MÜN...

waren — und deren schienen es nicht wenige zu sein — dahin: daß Jeder, der Sinn für Gaumenkitzel hatte, — und wie viele der Hamburger Geldgrößen sind hier auszunehmen? — sich auf einige „genußreiche" Stunden freuen könne, da das Haus Borkenstein mit seinen Diners und Souper's von jeher in Feinheit und Reichthum mit den ersten Häusern rivalisirte.

So ging auch die Zeit der Börse vorüber; die Geschäfte wurden abgemacht und die Auserlesenen verließen dieselbe mit dem gegenseitigen: „Auf Wiedersehen!" und einem stillen wohlthätigen Vorgefühl der sie erwartenden Genüsse.

Das Getriebe und Getreibe geht unterdessen in der großartigen Handelsstadt weiter, und wenn es auch um die Mittagzeit etwas nachläßt, erwacht es gleich darauf wieder mit erneuter Kraft.

Wir bleiben hier, wir bleiben da stehen. Ein freundlicher Mann — nicht ohne Witz — erklärt uns manches. Von ihm hören wir, daß nur die in den fünf Kirchenspielen angesessenen Bürger Sitz und Stimme in der gesetzgebenden Versammlung haben können, nicht die in der Vorstadt und dem Stadtgebiete. Diese Befähigten in den fünf Kirchspielen, bilden dabei — wie uns der Mann erzählt — so zu sagen fünf Regimenter mit eigenem Banner: St. Peter roth, St. Jakob weiß, St. Niclas gelb, St. Michael grün und St. Catharine

blau. Ja — setzt der redselige Cicerone lächelnd hinzu — der alte Hamburger Witz vertheilt unter seine fünf Kirchspiele sogar die fünf Sinne: an St. Petri das Gehör . . . wegen des schönen Glockenspiels, das die Ohren zerreißt, — an St. Nicolai den Geschmack . . . denn hier ist der Fleischscharren, — an St. Catharina den Geruch . . . da hier vorzüglich Zwiebel und Knoblauch verkauft wird, — an St. Michel das Gesicht . . . wegen der schönen Aussicht, die man von dem Thurme herab hat, und an St. Jakob das Gefühl . . . denn hier ist der Ochsenmarkt.

Wir gehen weiter; aber unser guter Führer läßt sich im Reden nicht stören. Da er eben vom Ochsenmarkt sprach, kommt er auf eines der vielen altherkömmlichen Hamburger Privilegien zu sprechen und berichtet: daß sonst jede Familie in Hamburg ihren Ochsen als Wintervorrath schlachten durfte. Die Schlachtzeit*) war alsdann der Hamburger Fasching. „Der aber" — setzt unser Mann schlau lächelnd hinzu — „der das Gewicht des Ochsens durch Auge und Hand richtig zu schätzen wußte, wurde gerühmt wegen seines . . . Ochsenverstandes! Das geschlachtete Thier lag alsdann verziert, wie auf einem Paradebette, mit papierenen Manschetten und

*) In Frankfurt a M. besteht noch eine solche „bürgerliche Schlachtzeit" für das Schlachten der Schweine.

Blumen. Und Vetter und Basen kamen zur Ochsenvisitte,*) und nicht selten rief das Dienstmädchen dem Hauspatron:

„Kam de Herr mal herdal (herunter), de will n' Ochsen sehn!"

Wir lächeln und gehen weiter. Die Physiognomie der inneren Stadt und ihr gewaltiges Treiben sagen uns dabei: daß Thätigkeit hier die erste Tugend, Gewinn das höchste Ziel, Genuß der gehoffte Lohn und das ersehnte Glück sind. Wir stehen auf dem Boden des derbsten Materialismus, obgleich sich gerade hier ein Pastor Götze die traurige Berühmtheit erwarb, den Lichtköpfen seiner Zeit: Basedow, Wetstein, Semler, Büsching, Bahrdt, Lessing und Göthe mit dem dicksten Obscurantismus entgegen zu treten.

Nun, das Licht lebt noch und bricht sich Bahn; den Pastor Götze aber, sammt seinem finsteren Streben, haben die guten Hamburger ja gerade in dem Jahre, von dem wir hier schreiben — am 19. Mai 1786 — begraben.

„Aber was ist das? . . . Welch' eigenthümlicher Zug kommt dort der Straße herauf?"

„Es ist ein Hochzeitszug!" — hören wir.

*) Wie in Frankfurt a. M. zum Speckschnitt und der Wurstsuppe.

„Und von wem?"

„O! von ſchweren Leuten!"

„Schweren?"

„Ja! . . . reichen Leuten . . . grauſam reich."

„Und wer ſind ſie?"

„Weiß nicht, man ſieht's ja am Zug!" — ſagt der Befragte und geht weiter. Aber ein anderer Mann, der die Frage gehört, tritt zu uns. Es ſcheint der Auslaufer irgend eines Handelshauſes und von ihm erfahren wir, was wir wiſſen wollen: der Bräutigam iſt ein Herr Gontard, Sohn des weltberühmten Bankierhauſes Jakob Friedrich Gontard und Söhne in der freien Reichs- und Handelsſtadt Frankfurt a M., und die Braut, ein wunderſchönes Mädchen, iſt die Tochter der reichen Wittwe Borkenſtein, eines der erſten Häuſer in Hamburg.

Jetzt kommt der Zug näher: die Spitze bildet wieder eine Abtheilung jener wunderlichen „reitenden Stadtdiener" mit Pumphoſen, ſpaniſchen Mänteln, Wolkenkrägen und Degen an der Seite, nur daß gewaltige Blumenſträuße, die ſie vor der Bruſt und auf den Spitzen der Hüte tragen, die Feierlichkeit, die ihr Erſcheinen erhöhen ſoll, als eine freudige bezeichnet; mehr indeß noch bezeichnet ihre ſpaniſche Amtstracht... die ungemeine Steifheit und das Philiſterthum des damaligen Städteweſens und der hochedlen, trockenen, im Alther-

gekommenen eingefleischten Kaufherrn Hamburgs, deren Geldstolz und Eigendünkel dem Stolze und dem Dünkel eines spanischen Königs wahrlich nicht viel nachgiebt. Auch in den Reichen, die sie — wenn auch nur durch ihr Geld und ihre Handelsverbindungen — beherrschen, geht ja die Sonne nicht unter!

Jetzt folgt den wunderlichen steifen, gespenstischen Figuren, die wie durch Zauber aus Spaniens mittelalterlichen Zeiten heraufbeschworen sind, ein reich mit Blumen geschmückter Wagen, dessen Kutscher, dessen Bediente, ja dessen Pferde sogar in demselben sommerlichen und hochzeitlichen Schmucke prangen. In dem Wagen aber sitzt, bleich, mit leise gerötheten Augen, die wunderschöne, in weißen Atlas und ächte Brüssler Spitzen gehüllte, mit Perlen und Brillanten überdeckte Braut. Ihre Augen suchen den Boden, ein leises Beben — gleich dem Zittern des Birkenblattes im Abendhauche — durchschüttert sie. Ihre jungfräuliche Seele bebt ja dem wichtigsten, dem, für ihr ganzes Leben entscheidenden Augenblicke entgegen.

Stolz und ernst, mit hochgehobenem Haupte — an Schmuck und Hoheit einer Königin nicht unähnlich — thront an ihrer Seite die Mutter, die in Hamburg bei Reich und Arm wohlbekannte Repräsentantin des Hauses Borkenstein. Ein kalter Triumph über die glänzende Familien-Verbindung, in welche ihr Haus heute

tritt, ſtrahlt aus ihren immer noch ſchönen, edel geformten Zügen. Zwei Freundinnen, Töchter der erſten kaufmänniſchen Geſchlechter Hamburgs, nehmen — Mutter und Tochter gegenüber — den Sitz ein.

Abermals folgen zwei der berittenen Stadtdiener; dann naht ſich eine zweite prächtige Equipage, auf ihren Schlägen das Wappen der Goutard, Kutſcher und Bediente in die Farben des Hauſes gehüllt: chamoisfarbenen Livree: Frack mit hellblau ſilberbetreßten Revers, hellblauer Weſte und kurzen Beinkleidern nebſt Escarpins.

In dem Wagen ſelbſt ruht nachläſſig vornehm ein junger feiner Herr. Der Ausdruck ſeines Geſichtes iſt der, eines ſich ſelbſtbewußten, mit dem Leben und all' ſeinen Vorkommniſſen genügend bekannten Geſchäfts- und Weltmannes. Es iſt der Bräutigam in einem ſo feinen habit-habillé, wie man es wohl in Paris und Frankfurt, nicht aber in der ſteifen, am Alten ſo feſthaltenden Hammonia, der Führerin der Hanſa, gewohnt iſt. Ihm zur Seite, in einfachem ernſtem, aber koſtbarem Anzuge, ſitzt der Bruder der Braut.

Und jetzt, jetzt folgen — den eigentlichen Feſtzug bildend — in langer unabſehbarer Reihe die Equipagen der Verwandten und Freunde, und der zur Hochzeit geladenen Notabilitäten der Hamburger Geld-Ariſtokratie. Wie es die damalige Sitte vorſchrieb, waren ſie ſämmt-

lich genau nach Rang und Stand, nach Ansehen und „Vermögen“ geordnet.

So bewegt sich der Zug von dem Borkensteinischen Stadthause im „alten Wandrahmen“ zu Hamburg durch Altona nach Ottensen, in dessen Nähe Frau Borkenstein ein schönes Landhaus besitzt. Dort, wo auch Klopstock wohnt, der mit der Familie in den freundlichsten Beziehungen steht, — dort in Ottensen's Kirche soll die Trauung stattfinden.

Aber die Stimmung der Braut — wir folgen dem langsam dahinfahrenden Zuge, gewinnen durch kleine Straßen, die uns den Weg abkürzen, hie und da einen Vorsprung und schauen dann wiederholt in den mit Blumen so reich geschmückten Brautwagen — die Stimmung der Braut ist eine ernste.

Ob sie — mit der immer näher rückenden Stunde der Trauung — zum ersten Male das Inhaltsvolle des Schrittes, den sie eben zu unternehmen im Begriffe steht, ganz empfindet? . . . wer kann es wissen?

Ob hier die wahre Liebe, ob Convenienz allein die Brautführerin ist? . . . wer kann dies sagen?

Es ist freilich eine schlimme Sache! . . . Wenn die Liebe nicht die Oberhand hat, so wird die Vernunft allein die Wahl treffen; herrscht die Liebe, dann hat die Natur schon gewählt. Nur bleibt immer zu bedenken, daß die Liebe das heilige Gesetz der Natur ist, das

man so leicht nicht ungestraft übertreten kann. Alle Convenienz, alle sophistischen Betrachtungen über Stand und Rang heben dies ewige, heilige, große Gesetz der Natur nicht auf, und wo es übertreten wird, da folgt nur zu oft Unglück und Verderben auf dem Fuße.

Uebrigens war dem Bräutigam in dem Borkensteinischen Hause — in welches ihn eine Reise über Hamburg nach England persönlich einführte — die freundlichste Aufnahme geworden. Der junge Mann trug ja den Namen Gontard . . . und der Name Gontard hatte ja in der kaufmännischen Welt der damaligen Zeit einen fürstlichen Klang.

Herr Jakob Friedrich Gontard ließ es aber auch, von dem ersten Augenblicke an, nicht an zarten Aufmerksamkeiten gegen die reizende Tochter des Borkensteinischen Hauses fehlen, und da das Facit der schon zu Hause vorgenommenen Calculation, wenn auch nicht auf „ebenbürtig“ . . . doch auf „rangangemessen“ und „acceptable“ lautete, so ordnete sich die Sache bald. Die feine und geschmeidige Unterwürfigkeit des Bewerbers in seinem Benehmen, der Mutter gegenüber, sowie das Ansehen der Familie, zu welcher er gehörte, endlich die Berücksichtigung einer nicht nur angenehmen, sondern überaus glänzenden Existenz in der altehrwürdigen Wahl-, Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt, unterstützten dabei seine Bewerbungen auf das Kräftigste.

Und war es denn ein Wunder, daß der Bräutigam hier, bei so viel Liebenswürdigkeit und Schönheit, wirklich in Liebe erglühte?

Kurz! . . . „die Sache ordnete sich," wie eben erwähnt, und der pompöse Wagenzug, der dies Brautpaar nach Ottensen zur Trauung und einem großartigen Fest-Diner im Landhause der Wittwe Borkenstein führt, nähert sich eben dem Altonaer Thore.

Aber die Braut ist immer noch ernst; ja ihre innere Bewegung steigert sich von Minute zu Minute. Der Busen wogt, der Athem wird schwer, einzelne Thränen zittern in den schwarzen Wimpern. . . .

„Keine mädchenhafte Thorheit!" — sagt die Mutter ernst und schaut mit Stolz auf ihr reizendes, wie eine Königin geschmücktes Kind.

In demselben Augenblicke aber bedeckt Todtenblässe das Antlitz der schönen Braut; . . . ein leiser Schrei entringt sich ihrer Brust und Thränen stürzen in hellen Strömen aus ihren Augen.

Mutter und Freundinnen sind betroffen, entsetzt; sie dringen mit Fragen auf die Liebliche ein; aber Susetten versagt die Sprache . . . da — einem Blick der im höchsten Grade Erregten folgend — schauen sie aus dem Wagen . . . ein Leichenzug kommt ihnen unter dem Thore entgegen!

Wieder die steifen, schwarzen, spanischen „berittenen Stadtdiener!“

Wieder der schwarze, federgeschmückte „Himmelwagen!“

Wieder der lange Zug schwarzbemäntelter Bürger!

Aber der „Himmelwagen“ führt diesmal die Leiche einer jungen Frau, wie die Blumenbouquetts und Blumengewinde beweisen, die Sarg und Wagen schmücken.

Der Brautzug muß halten . . . der Leichenzug schreitet langsam und . . . gespensterhaft an ihm vorüber. Das nächste Glockenspiel aber wimmert das Kirchenlied ab:

„Was weinest du?
Ein hingeschwund'nes Glück
Bedeckt des Grabes Moos.
Zum Staube kehrt der müde Staub zurück,
Und ruht im Erdenschooß.
Des Lebens Freuden blühen,
Und welken wieder ab,
Und Lebensglück und Mühen
Birgt bald ein stilles Grab.“

Da kann die schöne bleiche, mit Brillanten und Perlen bedeckte Braut ihr Schluchzen nicht mehr halten. Es ist, als wäre eine finstere Ahnung über sie gekommen.

Mutter und Freundinnen suchen sie zu beruhigen... umsonst! . . . In Ottensen angekommen, ist Alles in Bestürzung; . . . der Bräutigam bittet, flehet . . .

umsonst! Die ernsten, trockenen Gesichter der alten steifen Kaufherren werden noch ernster und trockener; die Damen wechseln vielsagende Blicke, die hie und da nicht frei von Schadenfreude, stolzem Hohn oder bitterem Neid sind.

Endlich gelingt es der dichterischen Beredtsamkeit Klopstock's, die düsteren Bilder zu verscheuchen, die in der Braut — von jenem Leichenzuge geweckt — aufgestiegen sind.

Sie wird ruhig . . . die Trauung wird vollzogen . . . das Diner übertrifft alle Erwartung, wenn es auch von einem freundschaftlichen Mahle so verschieden ist, als Geld von Geist und Herz, . . . und . . . spät in der Nacht . . . kehren die Gäste, mit überladenem Magen und doch am Ende gelangweilt, heim.

Ein Tag aus dem Hamburger Leben im Jahre 1786 . . . ist vorüber.

Geld und Geist.

Zehn Jahre nachher.

Der Mai des Jahres 1796 hatte sich überaus prächtig angelassen. Auch die freundliche Gegend, in der die altehrwürdige freie Reichs-, Handels-, Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt lag, durfte sich seines Zauberschmuckes im vollsten Maße erfreuen.

Wie ein vielfach geschlängeltes Silberband wand sich hier der Main — in seiner bescheidenen Größe doppelt malerisch — durch das liebliche Thal, das seine einst mächtigeren Fluthen ihm in grauer Vorzeit gebildet, bis er — offen und lebenslustig, wie die Menschen, die seine Ufer bewohnen, — in die herrliche fruchtreiche Ebene tretend, die sich vom Fuße des Spessarts aus bis zu seiner Mündung in den Rhein erstreckt, damals wie heute, seine blitzenden Grüße den fernen Gebirgen zuwarf.

Alles hatte der Frühling hier mit frischem Grün, mit Blumen und Blüthen übergossen, und wunderbar genug hoben sich aus dem Saatengrün, und dem dufti-

gen Blüthenschnee zahlloser Fruchtbäume die dunkelen Mauern und Steinmassen der mächtigen Stadt, von dem gewaltigen Dome, sowie von den Thürmen der Kirchen und Klöster, der Wälle und Festungswerke überragt.

Aber es schien auch, als ob selbst die ganze weite Umgegend das alte Frankfurt zu ihrem Lieblinge erkoren habe, so sorglich umschlang es — von Norden nach Südwesten hinstreichend — das prächtige Taunusgebirge in weichem Bogen. Und doch hatte sich schon damals noch manch' andere Stadt, — manch' anderes Städtchen näher und vertraulicher an dies schöne Gebirge geschmiegt, wie z. B. Homburg, das freilich zu jener Zeit — wenn auch als Residenz der Landgrafen von Hessen-Homburg mit einem schönen Schlosse geziert — noch ganz unbedeutend und unansehnlich war.

Aber lag es denn nicht reizend, dieses kleine schlichte Homburg oder „Höhnburg" — wie es das Mittelalter nannte — auf einer Vorhöhe jenes Taunusgebirges, 600 Fuß über der Meeresfläche, umspült von einer reinen köstlichen nervenstärkenden Luft?

Blickte sein gewaltiger, 180 Fuß hoher, ganz frei dastehender und mit 10 Fuß dicken Mauern versehener Schloßthurm, — dieser Zeuge großer Thaten und Begebenheiten, — dieser mittelalterliche Rest der alten niedergebrannten Burg — nicht damals wie heute weit ab bis in das Main- und Rheinthal?

Entquollen hier dem mütterlichen Schooße der Erde nicht auch zu jenen Zeiten schon köstliche Mineralquellen? wenn sie auch erst von ganz Wenigen beachtet wurden und — außerhalb des kleinen Homburgs selbst — fast noch Niemanden bekannt waren. Das ganz unbedeutende Städtchen träumte ja damals noch nicht von dem Glanze und der Pracht, die ihm, als einem der berühmtesten Badeorte Deutschlands, fünfzig Jahre später werden sollten!

Wohl aber thronte schon damals auf anmuthiger, mit kunstvollen Gartenanlagen umgebener Anhöhe, die ganze Gegend ringsum beherrschend, das Landgräfliche Residenz-Schloß. Ein — ursprünglich von den Römern gegründetes — Castell, wurde es in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges zerstört und erlebte im Laufe der Jahrhunderte so manchen Wechsel, so manches abenteuerliche Vorkommniß, daß in stiller Nacht die Geister gar wunderliche Sagen und Mähren in und um seine Mauern flüstern und erzählen konnten.

Indeß schöner noch als dies Schloß und seine, zwar kunstvollen, aber nach altfranzösischem Style unendlich langweiligen Gartenanlagen, ist die Umgebung Homburgs. Auf allen den schönen Anhöhen und Thälern ringsumher ruht dabei, den Zauber unendlich erhöhend, die Geschichte einer klassischen Vorzeit.

Da liegen im Norden des Städtchens auf dem leicht

bemerkbaren Gebirgseinschnitt, über welchen die nach Usingen führende Chaussee geht, ein und eine viertel Stunde entfernt und 1304 Fuß hoch . . . die Ruinen der Saalburg, eines alten, von Drusus angelegten Römer-Castelles, das von Herrmann zerstört, von Germanicus aber, bevor er in das Kattenland einfiel, wieder hergerichtet wurde.

Da liegt, an dem Flüßchen Nidda, der Flecken Heddernheim, der seinen Ursprung Kaiser Hadrian verdankt, welcher dort ein befestigtes Lager aufgeschlagen.

Da läuft auf den Höhen des Taunus, der von den Römern unter Tiberius errichtete Pfahlgraben hin, der jene Feinde Germaniens gegen die Volksstämme der Sigambrier, Cherusker, Sueven und Katten schützen sollte.

Da liegt — ebenfalls nicht weit von Homburg entfernt — Bilbel (Villa bella), auch eine römische Niederlassung und später, im Mütelalter, der Sitz eines Rittergeschlechtes.

Ueber alles dies hinaus aber ragt das herrliche Taunusgebirge, mit seinen prachtvollen Wäldern, seinen Höhen und Thälern, Felsen und Burgen, Bächen und Heilquellen, und seinen zwei, die Wolken küssenden Spitzen, dem „Altkönig" und dem „Feldberg."

Noch kocht dieses einst vulkanische Gebirge in seinem verborgenen Laboratorium die unterirdischen Gewässer,

die es in mehr als zwanzig berühmten, theils kalten, theils heißen Quellen, wie eine liebende, sorgsame Mutter der leidenden Menschheit zum Heil hervorsprudeln läßt. Noch heben sich stumm und majestätisch diese gewaltigen Höhen, die durch Jahrtausende hindurch so viele Reiche und Gewalten kommen und gehen, — so viele Menschengeschlechter an sich vorüberziehen, — so viele Thaten und Namen prunken . . . und wieder verschwinden sahen!

Aber der großartigste Punkt des ganzen Taunus ist doch wohl der „Feldberg", um dessen nahe an 3000 Fuß hohen Gipfel gespenstisch, wie die Wolken des Himmels, so die Sagen der Vorzeit, so die Mähren von „Brunhildis", der „heiligen Hildegard", vom „Herrmannsborn", dem „Lindwurm" und „Altkönig" ziehen.

Diesen schönen sagenreichen Berg nun — dessen Gipfel eine herrliche unermeßliche Aussicht in die Main- und Rheingegenden krönt — waren, lange vor Sonnenaufgang, . . . sie wollten das hohe Gestirn des Tages ja eben hier aufgehen sehen . . . zwei junge Männer heraufgestiegen.

Jetzt, es fing gerade an zu dämmern, standen sie oben auf des Berges höchstem Gipfel. Eine gewaltige Felsmasse, der „Brunhildenstein" genannt, schützte sie vor dem ziemlich stark wehenden kalten Morgenwind. Auch dies Plätzchen war historisch: die ostfränkische Kö-

nizin Brunhilde überschaute, der Sage nach, von hier aus oft beim Glanze der Morgensonne ihr Reich. Jetzt aber war noch nichts zu schauen und die beiden jungen Männer mußten sich noch ein halbes Stündchen gedulden. Sie thaten es gern, um von dem ziemlich beschwerlichen Wege auszuruhen, und . . . zu erzählen hatten sie sich ja, nach längerer Trennung, ohnedem genug.

Beide waren Universitätsfreunde. Der ältere — der schon damals bekannte Dichter Hölderlin — war zum Besuche des etwa fünf Jahre jüngeren, seit kurzer Zeit in hessen-homburgischen Diensten stehenden und daher auch in Homburg wohnenden Sinklair's gekommen. Sinklair hatte Hölderlin eigentlich in dem nahen Frankfurt eine Hofmeisterstelle verschafft, und ehe diese angetreten wurde, wollten beide noch einmal ein paar Tage frei und ungenirt mit einander verleben. Solche Nachklänge aus den Universitätszeiten sind ja so schön! . . . es sind die lieben prächtig-glänzenden Abendsterne der versinkenden Jugend. Vielleicht führt das Mannesalter dann noch strahlendere Gestirne herauf . . . aber freilich nur . . . vielleicht! Sorgen bringt es gewiß und die holde Jugend blüht eben nur einmal. Darum: „Laß dir deine Rosen nicht bleichen, selige Götterjugend! Laß im wild stürmenden Leben deine Schöne nicht altern. Das ist ja die Freude, das ist ja die Seligkeit, daß du den sorgenfreien, den rein-blauen,

den lichtstrahlenden Himmel des Glücks in dir trägst!"

In Sinklair's Seele ruhte er noch voll und ganz und mit der alten Spiegelfläche. Sinklair war der letzte Sprößling eines nach Deutschland verpflanzten Zweiges der schottischen Familie dieses Namens. In Tübingen hatte Sinklair mit Hölderlin studirt und Freundschaft geschlossen. Beide einten hier gleiche Grundsätze, ein gemeinsamer philosophischer Grundzug im Wesen, der sich besonders am Fichte'schen System genährt und herangebildet, und namentlich das schöne, poetische Talent, das jeder von ihnen besaß. Sinklair war dabei ein Mann von vortrefflichem Gemüth. Sein richtiger feiner Takt und sein glücklicher Frohsinn, verbunden mit Witz und heiterer Laune, machten seine Gesellschaft äußerst angenehm und unterhaltend, so daß er auch am landgräflichen Hofe gern gesehen war. Es lag wirklich eine schöne diplomatische Laufbahn vor ihm.

Seinem Freunde Hölderlin wollte freilich das Glück bis dahin weniger lächeln. Vielleicht nahm es jetzt — gerade durch Sinklair's Empfehlung — eine glücklichere Wendung. Uebrigens hatte Hölderlin schon von der Natur einen Empfehlungsbrief erhalten, der gar nicht zu verachten war: er war schön . . . sehr schön! . . . ja seine Schönheit hatte etwas Ideales!

Seine Studiengenossen sagten: wenn er vor Tische

in dem gemeinsamen Speisesaal auf und abgegangen, sei es gewesen, als schreite Apollo durch den Saal.*) Und diesem Aeußeren entsprach der zarte, im Zusammenstoße mit der gemeinen Wirklichkeit leicht zur Melancholie werdende Schwung der Seele. Alles war dabei edel an ihm — Aeußeres und Inneres — griechisch schön und von einer Harmonie, in der eine ungemeine Anziehungskraft lag. Es konnte kaum einen liebenswürdigeren und geistvolleren Menschen geben, wenn ihm auch manche Leute sein glühendes Schwärmen für das alte Griechenthum nicht verzeihen mochten oder in ihrer Trivialität lächerlich fanden.

Ein volles reiches Haar schmückte dabei sein Haupt; sein braunes Auge blickte in schwärmerischem Glanze, die geistige Welt verrathend die hinter ihm ruhte. Sein Wuchs war schlank, seine Größe starkmittel, sein Benehmen fein und anstandsvoll.

In der That! . . . als jetzt die Dämmerung immer lichter wurde und die Umrisse seines Körpers erkennen ließ, war es, als ob eine jener antiken griechischen Heldengestalten auf dem Brunhildenfelsen sitze, . . . eine, der Nacht und der Vergangenheit entstiegene Göttergestalt!

*) Thatsache. — Siehe auch: „Hölderlin's Leben" von Schwab II. Theil d. s. W. H. S. 274.

Und ein Götteranblick, dem die Herzen der beiden Freunde mit gespannter Erwartung entgegenschlugen, bereitete sich denn wirklich jetzt auch vor.

Noch lag Dämmerung über der Welt . . . nichts war zu unterscheiden . . . alles lag Grau in Schwarz . . . Himmel und Erde! — — Da glimmt plötzlich der erste Strahl der Morgenröthe im fernen Osten auf . . . ein leiser röthlicher Hauch, der immer weiter in den Himmel hineinwächst und immer tiefer und tiefer erglüht!

Jetzt schon übergießt er die höchsten Gipfel des Spessarts und des Odenwaldes mit Purpur und flüssigem Golde. Wie Feuerwogen ziehen die wellenförmigen Kämme der fernen Gebirge dahin, . . . eine goldene Krone auf dem Haupte der schlummernden Welt, die ruhig noch liegt in dichtes Dunkel gehüllt.

Aber das Licht siegt! . . . Wie eine beleuchtete Insel, die zur Nacht auf dem Ocean schwimmt, liegt jetzt die östliche Gegend.

Und es wachsen die purpurnen Schwingen des Morgenrothes, . . . und es wächst das Licht und fliegt, einem Adler gleich, empor, . . . und aus den Schatten der Nacht tauchen — wie lächelnde Genien aus dunkelen Fluthen — einzelne Landschaften auf . . . hier liebliche Ortschaften in schattigen Gründen, . . . dort Wälder und Höhen aus nebligten Tiefen.

Jetzt kann man schon zusammenhängende Bergreihen mit ihren Krümmungen und Einschnitten deutlich unterscheiden. Ein hellgrauer Streifen schlängelt sich fernab, der Ebene entlang, der Main.

Aber noch immer säumt die Sonne . . .

Wie groß, wie feierlich ist Alles rings umher! . . .

Kein Ton! kein Laut! . . . in Todtesstille harrt die Welt der Geburt des Lichtes

Da! . . . da! mit einemmale zuckt ein blendender Strahl am Himmel auf! Es ist wie ein Jauchzen . . . wie ein Werde-Ruf des unendlichen ewigen Weltengeistes!

Und dem Strahle folgt ein Blitzen des Lichtes . . . und göttlich groß, erhaben und majestätisch steigt die Königin des Tages — ein rothglühender, ein goldener Flammenball — empor.

Welch' ein Schauspiel! . . . welch' eine Größe! . . . welch' eine Pracht!

Jetzt sieht man den Rücken des Donnersberges prächtig beleuchtet und Main und Rhein vertauschen ihr Grau mit hellem Silberglanze.

Die jungen Männer stehen lautlos, — in seliges Schauen und Staunen vertieft, — und merken nicht, wie auch sie jetzt Sonnenschein umfließt, während zu ihren Füßen Thäler und Ebenen, Dörfer und Burgen, Wälder und Felder noch in dämmerndem Halbdunkel

ruhen. Aber nur Minuten noch . . . und auch ſie grüßt der Tag.

Und welche Fernſicht jetzt! . . . welch' koloſſales Rundgemälde! . . . welch' ein Blick über hundert und fünfzig Stunden im Umkreiſe, die einen der ſchönſten Theile Deutſchlands . . . die einen einzigen ungeheueren Garten bilden!

Dort, am äußerſten Saum im Norden der Weſterwald, weiter die Röhn, der Speſſart und der Odenwald; . . . die Gipfel der Bergſtraße, die Gebirge um Heidelberg bis an den Rhein. Jenſeits die Vogeſen . . . der Donnersberg . . . der Hunnenrück . . . die Rheingebirge bis zu dem Siebengebirge hin und dort . . . die Wetterau! In der Nähe aber wieder die wunderſchönen Ausläufer des Taunus. Hier Homburg mit Schloß und Thurm . . . dort Darmſtadt . . . fernab Mainz . . . und gerade gegenüber, umgeben von einer Menge Ortſchaften, die alte freie Reichsſtadt Frankfurt, mit ihren ernſten Steinmaſſen, mit ihren ſchwarzen Schieferdächern, mit dem gewaltigen Dom und ihren Zinnen, Thürmen und Thürmchen! . . .

Der Anblick war in der That zu groß, zu mächtig zu allgewaltig, um für den erſten Augenblick etwas anderes hervorzurufen, als ein ſtaunendes: „O Gott, wie herrlich!“ . . .

Die Natur iſt ja die große, ewig bewegte Woge der

Allliebe! Wer ihr mit offenem Herzen, mit offenen Sinnen entgegenkommt, den erfaßt sie auch allgewaltig und trägt ihn empor zu jenem unaussprechlich seligen Gefühle des Aufgehens in der, das All umfassenden unendlichen Liebe, die der Träger alles Daseienden ist.

Und jetzt erwachte mit dem Lichte auch das Leben in der Natur. Die schlafenden Blumen, vom Schlummer gesättigt, schlugen die Augen auf; aus Busch und Laubdach huschten die Vögel. Die bewegtere Morgenluft trug die Gebete der Thäler herauf: die Stimmen der Heerden und das Geläute der Morgenglocken.

„O wie herrlich!“ — rief Hölderlin in Entzücken versunken — „wie groß und göttlich schön ist doch dies alles! Wie jetzt das hohe Licht, das heitere, den gewohnten Pfad daherschreitet, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwärmt und all' ihre Kinder wieder sich fühlen. Und wir Einsammen hier oben und doch gerade jetzt mit der ganzen Unendlichkeit selig Verschwisterten, . . . sollen wir nicht vor Entzücken an dem Herzen der großen göttlich schönen Natur Liebesthränen weinen?“

Und er konnte lange das Auge nicht abwenden.

Auch Sinklair fühlte sich erhoben und unendlich erfreut, obgleich er den Anblick der aufgehenden Sonne schon öfter hier genossen. Das wirklich Schöne und

Große verliert ja nie seinen Reiz; daher auch gaben die Alten den Göttern ewige Jugend.

Aber um viel zu sprechen war der Eindruck noch zu gewaltig und zu heilig. Lange standen die jungen Männer schweigend nebeneinander und schauten nur und lauschten, und ließen die zarten Wellen der Luft Haupt und Brust umspülen. Verloren in den unendlichen Raum blickten sie bald hinauf in den blauen Aether, bald hinein in die weite Welt mit ihren blühenden und grünenden Auen, und es war ihnen, als öffne ein verwandter Geist die Arme, als löse sich hier alles Engende des menschlichen Daseins auf in das Leben der Gottheit.

Endlich sagte Hölderlin in seliger Erinnerung an seinen „Hyperion" — das Dichterwerk, an dem er jetzt schuf — und ein schönes, unendlich glückliches Lächeln umschwebte dabei seine Lippen:

„Ja! Eines zu sein mit Allem, was lebt, ... in seliger Selbstvergessenheit wieder zu kehren in's All' der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle und der Donner seine Stimme verliert und ... das kochende Meer der Woge des Kornfeldes gleicht! ... Eines zu sein mit Allem, was da lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch, der Geist des Menschen

den Zepter weg, und alle Gedanken schwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künstlers vor seiner Urania, und das eherne Schicksal entsagt der Herrschaft, und aus dem Bunde der Wesen schwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beseligt, verschönert die Welt! . . . Ja! ja! . . . Eines zu sein mit Allem, das ist Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen!"

„Aber ich muß Dir jetzt auch, als Dein Cicerone, die Gegend erklären!" — sagte hier Sinklair, der, trotz seines stets offenen Sinnes für Natur und Poesie, den praktischen Boden nicht gerne unter den Füßen verlor, und seinen schwärmerischen Freund kannte.

Hölderlin folgte, — anfangs freilich nur mit halbem Ohre und halb abgewandtem Geiste. Sinklair aber, den der herrliche Morgen unendlich heiter, fast übermüthig gestimmt hatte, sprach so frisch und ließ manchen so treffenden Witz mit unterlaufen, daß der Freund bald ganz bei ihm und seiner Rede war. Der junge angehende Diplomat verrieth dabei schöne Kenntnisse. Sprach er doch gleich geistreich über die geologischen, geognostischen und geschichtlichen Verhältnisse der ganzen Gegend.

Als er zuletzt auch Frankfurt berührt hatte, das jetzt im hellsten Sonnengolde dalag, sagte er:

„Und dort also wird sich in einigen Tagen Dein Le-

bensfaden anspinnen. Nun, es ist ein schönes Fleckchen Erde, dieses Frankfurt, möge Dein Leben Dir dort so heiter und so sonnig werden, wie jetzt im Augenblicke die gute alte Stadt daliegt."

„Ich sehe meinem neuen Wirkungskreise mit Freuden entgegen!" — versetzte Hölderlin und drückte dem Freunde, der ihn dahin empfohlen, dankbar die Hand. Die Hofmeisterstelle, von welcher hier die Rede, war ja eine ausgezeichnete, sogar glänzende zu nennen, da die Familie Gontard, deren Kinder Hölderlin erziehen sollte, nicht nur zu den reichsten und ausgezeichnetsten, sondern auch zu den gebildetsten der Reichsstadt gehörte. Namentlich konnte Sinklair, der im Gontard'schen Hause persönlich bekannt war, die Dame des Hauses nicht genug loben und preisen, sowohl in Betreff des Charakters, als ihrer Schönheit und Bildung.

„Ist sie eine Frankfurterin?" — frug Hölderlin.

„Nein!" — entgegnete Sinklair — „sie ist eine geborene Borkenstein von Hamburg."

Sinklair erörterte nun — indem sich beide Freunde niederließen und an einem kleinen, in einer Botanisirbüchse mitgebrachten Frühstück stärkten, — die näheren Verhältnisse. Die Kinder, von sieben bis neun Jahren, sollten trefflich gerathen und wahrhaft liebenswürdig sein.

Hölderlin ward von allem dem, was er jetzt zum erstenmale bis in das Einzelne hörte, ganz glücklich. Es

läßt sich ja in guten Stunden mündlich so viel erörtern, was schriftlich stets lückenhaft bleibt; und auch in Homburg, in Sinklair's Familie, hatte sich noch kein rechter Augenblick bieten wollen, um die Sache weitläufig zu durchsprechen. Schriftlich war sie ja ohnehin schon abgemacht.

Man kam von Einem auf das Andere und Sinklair freute sich nur, den Freund — der noch vor kurzer Zeit einer tiefen Melancholie verfallen schien — jetzt so lebensfrisch und heiter, so selbstvertrauend und hoffnungsreich der neuen Stellung entgegengehen zu sehen. Hölderlin liebte Kinder und kannte keinen schöneren Beruf — außer dem des Dichters — als solch' begabte und wohlgerathene Wesen zu tüchtigen Menschen heranzubilden.

„Was ist's denn mit der Erziehung Fremder anders, als mit der eigenen!" — sagte er glücklich und voll Jugendmuth — „der Lehrer erzieht zugleich sich mit den Kindern und die Kinder mit sich. Alles Leben ist ja überhaupt Erziehung und alle Erziehung ist wieder Streben nach Vollendung, das heißt: nach dem Erringen der höchsten Schönheit!"

„Jene höchste Schönheit war immer unser Ideal!" — versetzte Sinklair; aber er konnte in seinem fröhlichen Uebermuthe den Scherz nicht lassen und fügte hin-

zu: — „Wie Du nun dieſer Schönheit nahe gerückt wirſt! . . . ſei nur vorſichtig und bewahre Dein Herz.“

„Im Gegentheil!“ — meinte Hölderlin — „ich will es hingeben . . . an meinen ſchönen Beruf nämlich und an die Kinder. Iſt's denn nicht ein Jammer, daß die meiſten Menſchen aufwachſen, wie Reben ohne Stab? Die wilden Ranken breiten ſich dann richtungslos über den Boden aus. In die Breite, nicht in die Höhe treibt der Saft. Du weißt ja, wie ſo manche edle Kraft bei uns zu Grunde geht, weil ſie nicht genützt wird.“

„Leider nur zu wahr!“ — ſagte der Freund beſtätigend.

„Ging es mir nicht ſelbſt ſo?“ — fuhr Hölderlin fort. — „Ich ſchweifte in meiner früheſten Jugend umher, wie ein Irrlicht, griff Alles an, wurde von Allem ergriffen; — aber — auch nur für den Moment, und die unbehülflichen Kräfte matteten ſich vergebens ab. Ich fühlte, daß mir's überall fehlte, und konnte doch mein Ziel nicht finden. So auch geht es den meiſten Menſchen in ihrer Jugend; dann aber kommen ungeſchickte Hände und üben lange genug Geduld und Kunſt an dem rohen Stoff; aber der Stoff, der zumeiſt Stein und Holz iſt, bleibt dies auch . . . im beſten Falle nimmt er von außen die edle Menſchenform an. Aber ſo ſoll es bei mir und den Kindern, die mir an-

vertraut werden, nicht sein. Selbst begeistert von dem Ideal der höchsten geistigen und moralischen Schönheit, will ich diese Begeisterung auch meinen Zöglingen einhauchen und dadurch dem gebundenen Genius die Flügel lösen . . . sie nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich zu Menschen machen."

„Schön, edel . . . aber gefährlich!" — meinte Sinklair, dem Freunde ein Glas Wein hinreichend, — „denke an Prometheus!"

„Auf die Gefahr seines Schicksals hole ich doch meinen Zöglingen das göttliche Feuer vom Himmel! Aber es ist recht, Freund, daß Du Griechenland nennst. O! nur die Griechen, die Herrlichen, verstanden was Schönheit ist!"

„Bester Freund!" — rief hier Sinklair — „wir haben auf der Universität tüchtig für Griechenland geschwärmt . . ."

„Und nicht mit Recht?"

„Mit dem vollsten! Aber verlieren wir in der heiligen Begeisterung für eine allerdings herrliche und große Vergangenheit die Gegenwart und was sie Gutes und Schönes bietet, nicht aus den Augen!"

„O!" — rief Hölderlin — „unsere Zeit und unser Geschlecht sind nichts, wenn sie nicht zu der Größe des Alterthums zurückkehren. O mir, mir beugte die Größe der Alten oft genug, wie ein Sturm, das Haupt; . . .

mir raffte ſie die Blüthe vom Geſichte, und oftmals lag ich, wo kein Auge mich bemerkte, unter tauſend Thränen da, wie eine geſtürzte Tanne, die am Bache liegt und ihre welke Krone in die Fluth verbirgt. Wie gerne hätte ich da einen Augenblick aus eines großen Mannes Leben mit meinem Blute erkauft!"

„Und warſt d'rauf und d'ran, Dein eigenes ſchönes Leben einem Phantome zu opfern!" — ſagte Sinklair. — „Dein all' zu großes Schwärmen für das Alterthum entrückte und entfremdete Dich dem Leben der Gegenwart, das Dich friſch und fröhlich umrauſchte. Lebend in einer großen verſunkenen Welt, warſt Du ein Fremdling in der wirklichen . . . ſie mußte Dich zurückſtoßen und Du büßteſt Deinen Irrthum mit einem Dich und Deine edelſten Kräfte verzehrenden Trübſinn."

„O ſchweige von jenen Zeiten!"

„Ich zeige Dir die Klippe nur, damit Du nicht abermals an ihr Schiffbruch leideſt. Deine neue Stellung verlangt vor allen Dingen ein ruhiges, kaltes und praktiſches Weſen; denn . . . bedenke es wohl . . . Du kommſt jetzt in Sphären, wo das Praktiſche alles . . . und das Ideale nichts gilt. Frankfurt iſt eine Handelsſtadt und die Gontard's ſtehen als Muſter klug berechnender, vorſichtiger Handelsherrn im großen Style da.

„Soll“ und „Haben“ sind dort das Motto und der Leitstern des Lebens!“

Hölderlin lächelte schön; dann sagte er — „es soll auch mein Motto sein: meine Zöglinge „sollen“ tüchtige und edle Menschen werden, trotz der Wüste in die sie das Schicksal gesetzt, und ihr „geistiges Haben“ darf einst ihrem weltlichen und klingenden nicht nachstehen.“

„Das laß ich gelten!“ — versetzte Sinklair heiter — „übrigens fürchte nichts . . . mit der Wüste ist es nicht so arg; jedenfalls führt sie viel, sehr viel Gold im Sande und dann grünt und blüht Dir nahe genug eine herrliche Oase. Madame Gontard ist nicht nur eine vollendete Schönheit von edler griechischer Gestalt — da hast Du gleich etwas aus Deinem vergötterten Griechenland — sie ist auch eine vortreffliche Mutter und ein Wesen voll Geist, Liebenswürdigkeit und selbst tieferer Bildung.“

„Gott sei Dank!“ — sagte Hölderlin.

„An etwas freilich wirst Du Dich in Deiner neuen Stellung gewöhnen müssen!“ — fuhr Sinklair mit nicht ganz zu verbergender Verlegenheit fort.

„Und das wäre?“

„An den in jener Sphäre herrschenden kaufmännischen Stolz.“

„Ich werde ihm, neben Bescheidenheit, die Würde entgegensetzen, die einem Menschen Geist und edles

Streben giebt. Auch hoffe ich, ſollen meine Leiſtungen — wenn nicht die Zuneigung, doch die Achtung von Herrn und Frau Gontard gewinnen!"

„Schon die feine äußere Bildung dort garantirt Dir dies . . . bei der Mutter der Kinder wird ſie Dir auch das Herz zollen."

„Nun denn," — rief Hölderlin — „ſo laß uns die Sache verſuchen! Warum ſoll überhaupt der weitſchauende Geſchäftsmann, der es durch eigene Verdienſte zu etwas Großem gebracht hat, nicht mit einem gewiſſen Stolze auf ſein Werk ſchauen? Nur darf dieſer Stolz natürlich kein leerer Geldſtolz ſein, der auf fremde Verdienſte und lediglich Ererbtes ſich ſtützt, . . . denn der iſt und bleibt lächerlich! Aber der Handel Deutſchland's überhaupt und der Frankfurts insbeſondere hat doch auch ſeine ehrenvolle und ruhmwürdige Geſchichte, wie das deutſche Bürgerthum."

„So iſt es!" — verſetzte Sinklair. — „Wenn der Handel auf das Wohlſein der Staaten entſchiedenen Einfluß hat, und kein Gemeinweſen, groß oder klein, ihn miſſen kann, ſo iſt er doppelt wichtig, ja unerſetzlich für die zunächſt auf ihn angewieſenen Handelsſtädte. Denn hier iſt er die Lebensquelle, aus der alle Theile des Ganzen Nahrung und Wohlſtand empfangen."

„Das Bild der Pallas!" — fiel hier Hölderlin ein

— „welchem die Bürger Alles, ſelbſt Leben und Freiheit verdanken.“

„Schau nur dort hinüber!“ — fuhr Sinklair fort — „ſchon die Natur erkor ja Frankfurt zu einem Handelsplatz. Hier, an der bequemen Ueberfahrt der Franken — an der uralten Frankenfurth, — im Mittelpunkte fruchtbarer Länder, mag ſicher, ſchon Jahrhunderte früher, ehe man Buch und Rechnung führte, der Ertrag von Feldern, Heerden und Jagden vertauſcht worden ſein. Hier blühten ohne Zweifel Handel und Gewerbe, zu einer Zeit, wo manche jetzt prunkende Königſtadt nicht den kleinſten Beitrag zur Entwicklung der bürgerlichen Thätigkeit geleiſtet hatte.“

„Den eigentlichen Grund zu der jetzigen Bedeutung des deutſchen Handels legte aber doch erſt das Mittelalter!“ — ſagte Hölderlin.

„Allerdings!“ — fuhr Sinklair fort — „und zwar geſchah es in Frankfurt im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts durch Fremdlinge, die während des ſpaniſchen Verfolgungskrieges aus den Niederlanden — vornehmlich aus dem volkreichen Antwerpen — einwanderten; ſowie durch Reformirte, die, ihres Glaubens halber, aus Frankreich herüber flüchteten. Die neuen Gäſte aber gehörten zu jenem Schlage von Menſchen, welche das Glück nicht träge, die Noth nicht feig macht. — Sie brachten nebſt geprüfter Erfahrung, Fleiß, Pünkt-

lichkeit, angeborenen Unternehmungsgeiſt und auch Geldmittel in ihre zweite Heimath. Damit aber machten ſie ſich den Gewerbfleiß zinsbar und begründeten, mit Hülfe ihrer auswärtigen Verbindungen, einen vortheilhaften Zwiſchenhandel. Ihr reger Geiſt verherrlichte ſich dabei in neuen Schöpfungen. Bald errichteten ſie Manufakturen, welche tauſende von Webern, meiſt aus ihrem eigenen Volke, ernährten; bald ſtifteten ſie Wechſelhäuſer und Waarenhandlungen, welche zum Theile noch jetzt beſtehen und die ſchönſten Blüthen treiben."

„Gewiß ein ſchöner Ehrenbrief für die Nachkommen!" — rief Hölderlin. — „Oder ſollte eine Firma, die Jahrhunderte hindurch unbefleckt und unermüdlich thätig von dem Vater auf den Sohn forterbte, nicht in den Augen der Vernunft wenigſtens eben ſo viel gelten, als ein alter morſcher Adelsbrief? Es kommt ja doch am Ende alles in dieſem Lebensgetriebe auf Eines heraus. Der Eine ſucht es im Reichthum, der Andere in der Ehre, der Dritte im Wiſſen. . ."

„Und wir . . ."

„Ich denke," — rief Hölderlin mit ſtrahlenden Augen — „in der harmoniſchen Vollendung unſeres geiſtigen und ſittlichen Weſens! Zu dieſer Vollendung meiner ſelbſt und Anderer treibt es mich mit Liebe und

mit frischer Jugendlust und Jugendkraft. Lust und Liebe aber sind die Fittige zu großen Thaten. Wer die Wahrheit liebt, wird sie finden; wessen Herz sich über den ängstlichen egoistischen Gesichtskreis erhebt, in dem die meisten Menschen heranwachsen und den wir leider auf dem Fleckchen Erde, das uns zur Ruh' und Wanderung gegeben ist, fast überall wiederfinden, der wird mit freiem unbefangenem Geiste vorwärts schreiten und darum auch sein Ziel nicht verfehlen. Solch' Streben und Ringen macht dabei den Geist immer stärker und gelenker. O Freund! Freund! ich denke es liegt jetzt eine schöne Zukunft vor mir. In meiner neu anzutretenden Stellung will ich mich noch recht tüchtig ausbilden; . . . will Welt, Menschen und Leben studiren und den Versuch machen, in allen mir nahe tretenden Seelen den alten griechischen Schönheitsgeist wieder zu wecken. Er . . . und er allein kann . . . er muß die Welt regeneriren! Zum Dichten bleibt mir ohnehin Muse, und so denke ich einst würdig unter den Würdigen des Vaterlandes zu stehen!"

Von der schönen Begeisterung des Freundes ergriffen und seine freudigen Hoffnungen theilend, erfaßte hier Sinklair die Hand Hölderlins und drückte sie warm und innig. Im gleichen Augenblicke hörte man aus nicht allzu weiter Ferne Stimmen und muntere Zurufe.

Die Freunde erhoben ſich. Es war eine Geſellſchaft von jüngeren und älteren Leuten, die, keuchend und die Stirnen trocknend, die Spitze des Berges erklommen.

Ein herrlicher Tag.

Sinklair erkannte auf den ersten Blick in den heraufsteigenden... Frankfurter, — wahrscheinlich waren es wohlhabende Handwerksleute. Denn der Bürger... der Bürger der altehrwürdigen freien Reichs- und Handelsstadt — zumal wenn er dem Mittelstande angehört — verleugnet sich nie. Es liegt immer etwas Wohlhäbiges, Geruhigtes in seiner äußeren Erscheinung, daß sich mit dem Ausdrucke der Lebensluft und des Selbstbewußtseins paart, und doch auch eine gewisse Gediegenheit und Solidität zur Schau trägt.

War doch heute auch Sonntag, und an einem Sonntage konnte sich schon einmal ein ehrsamer Handwerksmann einen Ausflug mit seiner Familie in die Umgegend der Vaterstadt erlauben, selbst wenn man vor Tagesanbruch aufbrechen und ein gut Stück Weges — bis an den Fuß des Taunus — mit dem Gefährte des Vetter Winkler fahren mußte. Vetter Winkler war ja Meister der ehrsamen Metzgerzunft, und besaß, als solcher,

ein offenes, mit Bänken versehenes, rings von Weiden geflochtenes sogenanntes Stuhlwäglein, wie man sie damals hatte, das im Geschäft beim Einkauf der Kälber auf dem Lande diente. Ein- oder zweimal im Jahre machte dann auch die ganze Familie darauf — es galt immer für ein großes Fest — einen Ausflug.

Denn in jenen Zeiten war die Welt und der Frankfurter Bürger noch solider als heutzutage, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe die Menschen allsonntäglich in die weite Welt führen. Der ehrsame Handwerksmann erlaubte sich in jenen Tagen Sonntags mit seiner Familie höchstens einen Spaziergang auf den Schneidwall — ein Wirthschaftslokal, das auf einer alten Schanze, dicht am Mainstrome, angelegt war — nach dem nahe liegenden Sandhofe, oder den Ortschaften Bornheim, Hausen u. s. w. um bei einem Kaffe oder einem Glase Aepfelwein die Mühen und Sorgen der Woche zu vergessen. Nur die allgemeinen Volksfeste, wie auf Pfingsten der berühmte „Wäldches"- und „Bornheimertag," und das „Kirchweihfest" irgend eines benachbarten Ortes konnten hiervon noch Ausnahmen machen.

Jetzt ist es anders,... jetzt genügen schon bald die kostspieligen Fahrten und Parthien nach den prunkenden Bädern Homburg, Soden, Wiesbaden, Creuznach und den fernliegenden Städten: Mainz, Bingen, Darmstadt

und Heidelberg nicht mehr. Rheingau und Bergstraße sind durch die beflügelnde Kraft des Dampfes zu nahegelegenen Lustgärten geworden, und wie mit diesen weitausgreifenden Parthien dem Familienoberhaupte schon gewaltige Kosten, lediglich durch die Fahrten, erwachsen, so hat sich natürlich auch bei dem Besuche der, einen ungeheuren Luxus entfaltenden Bäder und dem Zusammentreffen mit einem vornehmen reisenden Publikum, der eigene Luxus und Staat bis in das Unendliche gesteigert.

Und doch waren damals die Menschen bei ihren bescheidenen kleinen Ansprüchen viel glücklicher als jetzt.

Machten sie einmal einen etwas weiteren Ausflug, wie nach dem Taunus, nach den schönen Höhen und reizenden Thälern von Kronberg, Königstein, Falkenstein, oder gar auf den „Feldberg"... welch' ein Fest war dies für die ganze Familie, welch' eine Gemüthlichkeit dabei!

Jetzt... wird mit rasender Hast und Eile eine weite Strecke hin- und zurückgeflogen;... im Fluge ein Blick auf die Natur geworfen;... im Fluge — die Uhr in der Hand — gesehen, genossen, steif und kalt ein steifes und kaltes Wort mit Fremden und fremd unter einander — es bleibt ja nicht einmal die Zeit zu einem gemüthlichen Anschließen — gewechselt, und, überfüllt von Sinneneindrücken, übermüdet und erschöpft von der über-

mäßigen Anstrengung, in der Nacht zurückgekehrt und dies... oft mit Lebensgefahr. — — —

Wie anders war es hier. Sinklair und Hölderlin fühlten sich sofort von dem heiteren Bilde angezogen, das sich ihren Augen jetzt darbot.

Der jugendliche Theil der kleinen Gesellschaft hatte bereits die Höhe des Berges erreicht und grüßte jetzt die herrliche weite Aussicht mit lautem Jubelruf.

Es waren zwei blühende schöne Mädchen — Freundinnen wohl oder nahe Verwandte — die den Sieg bei dem Hinaufsteigen davon getragen. Aber wie glühten auch ihre Gesichtchen unter den zierlichen Strohhüten, deren kurzer Rand vorn leicht herab und nach hinten hoch hinaufgeschlagen war, so daß man den schönen dichten, in den Nacken fallenden Haarwuchs leicht sah und bewundern konnte. Lustig flatterten dabei die Bänder in der frisch bewegten köstlichreinen Luft; während sich die ganz einfachen enganschließenden Kleider von schlichtem, zierlich gestreiftem Kattun reizend an die gefälligen Formen der jugendlichen Körper anschmiegten.

Triumphirend winkten sie jetzt mit den Taschentüchern den älteren Theil der Gesellschaft heran, der eben — keuchend und schwitzend — den letzten steilen Pfad unter den Füßen hatte. Kleinere Knaben und Mädchen kamen lachend und jubelnd heran und höhnten scherzend das langsamere Alter.

Aber der ehrsame Bürger von damals pflegte sich zu Allem die gehörige Zeit zu nehmen. So auch machten es Meister Löschhoff nebst seiner Gattin und dem würdigen Vetter Winkler. Langsam und bedächtig, den Schweiß oft von der Stirne wischend, stiegen sie aufwärts,... standen auch wohl dazwischen still um zu verschnaufen und frischen Athem zu holen ... denn, wenn auch der Vetter nicht gerade dick war, so fehlte es doch dem Meister Löschhoff und seinem Weibe an einem gehörigen und stattlichen Umfange nicht.

Und wahrlich Bürger Löschhoff, — den breiten dreieckigen Hut, und unter ihm die Sonntags-Perrücke auf dem Kopfe, den respectabelen Bratenrock mit den ellenlangen Ravers und den ungeheuren Stahlknöpfen am Leibe,... mit der, bis beinahe auf die Beine langenden Weste, den kurzen Hosen, den geflammten Strümpfen, den dauerhaften Schnallen-Schuhen an den Füßen und den hohen, mächtigen Stock in der Hand — stellte Etwas im Staate vor. Und war er denn nicht auch Zunftmeister der wohlangesessenen Bierbrauer-Innung und sein Bruder löblicher „Bürgercapitän“ des IV. Quartiers?

Der Ausdruck dieser eigenen und verwandtschaftlichen Würde lag denn auch in der That in den Zügen unseres Mannes; aber ihn milderte doch auch ein un-

verkennbarer Anflug biederer Gutmüthigkeit und Geradheit.

Die Meisterin dagegen — eine noch immer ganz hübsche Frau von sechs- bis acht und dreißig Jahren — hatte etwas Strenges in ihren Zügen, das freilich im Augenblicke, durch die Schwierigkeiten des Weges hervorgerufen oder wenigstens schärfer wie gewöhnlich ausgeprägt sein konnte.

Jetzt endlich!... endlich!... war auch von den Alten der Gipfel erreicht; man grüßte die Fremden und nun ging es an ein Ausrufen und Bewundern, das in seiner Natürlichkeit und Ursprünglichkeit, aber auch in seiner Ueberfülle die beiden jungen Freunde höchlich belustigte. Sinklair kam es überhaupt gelegen, daß Hölderlin hier gleich einen so prächtigen Repräsentanten des Frankfurter Bürgerthums in seinen mittleren Schichten kennen lernen konnte. Und welch' gute Bürger, voll ächter Liebe für ihre ehrwürdige Vaterstadt diese Menschen waren, das zeigte sich auch bald; denn hatten sie im Allgemeinen die herrliche Aussicht schon reichlich bewundert, so brachen sie Alle doch — sobald ihr suchender Blick in der Ferne das liebe Frankfurt mit seinem „Pfarrthurm" (dem Thurm der Cathedrale) gefunden — in einen fast unermeßlichen Jubel aus, der für die beiden jungen Männer fast etwas Rührendes hatte.

Es war ja die Liebe... die ächte treue Liebe und

Begeisterung für ihr — wenn auch kleines — Vaterland, die sich hier geltend machte... das innere Glück, das freudig aufwallte, bei dem Anblick des Fleckchens Erde, das ihre Wiege war und ihr Grab zu werden versprach;... an das sich ihr bescheidenes Dasein, mit all seinen kleinen Freuden und Leiden knüpfte.

Alle jauchzten und schwenkten die Hüte und Taschentücher und winkten, als ob man sie in der drei Stunden entfernten Stadt sehen könne.

Aber du lagst ja jetzt auch prächtig und gar sonnengoldig da, Frankfurt, von dem der Dichter mit Recht singt:

„So freundlich an des Maines schönem Strande,
So groß in deines Alterthumes Glanz,
Im guten lieben deutschen Vaterlande,
Hoch strahlst du in der Städte edlem Kranz:
Die Freiheit schirmet deines Handels Blüthe,
Der Handel hält des Reichthums alten Bau,
Die Religion, die Sittlichkeit, die Güte,
Sie wohnen noch in Frankfurts fleiß'gem Gau
Und rings-herum, ein Schooskind der Natur,
Bekränzt die freie Stadt, die freie Flur!"

Aber der gute ehrsame Bürgersmann pflegt eben sonst kein Enthusiast zu sein: die Vaterstadt, deren Sohn er sich mit Stolz nennt, liebt er,... die Natur in ihrer überreichen Schöne, die Kunst selbst kann ihn erfreuen und erheitern;... aber der rechte Genuß, die rechte Behaglichkeit und Gemüthlichkeit fehlt ihm doch, wenn sich

der geiſtigen Anregung nicht die materielle beigeſellt. Ohne gut und reichlich zu eſſen und zu trinken giebt es für den Frankfurter Bürger überhaupt keinen Genuß. So iſt er denn gewöhnt, ſtets das Nützliche mit dem Schönen trefflich zu verbinden, und zu dem Ende kam jetzt der Fuhrknecht — der des Vetters Stuhlwäglein mit dem derben und handfeſten Pferde, das es gezogen, in Kronberg eingeſtellt hatte — mit einem ſchweren großen Korbe, einer „Mahne", wie man in Frankfurt ſagt, nachgeſchwankt. Der Korb aber, von der Meiſterin ſorgfältig in Frankfurt gepackt, enthielt, neben verſchiedenen Flaſchen Weines, eine ungemein reiche Ladung von Schinken, kaltem Braten, Frankfurter Wurſt, Käſe, Butter und Brod.

Ein neuer Jubel der Kinder begrüßte dieſen herrlichen Anblick, deſſen tiefer, die Seelen mächtig erregender Eindruck jetzt noch dadurch erhöht wurde, daß mit dem Niederſtellen deſſelben die Glocken der vielen umliegenden Ortſchaften ihr ſonntägliches Kirchengeläute erſchallen ließen und herauf in die ſonnige Bergeshöhe ſandten.

Da fiel wohl all' den guten Leuten der Gedanke ſchwer auf das Herz, daß ſie heute einmal — freilich ganz ausnahmsweiſe — den ſonntäglichen Gottesdienſt über ein Vergnügen verſäumten. Und es nahmen — als wollten ſie ihrem Herrgott für dieſe Sünde Abbitte thun — die Männer mit feierlichem Ernſte die Hüte

vom Kopfe, legten die gefalteten Hände auf den Knopf ihres Stockes . . . und beteten schweigend ein „Vater-Unser". Auch die Meisterin, die älteren Mädchen und Kinder thaten es mit fromm geneigtem Haupte . . . nur daß bei den Kleinen die Augen und die Gedanken näher bei dem Korbe und seinem ersehnten Inhalte, als bei dem ursprünglichen Spender dieser köstlichen Gaben waren.

Endlich setzte Ehrenmeister Löschhoff seinen Dreimaster wieder langsam und gravitätisch auf das edle Haupt und nun war das Zeichen gegeben, daß Freude und erlaubter Genuß — letzterer war, nach der kleinen Reise und dem anstrengenden Steigen, wahrlich schon von der Natur geboten — in ihre Rechte treten konnten.

Aber welche Thätigkeit entfaltete jetzt auch die ganze Gesellschaft. Vetter Winkler wählte ein schönes Plätzchen zum Lagern aus; die Meisterin und Käthchen, ihr liebliches ältestes Töchterchen, nebst Bäschen Mina, packten aus, breiteten ein reinliches weißes Tuch auf den Boden und legten, auf den mitgebrachten Tellern, die köstlich duftenden Speisen zurecht. Auch die Fläschchen und Gläser wurden zurechtgestellt.

Aber noch fehlte eines. Es befanden sich ja noch zwei junge anständige Männer hier oben auf der einsamen unwirthlichen Höhe; wie hätte man diese bei dem fröhlich winkenden Mahle übergehen können?

Meiſter und Meiſterin traten alſo zu denſelben heran und luden ſie mit ſchlichten, aber von Herzen kommenden Worten zur Theilnahme an ihrem kleinen Schmauſe und ihrer Freude ein.

Wohl dankten die Freunde anfangs und betheuerten, daß ſie ſchon ein kleines Frühſtück zu ſich genommen. Aber was half das? . . . die Gaſtfreundſchaft der biederen Menſchen ließ ſich ſo leichten Kaufes nicht zurückſchrecken. Es ſei ſchon dafür geſorgt — meinte die Meiſterin — daß man hier oben einen oder den anderen Gaſt miterquicken könne. Kurz . . . die Einladung war ſo freundlich und ſo dringend, die Leute zeigten ſich ſo gutmüthig und herzlich, die beiden Mädchen waren ſo friſch und anlockend . . . daß Sinklair nicht widerſtehen konnte und auch Hölderlin folgte nicht ungern, da er ſich dadurch auf die angenehmſte Weiſe von der Welt mit dem Bürgerthume der Stadt, die auch ihn jetzt für Jahre beherbergen ſollte, bekannt zu machen vermochte.

Und die beiden jungen Männer bereuten ihre Zuſage nicht, denn bald ſahen ſie ſich von der naturwüchſigſten Freude und einer Gemüthlichkeit umgeben, von der ſie früher kaum eine Ahnung gehabt. Meiſter Löſchhoff war dabei ein ganz praktiſcher einſichtsvoller Kopf, der zwar nicht über ſeine bürgerliche Sphäre hinausging, aber hier um ſo bewanderter war und dabei

gar schlicht und recht in Urtheil und Ansicht. Die Meisterin zeigte dagegen die tüchtige Hausfrau; das hübsche Käthchen aber erheiterte alle durch ihren frischen Witz und ihre ungekünstelte Heiterkeit.

Als nun aber der Hunger gestillt, sprangen die Mädchen und die Kinder davon, die herrliche Aussicht, die köstliche Bergluft und die heutige Freiheit jetzt erst recht zu genießen. Sinklair, in seiner köstlichen Laune, begleitete sie. Er, der hier oben und in der ganzen Umgegend so bekannt war, versprach, sie an die schönsten und interessantesten Plätzchen zu führen. Gleich auch hingen sich die Kleinen an seine Finger, und auch den größeren Mädchen schien der heitere Gesellschafter gar nicht unangenehm.

Hölderlin dagegen blieb bei den älteren Leuten zurück, und fand sich bald mit Ehrenmeister Löschhoff in ein lebhaftes Gespräch vertieft.

Es handelte sich über Frankfurt, das Leben dorten, die Gewerkschaften und Innungen u. s. w. und manch Anderes, was Hölderlin tiefe Blicke in das Wesen und Treiben des altstädtischen Bürgerthums thun ließ.

Gewerbfleiß und Handel — diese Zwillingsbrüder — sind ja die Pfeiler, auf welchen zu allen Zeiten das Glück der Bürger ruhte. Ja das Betreiben nützlicher Gewerbe hob noch eher, als der Handel, Frankfurt über den Wohlstand benachbarter Städte empor.

Weil man in früherer Zeit das Nothwendige dem Schönen vorzog, so bestrebte man sich auch mehr: viel zu leisten, als — wie dies jetzt der Fall ist — lediglich zu gefallen. So wurde im Mittelalter das Weben gediegener Wollstoffe ein Hauptgegenstand des bürgerlichen Gewerbfleißes in der altehrwürdigen freien Reichsstadt. Man zählte damals über dreihundert Meister dieses Handwerkes in Frankfurt; sie hatten dabei ihre Zunft- und Lagerhäuser, besetzten zwei Stellen hochweisen Rathes und trugen selbst ansehnliche Güter vom Kaiser zu Lehen. Straßen, Plätze und Höfe erhielten den Namen von ihnen. Letzteres ist freilich denn auch Alles, was die Zeit von ihrer Herrlichkeit übrig ließ. Seit Jahrhunderten ist der letzte „Wüllknapp" in Frankfurt verschwunden.

Und in welch' stolzer Blüthe standen die Bortenwirker, die Seidenweber, die vielen Gold- und Silberspinner, die Söhne Benvenuto Cellini's, die Goldschmiede! Noch im siebzehnten Jahrhundert gab es in Frankfurt 118 Juweliere, Rubin- und Diamantschneider!

Ja, ja! das Handwerk hat einen goldenen Boden! das wußte man auch 1796 noch; und Mancher wäre wohl höchlichst erstaunt, hätte er erfahren, welch' ein Vermögen die sehr bescheidene und unansehnliche Wohnung dieses oder jenes schlichten Meisters der

löblichen Frankfurter Bäcker- oder Metzgerzunft berge. Auch die Meister der Bauprofessionen: Maurer, Zimmerleute und Steinmetzen, die ehrsamen Schneider, Tüncher, Dachdecker, Schlosser, Schreiner u. s. w. standen nicht schlechter. So bildeten die Handwerker, der Masse nach, jenen glücklichen Mittelstand, dem selbst, was Anderen verderblich wird, wie Krieg und Heereszüge, den Wohlstand mehrte. Ein eiserner Zunftzwang schützte dabei — freilich zum Nachtheil sämmtlicher anderer Bürger und des Wachsthumes und der Blüthe der Stadt selbst — die zahllosen Privilegien der Gewerke und Zünfte. Die Freiheiten zerstörten die Freiheit, und die Gerechtigkeiten die Gerechtigkeit.

Als die Handwerker in Deutschland vor siebenhundert Jahren von den übermüthigen Landesherren ihr verjährtes gutes Recht zurückforderten und die Gesellschaft anfing sich aus dem alten Chaos herauszuwinden, da waren die Zünfte ein Gewicht gegen des Adels Trotz und übermüthige Gewalt; da hatten sie, wer möchte es läugnen, ihren Werth und ihre Bedeutung. Aber . . . die Zeit schreitet vorwärts . . . schon in den Tagen, in welchen unsere Geschichte spielt, hätten sie längst, was sie nützen konnten, genützt. Jetzt waren sie eher ein Hinderniß, als ein Schutzmittel der Freiheit; eher ein Hemmschuh, als ein Beförderer des Kunstfleißes. Aber man war vermögend dabei geworden und wurde es —

freilich auf Koſten ſeiner übrigen Mitbürger und des Fortſchrittes — noch, und ſo hielten denn auch ſämmtliche Zünfte hier, wie in anderen Reichsſtädten, mit unerbittlicher Strenge an dem alten Zopfe feſt. Die Zunftrechte wurden ſtreng überwacht, die Erlangung des Meiſterrechtes unendlich erſchwert, die Anzahl der Geſellen, welche die vorhandenen Meiſter halten durften, auf eine kleine Zahl beſchränkt, ſo daß ein junger thätiger Mann nicht mehr Arbeit übernehmen und liefern konnte, als ſein älteſter ſpießbürgerlicher Zunftgenoſſe; fremde, in die Zünfte eingreifende Arbeit durfte dabei keine in die Stadt, und ein Metzger z. B., der nur auf das Schlachten eines Ochſen für die Woche privilegirt war, durfte keinen halben mehr ausſchlachten und wenn er auch die Kundſchaft für zehn und zwanzig Ochſen gehabt hätte!

So war es damals und ſo blieb es noch lange; ja! — ſollte man es glauben? die Gegenwart ſelbſt ſtreitet jetzt — im Jahre Eintauſendachthundertundzweiundſechzig — erſt recht: ob dieſer Zopf abgeſchnitten, oder ob er zu Gunſten des Egoismus Einzelner und zur Schmach und Schande unſerer, ſonſt ſo raſch fortſchreitenden Zeit . . . in ſeiner ganzen Größe und Lächerlichkeit hängen bleiben ſoll.

Doch endlich wird ſie auch für Deutſchland erſcheinen — auch da, wo die alte Nacht noch liegt, — die goldene Zeit, wo des Menſchen natürliche Freiheit

wieder gelten, und Jeder das Gewerbe treiben darf, das er verſteht, und die Kräfte üben, die ihm der Himmel gab! — So ſchrieb ſchon vor mehr denn 40 Jahren der wackere Chroniſt der freien Reichsſtadt Frankfurt, und rief dabei aus tiefſter Seele aus: Wo findet Ihr, die Ihr Alles nach der Elle der Erfahrung meßt, mehr Kunſt und Geſchicklichkeit, mehr Reichthum und Wohlſein, mehr Freiheitsſinn und Selbſtgefühl, als in dem gewerbfreien England?

Aber zu ſolchem Urtheil war man freilich um das Ende des vorigen Jahrhunderts noch nicht reif. Alles ging damals noch den alten gemüthlichen Schlendrian, und glücklich war, wer in irgend einer Beziehung zu den Privilegirten gehörte. Stand auch ſchon — in Folge der franzöſiſchen Revolution — das Morgenroth einer neuen Aera am Himmel der Geſchichte . . . noch lebte, namentlich in den freien Reichs- und Handelsſtädten das volle Mittelalter.

Allerdings hatte, im Gegenſatze, auch dieſe Zeit wieder ihr Gutes.

Einfachheit und ſchlichtes Weſen waren damals noch allgemein in dem bürgerlichen Mittelſtande Gang und Brauch. Schwerlich dürfte ſich denn auch die Gegenwart einen Begriff machen können von der Einfachheit der damaligen kleinbürgerlichen Wohnungen und deren Hausrath. Aber dieſer Einfachheit nach Außen hin

entſprach auch das ſchlichte Weſen der Menſchen in ihrem ganzen Leben und Treiben.

Will man den deutſchen Mann in ſeiner Ganzheit ſehen, dann ſuche man ihn lieber in Freiſtaaten, als unter dem Scepter. Je größer das Reich, deſto mehr vereinzelnen ſich die Kräfte. Will man aber den Reichsſtädter von altem Schrot und Korn mit ſeinen Eigenthümlichkeiten kennen lernen, dann hüte man ſich, ihn in den Höhen zu ſuchen. Da waltet — in den Städten, wie in den größten Reichen, — kühle Klugheit, die den ſchlauen Januskopf nach allen Seiten wendet. Auch darf der Beobachter, will er ſeinen Mann finden, keinen jüngſt Eingewanderten zum Muſter wählen; nein, ſein Vorbild muß wenigſtens auf ein halbes Jahrhundert reichsſtädtiſcher Ahnen zurückblicken können.

Gewöhnlich iſt dieſes Urbild von geſetztem Körperbau, ſtark von Muskeln und Nerven, raſch im Gang und Geberden, ſchnell und gewandt in Geſchäften, verlaut mit der Zunge. Denn überall bricht die geſunde Derbheit der Vernunft hervor, welche das Rechte gleich in's Auge faßt, und ſtark herausſpricht. Schnell, wie ein Pfeil, fliegt das Urtheil aus der Bruſt. Selbſt die Betonung der Worte kündigt die warmblütige Stimmung im Innern an. Leicht iſt ein ſolch' Gemüth zu entzünden, und raſch lodert die einmal entbrannte Leidenſchaft zur Flamme auf. Wenig argwöhniſch von

Natur, kann es, einmal getäuscht, den Argwohn schwerlich fahren lassen; ja, es setzt ihn dann nicht selten bis zur Uebertreibung fort.

Dafür legt unser Mann desto höheren Werth auf alte geprüfte Freunde, und weiß sie, selbst wenn sie sich im Laufe der Zeit von ihm entfernt hätten, durch hundert Berührungspunkte bald wieder anzuziehen. Denn sein Sprechen und Lachen aus offener Brust, seine heitere Laune, sein gerader Sinn, sein Halten auf väterliche Sitte, machen ihn zum angenehmen Gesellschafter.

Ausdauernde Thätigkeit geht bei dem Urbilde, das uns vorschwebt, mit der Liebe zum Vergnügen Hand in Hand. Lebenslust und Arbeitseifer durchzucken seine Brust. Ist die Arbeit gethan, dann sehnt er sich nach Erholung. Erstere sieht er als Mittel, letztere als Zweck an. Zweckmäßigkeit ist überhaupt die Eigenschaft, wonach er fragt, wenn ihm etwas gefallen soll. Und mit dieser Achtung für das Wesentliche, verbindet er — so recht im Gegensatze zu der Gegenwart — bittere Verachtung alles trügerischen Schwindels.

In seinem Hause hält er streng auf Ordnung und Wirthschaftlichkeit. Wohlthätig ist er schon aus bloßem Naturtrieb. Er fragt beim Unglück nicht erst nach Stand und Namen. Wo er die Ebbe der Armuth erblickt, da bricht die Fluth seiner Milde herein. Zuweilen, doch nur selten, wird aus der Großmuth dann wohl auch

Großthun; namentlich wenn er im Vollgefühle ſeines Werthes auf Ausländer ſtößt. Dann artet auch wohl das Selbſtgefühl in Derbheit aus. — Wer verargt es aber dem Roſſe, wenn es ſcharrt und ſtampft, ſo lang es Muth und Kraft dazu beſitzt? Iſt es dem Helden vergönnt, auf ſeinen Lorbeeren zu ruhen, dem Schriftſteller auf ſeinen Ruhm zu halten, warum nicht dem Bürger, auf die Früchte ſeines Fleißes zu ſchauen, und ſich ſeiner Unabhängigkeit zu erfreuen. Und wie wenig braucht im Ganzen der ſchlichte Bürgersmann. Iſt das Haus für den Winter verſorgt, ſind Frau und Kinder gekleidet, dann dünkt ſich der Mann ſo groß wie ein König. Winkt ihm aber gar die Hoffnung, etwas zurücklegen zu können, dann iſt er fähig, mit eiſernem Fleiße Nächte hindurch zu arbeiten, um zum Ziele zu gelangen. Wohlhabend und unabhängig dazuſtehen und den Seinen einſt ein ſchönes Geſchäft und ein angemeſſenes Vermögen zu hinterlaſſen, iſt ſein Ideal. Die Pläne, beides zu erreichen, füllen ſeine angenehmſten Stunden, füllen ſein Leben aus.

Die ſchlichten Bürger jener Zeit wußten dabei nichts von wöchentlichen Zerſtreuungen, nichts von koſtſpieligen Geſellſchaften, am wenigſten von ſolchen, bei welchen man ſich bei Nacht zur Tafel ſetzt, und dem lichten Morgen entgegenſchwelgt oder entgegentanzt. Sie waren Kinder des Tages, erwachten mit der Sonne, und leg-

ten sich mit ihr zur Ruhe nieder. Gesundheit und Frohsinn begleiteten sie dafür auch durchs Leben. Kränklichkeit und Mißlaune war nur der Sold der Verkehrtheit in den höheren Ständen. Diesem allem gesellte sich aber noch Eines zu . . . und dies Eine war: der ächte und rechte Bürgersinn.

In Freistaaten gibt es eigentlich nur Einen Stand: den alten und ehrwürdigen der Bürger. Darin sind jene eingeschlossen, deren Weisheit für das Gemeinwohl wacht, deren Tapferkeit für die Freiheit kämpft, die das Volk unterrichten, das Gesetz auslegen, den Reichthum fremder Länder heimführen, oder den heimischen Fleiß in Athem setzen, die Künste in's Leben bringen, oder für die Bedürfnisse der Armen sorgen, dem Staate Summen vorschießen, oder ihn mit ihrem Schweiße bezahlen. Sie alle sind Glieder Einer Kette. Sie stehen neben einander in der Ordnung der Natur und im Range der Gemeinnützigkeit. Dies Gefühl der Gleichheit lebte denn auch von jeher in der Bürgerschaft der guten Stadt Frankfurt, und ihm gesellte sich ein guter aufopfernder Gemeinsinn bei, der, wenn es das Wohl der Vaterstadt galt, nie zurückblieb.

So stand es um jene Zeit um den einfachen, schlichten Frankfurter Bürger, und so lernte ihn der junge Dichter Hölderlin hier kennen.

Während aber Hölderlin diese ihm so interessanten

Studien in der gemüthlichen Gesellschaft des älteren Theiles der Familie des ehrsamen Meisters Löschhoff machte, hatte der jüngere Theil, unter des heiteren Sinklair's Führung, bereits die schönsten Plätzchen des Gipfels und der näheren Umgebung aufgesucht.

Jauchzend sprangen dabei die Knaben voran, sich über die Masse des zierlichen Haidekrautes freuend, das fast allein den höchsten Theil des Berges bedeckte und nur noch an dem Kraut der Preiselbeere einen Kameraden in diesen unwirthbaren Regionen fand. Die jüngeren Mädchen dagegen hüpften immer an Sinklair's beiden Händen dahin, mit dem sie jetzt schon, nach Kinder Art, so vertraut waren, als ob der junge Mann ein Glied ihrer Familie und ihnen von jeher schon bekannt gewesen sei. Vor allen Dingen aber freute Sinklair das Benehmen der älteren Mädchen. Sie standen wohl beide in ihrem sechzehnten Jahre, zeigten sich indeß bei einem recht aufgeweckten gesunden Verstande noch so ganz kindlich heiter, . . . bei aller Lustigkeit und allem unschuldigen Sichgehenlassen doch auch wieder von einer so natürlichen mädchenhaften Zurückhaltung geleitet, daß diese Frische, diese Jugend, diese Natürlichkeit den jungen Mann wahrhaft erquickte.

Das war ein, ihm im Leben und in den höheren Gesellschaftskreisen fremd gewordenes Element, in dem er sich aber gern wieder tummelte! Fast fühlte er sich mit

den Kindern ſelbſt wieder Kind ... unter der luſtigen Schaar faſt ihres Gleichen! Nie hatte ihm die Beſteigung des Feldberges die Mühe und Anſtrengung, die ſie koſtete, ſo herrlich belohnt.

Und welch' aufmerkſame Zuhörer fand er in ihnen bei allen ſeinen Erklärungen. Wie ſtaunte das luſtige Völkchen um ihn, als er ihm nun die alten zerfallenen Ritterburgen zeigte. Wie in die Felſen gewurzelt ſtanden ſie da, die Mauern und Ruinen von Reiffenberg Falkenſtein, Königſtein, Hatſtein und bildeten durch ihre dunkelen ſchwarzgrauen Maſſen einen ſeltſamen Gegenſatz zu den kleinen, in der Fernſicht ſo maleriſchen Hütten der ſie umgebenden Dörfchen.

Und überall hatte Sinklair etwas zu berichten, zu erzählen. Da hob ſich der Zwillingsbruder des Feldberges, der „Altkönig" oder „Altking":

Altkönig trägt ein grün Gewand,
Umhaucht von blauer Luft:
Stolz ſchaut er in ſein weites Land,
Gehüllt in Silberduft.

Und Morgen's, wann die Sonne ſteigt,
Legt er den Purpur an,
Und Abends, wann der Tag ſich neigt,
Da wird er ausgethan.

Und wenn er ſeine Krone nimmt
Von Wetternacht und Gluth,
Dann iſt er auf ſein Volk ergrimmt,
Das eings im Thale ruht.

Doch plötzlich führt der Abendwind
Die Wolkenkrone fort,
Spielt um die Stirn ihm leis und lind
Und flüstert manches Wort.

Da ruht sein Zorn, da schweigt er mild
Und schaut hinab ins Thal,
Gleich einem ernsten Riesenbild,
Umglänzt vom Mondenstrahl.

Sinklair wußte mehr als ein Gedicht auf ihn.

Jetzt aber, als er seiner jugendlichen Begleitung die Ruinen von Falkenstein zeigte — die Kinder kannten sie freilich schon aus der weiten Ferne von Frankfurt aus, aber nur als einen kleinen Punkt, — frug das liebliche Käthchen, ob er nicht auch von dieser Burg etwas Näheres wisse.

„O ja!" — entgegnete Sinklair freundlich — „eine recht artige Sage. Wollt ihr sie hören?"

„Ja! ja!" — riefen Alle.

„Nun!" — sagte Sinklair — „so setzt euch da um mich her, auf den weichen bemoosten schwellenden Boden und paßt auf!"

Alle gehorchten; die Kinder rissen dabei die Augen weit auf, legten die Arme auf die Kniee und sahen zu dem Erzähler mit erwartungsvollen Blicken empor.

Sinklair aber hub an:

„Dort, unweit des obstreichen Kronenbergs zur Seite des Altkönigs, seht ihr auf einer steilen Felsenspitze die

einſamen Mauern von Falkenſtein. Stille Trauer ſchwebt über dieſen Ruinen, welche jetzt die Steindroſſel bewohnt. Die Burg war in alter Zeit faſt unzugänglich, und nur ein einziger jäher und ſchmaler Fußpfad führte an das äußerſte Thor derſelben. Damals wohnte hier ein Ritter von düſterem Sinn und rauher Gemüthsart. Er hatte eine einzige Tochter, die ſchön war und leutſelig. Wenn man den Vater dem unwirthlichen Fels der Wüſte vergleichen konnte, ſo erſchien ſie wie der Stern des Abends, der über dem öden Geſtein ſchimmert. Wer die holde Irmengard geſehen hatte, dem ging das Herz auf in Vertrauen und Liebe. Dies wiederfuhr nun auch dem jungen Ritter Kuno von Sayn, den einmal ein Geſchäft auf die Burg Falkenſtein führte. Ihr freundliches Auge und ihre freundlichen Worte ſteckten ſchnell ſein Herz in Brand, und als er wieder aus dem Burgthor ging, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Ich will um ihre Hand werben.“

In dieſer Abſicht machte er nach einigen Tagen einen zweiten Beſuch auf Falkenſtein. Der Burgherr empfing ihn ziemlich kalt. Sie ſtanden mit einander in einem Bogenfenſter und ſahen hinein in die weite herrliche Gegend. — „Keine Burg liegt ſo ſchön wie die Eurige,“ — ſagte Kuno, — „aber der Weg herauf iſt gar zu beſchwerlich.“

„Ed hat Euch doch Niemand gezwungen, ihn zu

gehen," — versetzte der alte Falkensteiner etwas spitz.

„Wohl hat mein Herz mich gezwungen," — erwiderte Kuno. — „Eure Irmengard gefällt mir und ich bin gekommen, ihre Hand von Euch zu begehren."

Der Alte lächelte, und das war an ihm ein schlimmes Zeichen. — „Herr Kuno," — sagte er nach einigem Stillschweigen — „Ihr sollt meine Tochter haben, jedoch unter einer Bedingung:"

„Ich gehe sie im Voraus ein!" — rief freudig der Jüngling.

„Wohlan," — sagte der Ritter von Falkenstein — „so laßt einen bequemen Weg in diesen Felsen hauen, damit man künftig zu Roß auf meine Burg kommen könne. Aber in einer Nacht muß dieser Felsenweg gemacht werden, hört Ihr's?"

Kuno stutzte. — Der Alte schmunzelte tückisch, und sie schieden eben nicht traulich von einander.

Aber der Ritter von Sayn hatte das schöne Burgfräulein gar lieb gewonnen und darum schien es ihm nicht unmöglich, das Wagestück auszuführen.

Er ging alsbald in sein Bergwerk, rief dort seinen alten treuen Steiger und trug diesem den Fall vor. Der aber schüttelte den Kopf und sagte: — „Ich kenne das verwünschte Felsennest, und wenn ihr 300 Bergknappen hinstellt, so bringen sie das Werk

noch nicht in 100 Nächten zu Stande, geſchweige denn in einer."

Kuno ſetzte ſich, in traurigen Gedanken verloren, am Eingange des Schachtes nieder und ſaß noch da, als ſchon der Abendnebel auf den Waldwieſen emporſtieg. Indem er aber jetzt zufällig einmal die Augen erhob, ſah er ein kleines altes Männchen vor ſich ſtehen, mit weißem Haar und Bart.

„Ritter von Sayn" — ſagte das Männchen — „ich habe wohl gehört, was Du mit Deinem Steiger geſprochen. Das iſt ein ehrlicher Mann, aber das Handwerk verſtehe ich doch beſſer."

„Wer biſt Du?"

„Deinesgleichen nennen mich und meinesgleichen Kobolde und Berggeiſter, aber auf den Namen kommt's ja nicht an. Ein wenig luſtiger und behender ſind wir als die Menſchen, das kann nicht geleugnet werden, und es wäre uns ein Kinderſpiel den Felſenweg auf die Burg Falkenſtein in einer Stunde zu machen."

„Wenn Du das könnteſt und wollteſt?"

„Ich kann und will es," — fiel das graue Männchen ein — „gegen eine Erkenntlichkeit, verſteht ſich. — Laß Deine St. Margarethengrube hier abhüten, denn wenn Deine Leute weiter durchfahren, ſo kommen ſie in mein Gebiet und ich muß mit den Meinigen den Berg verlaſſen. Du ſollſt dabei nicht verkürzt werden, das

Gebirge dort zur Linken iſt reichhaltig; ich will Dir eine Ruthe geben, womit Du die Gänge finden magſt. Sie ſtreichen vom Abend in den Morgen, wir Berggeiſter aber wohnen überall in die Mitternacht hinein."

Kuno betheuerte, er würde alle Gold- und Silbergruben der Erde um die ſchöne Irmengard geben, und das graue Männchen verſprach ihm die Erfüllung ſeines Wunſches auf den nächſten Morgen.

Der Ritter ging jetzt recht wohlgemuth nach Hauſe; aber auf der Burg Falkenſtein ſaß die holde Irmengard gar traurig am Fenſter, denn ihr Vater hatte ihr erzählt, wie der Ritter von Sayn um ſie angehalten, und welche Bedingungen er ihm gemacht.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, und noch wollte kein Schlaf in ihr Auge kommen. Die Glocke ſchlug elf — da mit einem Male glaubte ſie das Geräuſch von Brecheiſen, Spaten und Hacken zu vernehmen — ein freudiges Zittern ergriff ſie, allein ſie hatte nicht den Muth aus dem Fenſter zu ſehen.

Da trat plötzlich ihr Vater in das Gemach; das Getöſe hatte auch ihn aus dem Schlafe geweckt. — „Ich glaube der Herr Ritter von Sayn iſt toll geworden" — ſagte er — „und haut mir meinen Felſenpfad zu Schanden, daß wir künftig uns in Körben auf- und ablaſſen müſſen." Mit dieſen Worten öffnete er ein Fenſter — da erhob ſich draußen eine mächtige Winds-

braut, alle Wipfel des Forstes schüttelten ihre Häupter, Thüren und Fenster flogen klirrend auf, und ein zischendes Gelächter hallte durch die Luft. Irmengard schmiegte sich ängstlich an ihren Vater, der sich bekreuzte und einen Psalm zu beten anfing. Aber bald wurde es wieder stille und kein Geräusch war mehr zu hören, kein Lüftchen regte sich im Gehölz um die Burg.

Jetzt athmete der alte Ritter wieder etwas freier und suchte seine Tochter und sich selbst zu beruhigen. Er versicherte hoch und theuer, es sei der wilde Jäger gewesen, der da vorübergezogen, und er habe ihn manchmal in seiner Jugend auf eben diese Weise gehört. Irmengard glaubte ihrem Vater und hatte weiter keine Furcht mehr, dem Alten aber blieb es doch unheimlich zu Muthe, denn sein Gewissen war nicht so rein wie das Gewissen seiner Tochter, und erst als die Vögel im Morgengrau zu zwitschern anfingen, schlummerte er in seinem Armsessel ein.

Die Sonne aber warf kaum die ersten Strahlen in den Burghof, als der Ritter von Sayn auf einem stolzen Rothschimmel über die Zugbrücke sprengte. Den alten Burgherrn weckte das Getrappel und Gewieher des Rosses; er fuhr bestürzt auf und eilte an's Fenster, und sein erster Gedanke war, der Reiter, den er in seinem Hofe erblickte, müsse durch die Luft gekommen sein. Kuno bot ihm einen guten Morgen und setzte lachend

hinzu: — „Jetzt reitet sich's recht bequem zu Euch herauf, Herr von Falkenstein!“ —

Der Alte wußte noch immer nicht, ob er wache oder träume, denn er gewahrte jetzt auch aus seinem Fenster einen Theil des neuen breiten Weges, der im Zickzack in den Felsen gehauen war. — Kuno aber ging zu ihm in den Burgsaal, wo sich eben auch die schöne Irmengard eingefunden hatte und erzählte, wie Alles zugegangen.

„Ich will Wort halten,“ — sagte da der Falkensteiner, dem es bei diesem Bericht etwas leichter um's Herz wurde, — „ich will Wort halten, denn ich sehe wohl, Ihr müßt ein wackerer Mann sein, sonst hätten Euch die Berggeister nicht so freundlich geholfen,“ und damit legte er die Hand seiner Tochter in die Hand des Ritters.

Noch jetzt führt — wie ihr sehen könnt — der Weg, den die Berggeister gebaut, zu den Ruinen der Burg Falkenstein; das anwohnende Volk aber nennt ihn . . . „den Teufelsweg.“

Die Kinder waren entzückt; die kleinen Mädchen, von einem angenehmen Schauer überrieselt, schmiegten sich an den Erzähler; . . . die Knaben klatschen in die Hände und riefen triumphirend: — „den Teufelsweg! den Teufelsweg! Es soll auch einmal zu uns so ein Kobold kommen!“

Mina und Käthchen aber schienen in Gedanken verloren. Erstere schaute lächelnd nach der Ruine hin, von welcher ihr Begleiter eben eine so hübsche Mähr erzählt, während Letztere, von der Seite her, sinnend nach dem hübschen Erzähler selbst blickte.

„Es soll so ein Kobold zu uns kommen!“ — riefen jetzt wieder die Knaben; kaum aber war dies Wort gesprochen, als ein heftiger Windstoß daher brauste und ein Schrei ertönte.

Die Kinder fuhren entsetzt zusammen, selbst Sinklair sprang auf und wandte sich erschrocken dem älteren Mädchen zu, von welchen eine den Schrei ausgestoßen.

Es war Käthchen gewesen, . . . die denn in der That jetzt auch noch bleich und entsetzt dastand . . . der Windstoß hatte ihren Strohhut, der leicht und ohne weiter befestigt zu sein auf, ihrem Kopfe gesessen, fortgerissen und mit rasender Schnelle weit, weit ab und in die Tiefe geführt.

Kaum sah man ihn jetzt noch über die bemoosten Felsen und das niedere Gebüsch hinfliegen, das von dem Waldgürtel aus zu der Höhe hinanstieg.

Lustig flatterten die rosafarbigen Bänder! . . . jetzt . . . jetzt! . . . war er hinter dem Gestrüpp verschwunden! . . .

Die kleine Gesellschaft stand bestürzt, entsetzt! . . . An ein Hinabklettern und Nachlaufen war hier nicht zu

denken. Der Berg senkte sich an dieser Stelle viel zu steil abwärts . . . und . . . ohne den Hut zu den Eltern zurückzukehren . . . es war unmöglich! . . . O Gott! die Mutter war in solchen Dingen so streng . . . der Vater so heftig! . . . und der gute neue Sonntagshut — Käthchen hatte ohnedem nur einen, da Bürgermädchen in jener Zeit sich höchstens an Sonn- und Feiertagen mit einem einfachen Hute schmückten, — — — — der gute, neue, theure Sonntagshut! Käthchen brach in Thränen aus.

Die Zeiten ändern sich. In unseren Tagen würde ein Mädchen vielleicht darüber gelacht und sich im Stillen gefreut haben, — daß jetzt wieder ein neuer angeschafft werden müsse. So dachte man aber damals nicht. Noch wechselten die Moden nicht so schnell, wie jetzt. Das Kleid, das im ehrsamen Bürgerstande zur Hochzeit angeschafft wurde, war gediegen, aber es dauerte auch für das ganze Leben und oft stand die Tochter in denselben Stoff gekleidet am Altare, wie die Mutter. Ein Hut . . . mußte Jahre durchdauern, und dann wurde er erst noch verändert und kam an die jüngeren Geschwister.

Und wie streng . . . wie übertrieben streng und genau waren die Eltern gewöhnlich in solchen Dingen.

Käthchen und Mina waren in reiner Verzweiflung; die Kleinen starrten mit offenem Munde und bleich vor

Schrecken bald nach der Gegend, in welcher der Hut verſchwunden war, bald nach der weinenden Schweſter.

Sinklair — der ſich als junger heiterer und wohlhabender Lebemann in ganz anderen Kreiſen zu bewegen gewohnt war — hätte gern über den koboldartigen Streich, den der Wind hier geſpielt, gelacht; . . . aber der Schmerz, die Angſt und die Verzweiflung der Mädchen war doch zu groß und zu wahr und ſein Herz zu gut, um nicht mitzufühlen.

„Ich werde hinabklettern!“ — ſagte er daher — „und ihn ſuchen. Er muß in dem Geſtrüppe hängen geblieben ſein!“

Aber bittend und ſchreiend hing ſich nun die ganze Geſellſchaft an ihn. Das Vorhaben war wirklich lebensgefährlich.

In dieſem Momente jauchzten die Knaben auf und ſchrieen: — „Käthchen! Käthchen!“ — und deuteten hinab. Alle Blicke flogen der angedeuteten Richtung nach, und jetzt verwandelte ſich der Kummer in Jauchzen.

Am Waldesſaume erſchien, den Berg hinankletternd, eine männliche Geſtalt, den Unglücks-Hut mit der einen Hand hoch emporhebend.

Er mußte wohl die ganze Sache mit angeſehen und die Geſellſchaft auf dem Gipfel des Berges bemerkt haben.

Aber der Weg war beſchwerlich und noch weit ge-

nug . . . indeſſen immer noch beſſer hinan- als hinabzuſteigen.

Mit angehaltenem Athem verfolgten die Kinder das Aufſteigen des erſehnten Retters in der Noth — denn ohne ihn wäre das ganze Vergnügen des Tages weg geweſen, ja der Sonnenſchein hätte ſich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, in ſchreckliche und anhaltende Gewitter umgewandelt.

Jedes betrachtete den kühn und friſch Aufſteigenden jetzt, bei ſeiner Annäherung, genauer: es war ein noch junger Mann, wohl in den Zwanzigern, . . . unverkennbar auch ein frankfurter Bürgerskind.

Offen und ſtrahlenden Auges ſchaute er jetzt in die Höhe. Er ſchien ſtolz auf ſeinen Ritterdienſt und angenehm überraſcht durch die hübſchen Mädchen, die mit ſeligem Ausdruck in den Mienen, ihn erwarteten.

Jetzt war er ganz nahe; aber das letzte Erklimmen des Gipfels war das Schwierigſte. Sinklair legte ſich auf den Boden und reichte ihm die Hand. So ging es. Und nun gab er den Hut an Käthchen, die, bittend und dankend zugleich, die Hände nach dem Wiedergefundenen ausſtreckte. Aber Geber und Empfängerin erröthetten, als ſie ſich anblickten.

Der junge Mann war wirklich ſchön, und ſeine Züge hatten etwas ungemein Gutes und Treues.

Indeß, das war nur ein Moment. Jetzt, da das

große Unglück glücklich vorübergezogen, ging es an das Belachen desſelben und im Triumphzuge zu den Eltern.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der junge Mann mit mußte. Er war jetzt für die Kinder der Held des Tages und Sinklair faſt vergeſſen. Die Knaben aber mußten viel leiden, daß ſie den Bergkobold beſchworen; denn die ganze kleine Geſellſchaft war darüber einig, daß der Windſtoß niemand anderes, als ein Kobold geweſen ſei.

Sinklär lächelte heiter.

Meiſter Löſchhoff aber, die Meiſterin und der Vetter horchten hoch auf bei dem jetzt erfolgenden Berichte. Wohl verfinſterten ſich anfangs die Stirnen der Eltern, doch glättete ſie der günſtige Ausgang wieder. Nach einigen ſtrafenden Worten, über die Unvorſichtigkeit und den Leichtſinn, hier oben auf der windigen Höhe den guten und theueren Hut nicht feſt gebunden zu haben, ward dem jungen Manne von Meiſter Löſchhoff der verdiente Dank, dem eine nicht abzuweiſende Einladung, in der Geſellſchaft zu bleiben und an dem Mahle mit Theil zu nehmen, den gehörigen Nachdruck gab.

Und an Speiſe und Trank fehlte es ja nicht. Es hätten noch drei Gäſte kommen dürfen und man würde für den Tag ausgelangt haben.

Die Kleinen machten ſich auch ſchon wieder darüber

her. Die Bergluft und der Schrecken hatten ihnen auf's Neue Hunger gemacht.

Bei den Männern kreiſten die vollen Gläſer und der „Mühlberger Wein" ſchmeckte trefflich.

Immer luſtiger, immer urgemüthlicher ward es jetzt in der Geſellſchaft. Selbſt der Vetter fing, mit dem Erglühen ſeiner Naſe, witzig zu werden an. Bald ſchien es den drei Gäſten, als ob ſie ſeit Jahren mit den guten Leutchen bekannt ſeien, . . . als ob Käthchen und Mina, ſammt den Kleinen ihre Geſchwiſter wären.

Alles lachte, ſcherzte und war überglücklich . . . bis man ſich gegen Abend trennen mußte.

Die Heimkehr war für alle ziemlich weit — nur der junge Mann, der den Hut ſo ritterlich zurückgebracht, hatte Kronberg zur Nachtherberge erkoren — ſo ſchied man zeitig, aber mit dem Bewußtſein . . . einen herrlichen Tag verlebt zu haben!

Ein Frankfurter Bankierhaus.

In dem Hause des Herrn Jacob Friedrich Gontard, Bankier zu Frankfurt am Main, war heute alles in großer, wenn auch geräuschloser Bewegung. Das Haus Gontard gab heute die letzte — durch Zwischenfälle etwas hinausgeschobene — Wintergesellschaft, obgleich der Mai schon die ersten Blumen und Blüthen über die Erde streute. Allein... es war einmal Styl, für den Winter eine bestimmte Anzahl solcher Gesellschaften zu geben, und da Herr Gontard bis dahin in Paris durch Geschäfte zurückgehalten worden —: sein Motto hieß ja: „Les affaires avant tous!" — so mußte sich der Mai bequemen, dies Winterfest noch mit anzusehen und hinzunehmen.

Die Vorbereitungen waren natürlich schon seit einigen Wochen im Gang — dafür bestellte Sendungen aus Paris und Straßburg trafen täglich ein — aber der heutige letzte Tag steigerte denn doch die allgemeine Thätigkeit noch gewaltig. Wunderbarerweise aber vernahm

man von all diesem Kommen und Gehen, von all diesem geschäftigen Thun und Treiben keinen Laut. Es war als ob Geister das Haus bedienten;... aber freilich waren auch sämmtliche Zimmer und Salons, ja alle Treppen und Coridors mit Teppichen belegt, über die sämmtliche Dienerschaft und Einwohner des Hauses nur leicht auf den Zehen hinschwebten; denn Herr Gontard ertrug, bei seiner nervösen Erregbarkeit, kein Geräusch, auch nicht das leiseste... zumal von Dienstboten. Der vernehmbare Tritt eines Bedienten, ein lautes Wort, das Klappern der Teller bei Tafel oder deren hartes Aufstellen hätten ihn zur Verzweiflung und den Ungeschickten sofort aus dem Hause gebracht. Deshalb lagen bei Tafel unter den kostbaren Damast-Tafeltüchern immer noch Unterlagen von dickem grünen Tuch... während man im Bedientenzimmer, als ewige Warnung, das Wort „Silence“ auf einem weißen Schildchen mit großen Buchstaben angebracht hatte.

Selbst auf dem Comptoir war es verpönt, ein lautes Wort — ja überhaupt zu sprechen und die feierlich-kirchliche Stille, die hier herrschte, schloß selbst jedem eintretenden Fremden den Mund. Wer von den Commis oder sonst Angestellten die Herren Principale etwas zu fragen hatte, mußte dies schriftlich thun, worauf die Chefs des Hauses entweder „acceptirt“ oder ihren sonstigen Willen darunter schrieben.

Geräuschlos also war auch heute die Thätigkeit, die im Gontard'schen Hause herrschte, und ihr gesellte sich, wie immer, eine gewisse Feierlichkeit.

Es versteht sich von selbst, daß dabei der Herr und die Dame des Hauses nicht berührt wurden. Außer der Disposition und dem letzten ordnenden Ueberblick, lag das Ganze in den Händen Jacobs, des ältesten Dieners im Hause, der — von den Eltern übernommen — eine Art Gontard'schen Major Domus abgab. Ihm zur Seite stand alsdann noch, Mamsell Clara, die neue Haushälterin; ein hübsches in allen häuslichen Dingen sehr erfahrenes und gewandtes Mädchen aus guter Familie.

Jetzt eben — nach Schluß der Börse — erwartete Jacob, der Major Domus, im Empfangs-Salon seinen Herrn, damit dieser den letzten ordnenden Blick auf das Ganze werfe und seine letzten Befehle ertheile.

Jacobs altes Herz schlug dabei ruhig, denn sein Selbstbewußtsein sagte ihm, daß alles gelungen und streng nach altherkömmlicher Sitte vorbereitet sei. Auch war er diesmal mit Mamsell Clara, der neuen Haushälterin, sehr zufrieden, was bei früheren Festen und der alten Mamsell nie vorgekommen, da ihm diese zu viel widersprochen;... und Widerspruch konnte nun einmal Jacob so wenig dulden, als sein Herr. Er war darum auch entschlossen, Mamsell Clara zu protegiren

und heute auf seine Weise ihrer Verdienste mit einigen Worten im Gespräche mit dem Herrn zu erwähnen.

Jacob gehörte ja zu jenen zur Familie zählenden Untergebenen, welchen es bei treuer Pflichterfüllung, ein Wörtchen mitzusprechen vergönnt war. Gehörte es doch zu den Eigenthümlichkeiten dieser Familie, ihre Dienerschaft, wenn einmal erprobt, so leicht nicht zu wechseln. Es war das conservative Element, was sich hier, wie überall in der Familie, kund gab.

In diesem Bewußtsein und dem der treu erfüllten Pflicht, ging denn auch Jacob, die Hände auf den Rücken gelegt, jetzt in dem Empfang-Salon auf und ab, während ein Lächeln sein altes faltenreiches Gesicht, wie das Abendgold eine Ruine, überstrahlte. Die sorglich gepuderte Perrücke gab ihm dabei etwas doppelt Ehrwürdiges; während ihn der chamoisfarbene Livree-Frack mit den hellblauen silberbetreßten Revers, die hellblaue Weste, die kurzen Beinkleider, die weißseidenen Strümpfe und die Escarpins ganz gut kleideten. Wie er, der alte Mann, mit leisem Schritt — die Fußspitzen gewohnheits- und ordnungsmäßig stets zuerst aufsetzend — so durch den Salon schritt, durfte man ihn für ein Factotum am Hofe Ludwig XVI nehmen.

Und in der That der Empfangs-Salon des Gontard'schen Hauses trat dieser Illusion keineswegs ent-

gegen; im Gegentheil er konnte den Beschauer recht gut an einen Hof versetzen.

Ein weicher, mit großen Blumen durchwirkter Teppich bedeckte den Fußboden, über den hinschreitend, das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen auf der lichten, mit Goldarabesken und prächtigen Blumenbouquets bedeckten Seidentapete ruhte, welche die Wände des weiten Raumes schmückten. Goldene Leisten faßten sowohl die Tapete, wie die Thüren und den Plafond ein, von dessen Mitte in der Umgebung einer Stuckaturverzierung ein antiker Kronleuchter von Goldbronce herabhing. Wunderbar schön ragte dabei im Hintergrunde ein riesiges Kamin empor, das sich von schwarzem Marmor in wirklich edlen Formen aufbaute. Die zu ihm gehörenden Utensilien: Kluft, Kohlenschüppe, Feuerstocker u. s. w., aus vergoldetem Metall, hingen an den Wänden desselben; während das kunstvoll gearbeitete Marmorgesimse, über welches ein ovales Frescogemälde angebracht war, mit schweren, massiven silbernen Leuchtern, silbernen Pocalen, chinesischen Blumenvasen von enormem Werthe, Meißener Porzellanfiguren und anderen hübschen Nippsächelchen reichlich garnirt erschien.

Riesige Spiegel — wie sie damals noch zu den größten Seltenheiten gehörten — zierten die Wände links und rechts. Neben diesen stiegen die, zu den weiteren Gemächern führenden Flügelthüren, mit schön ge-

malten Surporte-Bildern auf, während sich, auf der anderen Seite der Spiegel, zierlich gearbeitete, mit schwarzem Ebenholz und Elfenbein eingelegte Etagèrs in Rococco-Geschmack befanden,... wahrhafte Kunstwerke und Prachtstücke: wie große ajour gearbeitete silberne Schüsseln, silberne Vasen von venetianischer Arbeit, und dergleichen mehr, tragend.

Auch sämmtliche übrigen Meubles und Sessel waren in Rococco-Geschmack gearbeitet, mit rothem Sammt überzogen und auf Sitz und Lehne mit dem Gontard'schen Wappen gestickt.

Das war der Empfangs-Salon, an welchen sich eine lange Reihe gleich fein ausgestatteter Zimmer schloß, die an massiver Pracht fürstlichen Appartements nichts nachgaben.

Und in diesen Salon trat eben jetzt der Herr des Hauses. Er war — wie vor zehn Jahren in Hamburg — noch immer der gleich feine Mann: bleich, den Ausdruck geschäftlichen Ernstes und des, die Familie charakterisirenden Stolzes in den Zügen. Auch war seine kränkliche Reizbarkeit in jedem Wort, in jeder Miene und Bewegung leicht zu erkennen.

Herr Jacob Friedrich Gontard sprach dabei fast nur französisch: theils der Abstammung seiner Familie Rechnung tragend; theils weil er allerdings einen großen Theil des Jahres in Geschäften in Paris zubrachte, und

somit diese Ausdrucksweise gewohnt war; endlich aber auch, um die Stellung seines Hauses — das sich ja dem „illüstren“ nicht entfremdet wähnte — zu bezeichnen und der gewöhnlichen Welt und Menschheit gegenüber aufrecht zu erhalten. Aber auch wenn Herr Jacob Friedrich deutsch sprach, war dies Deutsch, durch die Masse der eingemengten französischen Ausdrücke und Wörter, ein ganz bezeichnendes; obgleich diese häßliche und lächerliche Gewohnheit damals bei den höheren Ständen ganz üblich war, wie sie denn thörichterweise auch heute noch für vornehm gilt; als ob nicht gerade der Gebildete eine Ehre darin setzen sollte, seine Muttersprache rein und schön zu sprechen.

Uebrigens war Herr Jacob Friedrich nicht nur Kaufmann — das heißt Bankier — sondern er war auch ein... Gontard.

Ein guter Wechsel schien ihm stets unter allen Schriften die interessanteste: interessen hatte er doch auch ungemein viel Welt und wußte vor allen Dingen „ein Haus zu machen;“ d. h.: „er wußte das reiche und weltberühmte Bankierhaus seines Namens auf glänzende Weise zu repräsentiren;“ diese „Repräsentation“ aber durch ein geistiges Element zu beleben und zu verschönern, dafür freilich bedurfte er eines geheimen Bundesgenossen und dieser war... seine Frau.

Nicht jedem, dem Ansehen und Vermögen es gestat-

ten „ein Haus zu machen," ist damit auch die Befähigung gegeben, es so zu repräsentiren, daß ihm die Gäste nicht blos das Wogen derselben durch die gefüllten Salons oder die reich besetzten Tafeln darin nachzurühmen wissen. Die Art und Weise, die ersteren zu beleben, und der eigenthümliche Geist, der den Freuden der Tafel ihre rechte Würze giebt, bestimmt weit mehr, wie alles Andere, den Grad des Wohlbehagens, der die Erinnernng an dergleichen Festlichkeiten erhält oder verwischt. Durch die Wahl der Gäste wird beiden Erfordernissen nur zum Theil entsprochen; den rechten Impuls aber giebt der Ton, welcher von den Festgebern zur Belebung des Ganzen angeschlagen wird, und der Takt, womit sie es zu beherrschen verstehen. Beides nun war der Dame des Hauses in hohem Grade eigen, so daß sie es war, die dem kalten, steifen Ton, der sonst hier unerbittlich geherrscht haben würde, wenigstens einigermaßen diejenige Lebenswärme einhauchte, daß Ansehen und Reichthum aus ihren Zirkeln die Ueberzeugung mit sich nehmen konnten: wie viel Geist und Anmuth zur Verherrlichung eines Festes beitragen können.

Das aber war nicht Sache des Herrn des Hauses — und daher jetzt, im Augenblick, keine Rede davon: Herr Jacob Friedrich war eingetreten... um seine Anordnungen zu überschauen.

Der alte Jacob verneigte sich ehrfurchtsvoll und schweigend,... dann folgte er geräuschlos dem Herrn des Hauses, der jetzt, alles überschauend und streng musternd durch die lange Reihe der Zimmer schritt. Kein Wort wurde dabei gewechselt, bis auch der Speise-Salon mit den bereits gedeckten, von Krystall und Silber strotzenden Tafeln besichtigt und in den Spielzimmern die verschiedenen Parthien geordnet waren. Letzteres war stets Sache des Hausherrn, der nicht wenig stolz auf die diplomatischen „Arrangements" war, die er hier zu treffen wußte, so daß immer nur gleicher Rang, gleiche Kapitalien und verwandte Gesinnungen an einem und demselben Spieltisch Platz fanden.

Geld... und das: wie viel man davon besitze?... war ja in dieser Sphäre das allein Entscheidende.

Und warum nicht?... Oeffnete nicht schon ein goldener Zweig dem frommen Aeneas die Hölle? Brachte nicht ein goldener Apfel den ganzen Olymp in Aufruhr? und pflückte nicht Jupiter selbst, trotz Riegel und Schlösser, die Blume der Danae mittelst eines Goldregens?

„Geld regiert die Welt!" war nun hier einmal die Devise, und statt der Ahnen zählten die Hunderttausende. Es war dabei gar nicht übel, zwei und dreißig Ahnen zu besitzen.

Jetzt erst, als Herr Jacob Friedrich, mit strenger Berücksichtigung aller ihm dabei nothwendig dünkenden

Convenienzen, die Spielparthien arrangirt hatte, eröffnete ein: — „Hé bien?“ — ein kurzes Zwiegespräch. Der alte Jacob verstand aber dies lakonische „Hé bien?“ sehr gut, und berichtete daher in kurzen Worten — nicht ohne der neuen jungen Haushälterin lobend zu gedenken — das Alles in vollkommener Ordnung und das Haus zur Aufnahme der Gäste bereit sei.

Mehr bedurfte es nicht. Herr Jacob Friedrich nickte leise und kaum sichtbar mit dem Haupte — als Zeichen seines Beifalls — und verschwand dann in den Gemächern seiner Frau.

„Parbleu!“ — rief er hier, als er eintrat und rieb sich die Stirne, — „es ist effectiv sehr ennuyant bei diesen Niaiserien den Maitre de plaisir zu machen, und doch erfordern Courtoisie und Ehre des Hauses solche Opfer!“

„Nun!“ — sagte die Gattin mit sanftem Lächeln, erhob sich und trat näher — „sie kommen ja auch nur selten vor. Sein Sie versichert, lieber Gontard, ich finde auch kein Glück in diesen steifen Gesellschaften; aber sie gehören nun einmal zu dem Herkömmlichen in unserer Stellung und müssen daher mitgemacht werden.“

„Enfin!“ — versetzte Jacob Friedrich — „das Haus muß repräsentirt sein, und es wird auf eine, dem Namen Gontard würdige Weise geschehen. Es ist Niemand geladen, der nicht de pure sang wäre;... das

übliche unvermeidliche surpoids von Künſtlern und Gelehrten natürlich abgerechnet... Staffage, die aber nicht zur Tafel gezogen wird."

„Wie?" — frug Frau Gontard peinlich überraſcht — „Sie haben die Männer von Geiſt ausgeſchloſſen?"

„Mon Dieu!" — entgegnete Herr Jacob Friedrich die Achſeln mitleidig zuckend — „Geiſt!... was iſt Geiſt?... Esprit hat jeder Mann von Welt... und... es wäre doch wirklich bizarr unter die haute volée Leute sans Qualité zu miſchen."

„Nennen Sie geiſtige Bedeutendheiten: Leute sans Qualité?"

„Mais oui! Wer kein Haus erſten Ranges ausmacht, keinen Rang und Titel hat — — — enfin! warum ſchon wieder darüber ſtreiten. Ich dächte wir hätten dies in den zehn Jahren unſerer Verheirathung ſchon oft gethan. Ich bitte Sie, Madame, gehen Sie endlich einmal ganz auf den Geiſt ein, der das Haus und die Familie Gontard beſeelt."

Suſette ſeufzte leiſe. Sie war immer noch ſo bezaubernd ſchön, wie zu der Zeit, an welche ſie eben der Herr Gemahl erinnert hatte;... aber... es lag etwas wie ein Schleier über ihr,... etwas ſtill Bewegtes. Aus ihren bedeutenden Augen glitt ein ſtolzer ernſter Blick über den Gatten; aber... ſie ſchwieg.

„Enfin!" — hub der Herr des Hauſes wieder an —

„Sie wissen, meine Beste, daß ich, Ihnen gegenüber, nie ein chevalereskes Wesen aus den Augen verliere. Ich that also auch hier, was ich, Ihnen zu Gefallen thun konnte, ohne die Usance des Hauses zu verletzen. Sie finden also von Ihren sogenannten geistigen Capacitäten" — ein leichtes spöttisches Lächeln flog dabei über die stolzen bleichen Züge des Hausherrn — „was graduirt ist zur Tafel geladen: Regierungsrath Belli, Doktor Metzler, die Syndici Doktor Seeger und Büchner, Geheimerath Willemer und selbst unseren Hausarzt, Doktor Ehrmann, obgleich mir dessen Derbheit in den Tod zuwider ist."

„Und Herrn Hölderlin, den Erzieher unserer Kinder, den Mitbewohner unseres Hauses werden Sie doch nicht vergessen haben?"

„Den Schwärmer!" — sagte der Bankier mit ironischem Lächeln — „er ist zur Soirée geladen... zur Tafel nicht... einen Lehrer!... das wäre ein Scandal!... Enfin! wie sind Sie mit dem Menschen zufrieden?"

„Wir dürfen Gott danken" — versetzte Madame Gontard mit scharfer, fast schmerzlicher Betonung, und doch mit einem schönen Aufleuchten ihrer Augen, — „daß wir einen so trefflichen und ausgezeichneten jungen Mann zur Erziehung unserer Kinder gefunden haben."

„Parbleu!" — rief der Bankier, — „das freut mich!"

„Die Kinder hängen mit großer Liebe an ihm."

„Ich werde ihm seinen Gehalt schon im ersten halben Jahre aufbessern.“

„Ein freundliches Entgegenkommen…“

„Nun, das erwarte ich von allen Domestiquen…“

Frau Susette erblaßte und erröthete rasch hinter einander.

„Enfin!“ — fuhr der Bankier fort — „ich finde mich durch seine Gegenwart um vieles legerer, da er mich der Sorgen für die Kinder enthebt. Den Börsencours verstehe ich aufs Haar; aber wie die Kinder geleitet werden sollen, oder was sie lernen müssen… parbleu! das ist nicht meine Sache… dafür muß er sorgen.“

„Und die Mutter!“ — meinte Frau Susette mit mildem Tone.

„Mais oui!“ — rief hier der Herr des Hauses und stand auf. — „Verstehen Sie sich immerhin mit ihm über diese Sache. Das sind Dinge, die nicht in mein Departement gehören. Aber ich habe noch vor Abend viel zu thun…. Ich nehme heute nur ein Goûter auf meinem Zimmer… also… adieu, ma bien aimée, jusqu'au revoir!“

Als sich die Thüre hinter dem Weggehenden geschlossen, seufzte Frau Susette tief auf. Gott! wer in der Welt, und wenn er auch Millionen besitzt, hat nicht manches zu tragen… manches was ihn drückt? Es

ist ja auch gut so! „Des Herzens Woge schäumte auch wieder zu anderen Zeiten nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegen stände. Wenn nur das Herz fest ist und aushält und die Mitternacht des stillen geheimen Grames durchduldet, geht ihm auch mit der Zeit wieder ein neues stilles Glück... das der Ueberwindung... auf. Göttlich, wie Nachtigallengesang im Dunkeln, ist dann das höhere Lebensbild der Welt in der sternhellen Nacht überwundener Leiden!"

Diesen Ausspruch des neuen Hauslehrers — er war ihm, vor einigen Tagen, in einem Gespräche mit der Dame des Hauses, wie es schien so recht aus der Seele gekommen — vergaß Frau Susette nicht: er paßte zu sehr auf sie selbst und was sie innerlich erlebt.

Uebrigens blühte ihr doch, außer der inneren Ueberwindung, noch ein Glück... und zwar in ihren Kindern. Sie waren schön, gut, trefflich gerathen... und... es waren eben ihre Kinder! Wer faßt ein Mutterherz und spricht aus, was darinnen wohnt?

Und doch war Frau Susette erst jetzt durch jenes Zwiegespräch mit dem neuen Hauslehrer recht klar darüber geworden, warum der Umgang mit Kindern so freudig beruhigend auf das Gemüth Erwachsener zurückwirke.

Hölderlin — dessen Bescheidenheit, geistige Tiefe und schöne Ruhe ihr sehr gefielen, und mit dem sie sich da-

her gerne über Kindererziehung unterhielt — hatte ihr auf die Frage: — „Warum macht denn ein Kind einen so beruhigenden angenehmen Eindruck auf uns?“ — geantwortet:

„Es ist ganz, was es ist... und darum so schön!“

Und als sie weiter frug: — „Warum sind Kinder so glücklich?“ — hatte er sie mit seinen seelenvollen Augen wunderbar angesehen und gesagt:

„Weil der Zwang des Gesetzes und des Schicksals sie nicht belastet... und somit Freiheit in ihnen ist; — weil sie nicht mit sich selbst zerfallen sind, und daher Frieden in ihnen wohnt; — weil sie noch ihre Herzen und die Dürftigkeit des Lebens nicht kennen... und somit unendlich reich sind!“

Eigenthümlich! auch diese Bemerkung des jungen Lehrers beschäftigte ihr Gemüth Tage lang. Sie fühlte die tiefe Wahrheit, die in derselben lag, und seufzte manchmal still vor sich hin: „Wer doch selbst noch ein Kind wäre!“

Aber heute hatte sie ja weder Zeit über solche Dinge nachzudenken, noch selbst ihre Kinder zu sehen; der Diener meldete hinter einander: den Schneider, die Putzmacherin, den Friseur.

Ueberall mußte noch die letzte Hand angelegt werden, und als dies geschehen,... war der Abend da. Die Kerzen entflammten sich... die Dienerschaft stand in den

Salons, an den geöffneten Flügelthüren, auf der Treppe und an der Hausthüre bereit... Herr und Madame Gontard fanden sich mit einer stummen Verneigung in dem Empfangs-Salon. Da rollten auch schon die ersten Equipagen heran. In einer halben Stunde waren die Zimmer und Säle gefüllt. Die Gesellschaft war fürstlich: den Stamm und Kern bildete die Familie Gontard selbst, in ihrer ganzen Verzweigung; dann die übrige haute finance Frankfurts. Hieran schlossen sich, als Uebergangsglied zum Adel, die Mitglieder der alten Frankfurter Patrizier-Familien: die von Holzhausen, von Glauburg, von Fichard, von Adlerpflicht, von Günderode. Auch der übrige in und um Frankfurt wohnende Adel — der in jenen Tagen sich noch nicht durch das Bestreben, irgend eine besonders bevorzugte Stellung einzunehmen, bemerkbar machte, sondern zu dem höheren Theile des Bürgerstandes in angenehmen geselligen Verhältnissen stand — war reich vertreten. Die Gräfin Westphalen zeichnete sich durch ihre schöne imponirende Gestalt und durch die Tournüre einer Königin aus. Ihr zu Seite bemerkte man die originelle Fürstin Stollberg, nebst ihrer Tochter, der Prinzessin Gustavine. Die Fürstin prangte in einer robe à la Dubarri, und gab in Costüm und Benehmen eine wohl erhaltene Repräsentantin des Zeitalters Louis XV. ab. Auch die Landgräfin von

Rothenburg mit ihrer Prinzessin Tochter, sowie die Gräfinnen von Ingelheim und Schönborn waren zugegen. Reich strahlte dabei der Kranz blendender Schönheiten unter den Frauen und Töchtern des Frankfurter Kaufmannstandes und machte die Namen Metzler, Heyder, Brentano, Bernus, Plitt, Chamot u. s. w. geltend.

Und wahrlich! die äußere Erscheinung dieser Damen, ihre Tournüre und Haltung machten sie Gräfinnen und Fürstinnen ebenbürdig; die Pracht der Toiletten und den oft wahrhaft fürstlichen Schmuck an Perlen und Edelsteinen nicht zu rechnen.

Aber das Haus Gontard war an einen solchen Glanz in seinen Sälen gewöhnt und wußte ihm entsprechend zu begegnen. Die Bewirthung war eine überaus feine und splendide, die Dienerschaft zahlreich, die Art zu bedienen graziös und nobel. Ueberall wohin man blickte... nur Silber... und alles antique und schwer. Das silberne Tafelservis mit den schön gearbeiteten Gontard'schen Wappen repräsentirte allein ein mächtiges Kapital, und manch adliges Geschlecht, das hier ein und ausging, hätte seine untergrabene bürgerliche Existenz allein damit wieder herstellen können.

Aber Pracht, Reichthum und Etiquette erdrückten freilich auch alles Andere.

Wir lachen über den Tataren-Chan, der nach ein-

genommenem Pferdemilch- und Pferdefleischmahl seiner Umgebung — die bis dahin etiquetmäßig schweigend auf dem Bauch gelegen — die Erlaubniß zu ertheilen geruht, sich nun zu erheben und auch zu tafeln; — wir lachen über den Negerkönig, der, vorgeschriebener Maßen, jeden Morgen — der Hof-Etiquette halber — der Sonne die Friedenspfeife bieten und den Weg anweisen muß, den sie zu wandeln hat; — wir lachen über die Morgenländer, die es der Ehrfurcht und der Etiquette entsprechend halten, mit ihren Fürsten nicht durch den Mund, sondern durch ein Sprachrohr zu sprechen!... aber würden wir ihnen, wenn ihnen die Gebote unserer Etiquette bekannt wären, nicht ebenso im reichsten Maße Stoff zum Lachen geben?

Gewiß würden sie lachen, wenn sie erführen, daß einem König Philipp II. — wie jedem spanischen König — die Etiquette vorschreibt, in welchem Anzug er seine nächtlichen Besuche bei der Königin abzustatten habe: in schwarzsammeten Pantoffeln, schwarzem Mantel, in der Rechten den Degen, in der Linken eine Leuchte; — gewiß würden sie mitleidig über einen Philipp III. lachen, der mit dem Tode ringt, aber sich nicht getraut ohne den Oberhofmeister das rauchende Kohlenbecken wegnehmen zu lassen; — lachen würden sie über seine Gemahlin, der die Oberhofmeisterin sagt: „Es schickt sich nicht für eine Königin Spaniens... zum

Fenster hinaus zu sehen!“ und die Gefahr läuft, von ihrem scheu gewordenen Pferde zu Tode geschleift zu werden, weil, nach dem Gebote der Etiquette, bei Todesstrafe Niemand die Königin berühren, ihr also auch hier den Fuß nicht aus dem Steigbügel frei machen darf!

Und würden sie es denn nicht noch viel thörichter und lächerlicher finden, daß sich die Menschen selbst im alltäglichen Leben durch die Gebote einer unsinnigen Etiquette alle Lebenslust und Lebensluft und wahre Freude und Heiterkeit abschneiden?

„Enfin!“ — sagte Herr Jacob Friedrich bei solchen Gelegenheiten — „Etiquette ist absolument nécessaire für die Würde des Hauses und die Erhaltung der guten Gesellschaft!“

Was half es auch, daß die Dame des Hauses ihre volle Liebenswürdigkeit entfaltete und hie und da durch Geist Funken des Geistes aus Anderen schlug. Es war, als ob man in finsterer Nacht einer schwarzen Katze gegen die Haare über den Rücken führe... nur winzige elektrische Fünkchen sprühten auf. Wohl waren Herren und Damen von Bildung und Geist in der Gesellschaft — die Frankfurter Kaufmannschaft zählte deren von jeher gar manche, — aber... der sogenannte „gute Ton“ schnitt eben... alle freie und heitere Bewegung des Geistes ab.

Wer kennt nicht diese Tortur unter goldenen Ketten auf der goldenen Folterbank der Langeweile?

Hölderlin, der — jeder solchen Gesellschaft Feind — nur um eine Artigkeit nicht mit Rücksichtslosigkeit zurückzustoßen, auf kurze Zeit erschienen war, stand still beobachtend in einer Fensternische. Aber seine Blicke ruhten bewundernd nur auf einer Gestalt . . . und zwar auf der, der Dame des Hauses.

O! sie war ja wirklich entzückend schön! Und erinnerte ihn denn der edle, keusche Ausdruck ihrer Züge, . . . erinnerten ihn die edlen Formen nicht an sein liebes Griechenthum?

Die Gewandung freilich war weit von der der Antike entfernt . . . aber . . . sie kleidete hier doch auch schön.

Ein schweres weißes, silberdurchwirktes Atlaskleid schimmerte unter einer reichgarnirten ächten Spitzen-Robe hervor, die zu beiden Seiten mit rosa Atlasschleifen aufgebunden war. Drei ähnliche Schleifen blüthen wie frische duftige Rosen an Brust und Schärpe auf, in ihrer Mitte jede eine große kostbare Perle zeigend . . . einen edlen Thautropfen im weichen molligen Kelche. Auch an den kurzen Aermeln fehlten diese Rosen mit ihren Schätzen nicht.

Ein reiches Collier von persischen Perlen — den werthvollsten und schönsten, die man damals kannte, —

ſchmückte den reizenden Hals und eine ähnliche dreifache Schnur durchzog das Toupet, daß außerdem hinten von roſa Bandſchleifen gehalten ward, deren eine die Trägerin einer großen weißen Straußfeder war, die majeſtätiſch und doch auch leicht nach der linken Seite hin vom Haupte herabwallte.

Es lag ein feiner „exquiſer" Geſchmack in dieſer Toilette, — großer Reichthum bei der edelſten Einfachheit. Monſieur Gontard war im Stillen entzückt . . . Hölderlin auch. Der Anzug erregte überhaupt laute und ſchweigende Bewunderung . . . und . . . viel Neid — — —

Aber, du mein Gott! was war dieſe Toilette denn gegen die Schönheit, die ſie leicht und gefällig umſchloß? . . . was war ſie gegen dieſe ſchwarzen, ſprechenden, bedeutenden Augen, die ſo ſtolz-ernſt und doch auch wieder ſo unendlich weich und liebevoll blicken konnten?! Und dieſe Züge! . . . dem ſtillen jungen Manne in der Fenſterniſche, — der, von Niemanden hier gekannt, ſo einſam und verlaſſen, halb von dem ſchwerſeidenen Vorhang verdeckt, in Anſchauen verloren daſtand — ſchienen ſie von Minute zu Minute bezaubernder. Die ganze Erſcheinung hatte für ihn etwas wunderbar Anregendes.

Sie ſtand ihm hoch, wie eine Göttin in den Wolken. Er kannte ſie erſt ſeit wenigen Tagen,... und...

wäre für sie durch's Feuer . . . aber auch, wie Fridolin, beten gegangen.

Jetzt ertönte aus einem der Salons Musik — eine berühmte italienische Sängerin ließ ihre Silberstimme hören; . . . in benachbarten Zimmern ordneten sich die bereits vom Hausherrn arrangirten Lhombre-Parthien; . . . in anderen behielt die Conversation ihr Recht; . . . überall kreuzten sich die, auf großen silbernen Platten servirenden Livrédiener.

Der stille junge Mann stand noch immer regungslos, obgleich der Gegenstand seiner Bewunderung verschwunden war; aber er dachte noch an ihn, und zwar darüber: wie wunderbar schön sich in dieser hohen Frau das feine gesellschaftliche Talent, die Gabe, ein Haus — wie das ihre — zu repräsentiren, und das schlichte, fürsorgliche Wesen einer liebenden Mutter, der die gute Erziehung ihrer Kinder über alles geht, vereine. Sie sah ja, wie er, — so viel hatte er schon in den wenigen Gesprächen mit ihr bemerkt, — daß in der Erziehung das große Geheimniß der Vollkommenheit der menschlichen Natur liege. „Nur die Liebe kann erziehen!" — hatte sie gesagt, . . . und dies Wort war ihm ein Evangelium, für sie eine Heiligsprechung geworden.

Er hörte jetzt keine Musik, — sah keine Menschen, — wußte nicht mehr wo er war, — — — er dachte

nur über dies kleine und doch so unendlich tiefe und wahre Wort nach.

Da schallte ihm plötzlich ein „Donnerwetter!“ ins Ohr.

Hölderlin fuhr entsetzt empor. Wie? . . . wo war er denn? . . . War er denn nicht im Hause Gontard? . . . in einem der feinsten Salons der Welt? . . . mitten unter einem auserlesenen Damenflor? . . . und ein „Donnerwetter?!“

„Donnerwetter!“ — wiederholte jetzt dieselbe rauhe Stimme ganz ungenirt — „junger Mann, ich glaube Sie machen mitten in dieser bewunderungswürdigen Gesellschaft Kalender . . . oder . . . ist's Ihr Versekram, der Sie beschäftigt? So ein Dichter ist doch zu nichts Vernünftigem in der Welt zu gebrauchen!“

Es war ein großer dicker Herr, der Hölderlin so anredete, fein aber ziemlich nonchalant gekleidet. Seine markirten Züge zeigten Geist, aber auch einen gewissen Hohn . . . vor allen Dingen geniale Derbheit.

Der junge Hauslehrer entsann sich jetzt, daß ihm der Mann jüngst als Doktor Ehrmann, Arzt des Hauses, vorgestellt worden war. Man hatte von ihm später noch als einem sehr geschickten Mediciner und einem köstlichen Original gesprochen, dessen Derbheit man sich, seiner Verdienste wegen, gefallen lasse.

Hölderlin begrüßte ihn freundlich, war er doch auf die Bekanntschaft mit diesem Manne gespannt; freilich

ſetzte ihn deſſen ungenirtes und lautes Reden nicht wenig in Verlegenheit, zumal der Doktor jetzt ſagte:

„Kommen Sie, die Langeweile hier kann Sie doch nicht inſpiriren! Der alte Jacob ſoll uns eine Flaſche Chateau Lagrange in eines der Seitenzimmer bringen ... iſt ein delicat Glas Wein ... kenne ihn durch und durch ... wahre Arzenei für einen ſchwachen Magen. Der Teufel hole hier die Kratzfüße und das Katzenbuckel machen!“

Der Hauslehrer ließ ſich dies nicht zweimal ſagen; er folgte raſch ... nicht wegen des Weines, ſondern weil ihm der Kopf vor Verlegenheit brannte und er froh war, aus dem Salon zu kommen, wo Herren und Damen theils lächelnd, theils giftig ſchielend, aufſahen.

Endlich waren ſie in einem kleinen Nebenzimmer allein: der Doktor kommandirte ſeinen Lagrange, als ob er in einem Wirthshauſe wäre; dann ſagte er:

„Alle Donnerwetter ſollen in die verfluchte Unnatur hineinſchlagen! Iſt das ein Scharwenzeln, Mienen und Verzwicktthun ... und das nennen die Menſchen Geſellſchaft ... Amüſſement? Keiner redet auch nur ein Wort von der Leber weg, ... franzöſiſch wird parlirt ... Phraſen werden gedrẹht ... artige Lügen und lügenhafte Complimente werden gemacht und ausgetauſcht ... Himmel-Herrgott-Sacrament, hat uns

unser Herrgott dafür das Maul und einen gesunden Verstand gegeben?"

Hölderlin, der erst erschrocken umgeblickt, mußte hier doch lachen; die donnernde Philippica kam ja unverkennbar mit einer gewissen Gutmüthigkeit heraus, die sich noch mehr in den wenigen, aber herzlichen Worten zeigte, mit welchen Doktor Ehrmann jetzt dem alten Jacob für den so rasch besorgten Wein dankte und die Hand drückte.

Der alte Mann aber blickte freudig auf und sagte, zu dem neuen Hauslehrer gewandt, indem er zugleich auf den Arzt deutete:

„Der da, Herr, hat mir alten Menschen schon zweimal das Leben gerettet. Es ist ein kreuzbraver und geschickter Herr. Müssen daher nicht erschrecken, wenn er manchmal ein Bischen grob ist!"

Und damit trippelte der Alte auf den Fußspitzen fort, indem er, gutmüthig lächelnd, noch einmal zurücksah.

Auch der Doktor lachte und drohte ihm mit dem Finger nach.

„Das war nun kein Compliment!" — sagte Hölderlin — „aber ein schönes Lob aus schlichtem Herzen!"

„Was versteht denn der alte Kerl!" — rief der Hausarzt, die Gläser vollschenkend, konnte aber doch ein wohlgefälliges Schmunzeln nicht ganz verbergen. —

„Der schwätzt, wie er es versteht. Wenn er dem Tod zweimal durchgewitscht ist, soll er sich bei seinem unverdorbenem robusten Körper bedanken und nicht beim Arzt, der kann wahrlich nichts dafür. Aber, junger Mann, kommen Sie her, ein Glas zum Willkomm in Frankfurt! Ich habe Sie noch wenig gesehen . . . aber Sie gefallen mir."

Hölderlin dankte für die gute Meinung und neigte sein Glas leise nach jenem des Doktors, so daß es kaum den Rand berührte, ohne zu klingen. Aber das war dem alten Herrn nicht recht:

„Zum Teufel! nur nicht zimperlich!" — rief er dabei — „um Gottes Willen, keine Bescheidenheit, wenn Sie in Frankfurt und in der großen Welt fortkommen wollen. Hier heißt's keck zutappen, sonst ist der Mensch verloren."

„Ich dachte" — sagte Hölderlin — „einem schönen und edlen Selbstbewußtsein steht Bescheidenheit nie schlecht."

„Ei was!" — meinte Ehrmann — „das muß ich alter Praktikus besser wissen! Ich will Ihnen Ihr Schicksal in Frankfurt sagen."

„Nun?" — frug der junge Mann lächelnd.

„Wenn Sie keck vorwärts gehen und zugreifen, wo sich Ihnen ein Vortheil bietet, dann machen Sie in Frankfurt Ihr Glück; wenn Sie aber in höheren Re-

gionen ſchweben, Ideale zu Ihren Steckenpferden machen und mit Beſcheidenheit imponiren wollen . . . dann, gute Nacht! . . . dann wär's beſſer, Sie zögen morgen wieder ab. — — Proſit!" — und damit ſtieß der Arzt zum zweitenmale an und trank aus.

Hölderlin vertheidigte ſein Weſen und ſein idealleres Streben.

„Alles gut!" — rief Ehrmann — „mag an einer Univerſität, in einer Reſidenz Sinn haben . . . hier? . . . hier taucht der Plunder nichts! Hier ſind wir in der alten guten Reichs- und Handelsſtadt Frankfurt . . . hier ſteht nur ein Wort im Lexikon . . . und das eine Wort heißt Geld! Sind Sie ein Dummkopf und verſchaffen ſich Geld . . . ſo ſind Sie damit ein geachteter, weiſer Mann; ſind Sie aber ſo weiſe wie Salomon und haben keine Batzen . . . guckt Sie kein Menſch an. Geld iſt nun einmal das zweite Ich des Kaufmanns!"

„Das iſt verzeihlich, wenn es nur nicht im Leben ſein beſſeres Ich iſt!"

„Gewohnheit wird zur anderen Natur!"

„Nun" — meinte Hölderlin — „es wird gewiß auch Ausnahmen geben."

„Verdammt wenige!" — rief der Doktor und ſchenkte auf's Neue ein. — „Die Meiſten, die ſich da draußen in den Salons herumtreiben ſind . . . wandelnde Zah-

len. Es soll mich gar nicht wundern, wenn Einer oder der Andere dabei sein sollte, der so tief in seine Speculationen versunken ist, daß er bei der Taufe seines Sohnes dem Prediger, der nach dem Namen fragt, mechanisch antwortet: „Baumann et Compagnie!“

Hölderlin lachte herzlich.

„Und dann“ — fuhr Dr. Ehrmann fort — „der verfluchte Geldstolz! Kennen Sie die Geschichte mit dem Klingelbeutel?“

„Nein!“

„So hören Sie! Zur Zeit der letzten Krönung begab sich der erwachsene Sohn eines unserer ersten Häuser in den Dom und kam zufällig neben den Herzog von Braunschweig zu stehen, der einen Thaler für den Klingelbeutel vor sich legte. Als dies unser junger Kaufherr sieht, reitet ihn der Teufel des frankfurter Geldstolzes und er legt einen Dukaten hin. Der Herzog erkennt seinen Mann, legt zwei Dukaten bereit, und steigert so, da der junge Kaufmann den Herzog immer überbietet, den eingebildeten Dickthuer bis auf zwölf Dukaten. Jetzt kommt der Klingelbeutel, . . . der junge Herr wirft seine zwölf Dukaten mit gleichgültigem Stolze hinein; . . . was aber thut der Herzog? . . . er steckt die seinigen ganz ruhig wieder in den eigenen Sack und . . . gibt den Thaler in den Klingelbeutel!“

Wieder mußte Hölderlin lächeln; aber es lag etwas

ſchmerzliches in dieſem Lächeln, als der Hausarzt hinzuſetzte:

„Dieſe merkantiliſchen Seelen haben eben das Einmaleins da ſitzen, wo das Herz ſitzen ſollte; . . . Zahlen ſind ihnen noch heiliger, als dem Pythagoras: Freund heißt jeder, mit dem ſie handeln. Reich . . . heißt bei ihnen gut; — Intereſſe gilt nur im Plurali als „Intereſſen;" — Verdienſte nur im Singulari als „Verdienſt!" — Wie ſchwer fällt es oft dem Moraliſten den Werth eines Menſchen auszumitteln . . . alle Wetter! . . . der Kaufmann beſtimmt ihn bis zu einem Pfund. In Frankfurt ſollte von Gott und Rechtswegen Jeder ein Schildchen auf dem Rücken tragen, mit der Angabe ſeines Vermögens: ſo wüßte man doch gleich, was Jeder werth ſei, — wie tief man den Hut abnehmen muß, — überhaupt was an dem Kerl iſt."

Der Doktor ſtürzte hier ſein Glas Lagrange zornig hinunter.

Hölderlin aber ſagte: — „Verehrter Herr Doktor, ich hoffe, daß Sie Ihr heiliger Eifer etwas übertreiben läßt. Wo alles nur nach dem Gewinne berechnet wird, ſelbſt der innere Werth eines Menſchen nur nach ſeinem Gelde, wie die äußere Ehre, da könnte ja der Sinn für das Höhere und Edlere im Menſchen nie aufkommen."

„Das kommt er auch nicht."

„Vielleicht bei Einzelnen.“

„Bei den Meisten.“

„So lassen Sie den Kaufherren hier gar keine gute Seite?

„Donnerwetter, ja!“ — rief hier Ehrmann — „sie führen fast alle einen vortrefflichen Tisch und noch besseren Keller!“

Es lag etwas Köstliches in diesem gemüthlichen Herausplatzen mit der eigenen Leidenschaft und Schwäche.

Ehrmann mußte selbst lachen; dann sagte er listig:

„Sehen Sie, lieber Herr Hölderlin, ich meine das nur als Arzt von der medizinischen Seite. Sie glauben gar nicht, was dies feine Leben uns zu einer goldenen Praxis hilft. Und daß wir Aerzte gute und mitleidige Seelen sind, wissen Sie!“

„O ja! was das radikale Abkürzen der irdischen Leiden betrifft . . .“

„Nur bei armen Teufeln! bei Reichen ist das Ding anders.“

„Ach so!“

„Schon Doktor Pompasius sagt: von dem Armen wisse er, daß dessen Entweichung aus seinem Körper sein Schicksal verbessere, daher sei er ihm zur Entspringung aus diesem Gefängnisse so behülflich: allein von einem Manne aus der großen und reichen Welt müsse er vermuthen, daß solcher verdammt werde; darum greif'

er lieber zum kleineren Uebel der erneuerten Ankettung an den Körper, und halte diese Seele so lange in ihrer Bastille fest, bis er denke, sie sei nun alt, kaltblütig und erbärmlich genug um selbst den Teufel zu langweilen."

„Schöne Grundsätze!" — meinte Hölderlin lächelnd. — „Gott bewahre uns vor Euch Herrn Aerzten!"

„Undank ist der Welt Lohn!" — meinte Doktor Ehrmann heiter, und schenkte den Rest des Weines ein. — „Zum Teufel! Ihr Menschenkinder müßt Gott danken, daß wir Aerzte da sind. Sterben ist eine schlechte Sache und wie leicht machen wir es den Leuten."

„Das weiß der Himmel!" — rief Hölderlin lachend.

„Ich meine philosophisch!" — sagte der Hausarzt.

„Wie so?"

„Nun! Wie das Alter das abrinnende Leben mit verdoppelten Kümmernissen vergelten muß, um uns das Leben zum Ekel und den Abschied von ihm dadurch leicht zu machen, — so ist der Arzt zu gleichem Zweck erschaffen. Ein verständiger Mediziner und sein Freund, der Apotheker, sind's, die unser Herrgott auf die Erde gesetzt hat, damit sie dem Menschen durch lange Peinigungen, durch Mixturen, durch diätetische Verbote und Gebote, durch Arzeneien aller Art das Leben dergestalt versalzen, daß der Mensch mit dem größten und letzten Vergnügen auf den Abschied des Lebens und der Aerzte paßt. — Indeß" — setzte Doktor Ehrmann hinzu und

ſtand auf — „wir zwei ſind noch nicht ſo weit mit einander. Ihr Leben iſt noch zu ſchön, zu jung, zu hoffnungsreich . . . und . . . darum will ich Ihnen auch nur moraliſche Recepte verſchreiben, damit Sie Ihr Glück machen. Um dies aber hier, in Frankfurt machen zu können, müſſen Sie mit dem Boden bekannt ſein, auf dem Sie ſtehen. Und dazu, dacht' ich, verſtehe ſich mein loſes Maul am Beſten. Denken Sie deshalb an das, was ich Ihnen vorhin ſagte. Schlüpfen Sie aus der Haut Ihrer allzugroßen Beſcheidenheit, — treten Sie keck und zuverſichtlich auf, — ſetzen Sie dem Geldſtolz, der Ihnen überall begegnen wird, ein eben ſo ſtolzes geiſtiges Selbſtbewußtſein entgegen . . . und ſchneiden Sie Ihr Glück hier nicht aus Idealen, ſondern — — aus jedem praktiſchen Vortheil, der ſich Ihnen bietet."

Und damit reichte Doktor Ehrmann dem neuen Hauslehrer die Hand, ſchüttelte ſie herzlich und ging, nach einem freundlichen Zunicken, in den anſtoßenden Salon zurück.

Auch Hölderlin trat wieder in die überfüllten Räume, in welchen nach wie vor Schönheit, Glanz und Pracht . . . aber auch die größtmöglichſte Steifheit und die allumfaſſendſte Langeweile herrſchten, und zwar mit einer Standhaftigkeit, die nicht einmal die edle „Mediſance" untergraben und vertreiben konnte. Den jungen Mann

überkam dabei ein wunderbares Gefühl: es war das unendlicher Einſamkeit mitten unter einer viel bewegten, wogenden Menſchenmenge. Aber wer war er denn auch hier? . . . ein Nichts . . . eine Null . . . mitten unter coloſſalen Zahlen, ein kleines Hauslehrerlein unter Handelsfürſten. Keine Seele kannte ihn, da er nicht vorgeſtellt war; — kein Blick traf ihn . . . kein Wort ward mit ihm gewechſelt. Nur kalte ſtolze Geſichter fand er überall.

Er lächelte ſtill vor ſich hin: Ach! nicht der Stolz erzürnte ihn, ſondern nur ſein Mangel an Grund. Was blieb denn an vielen dieſer Menſchen übrig, wenn man ihre Hunderttauſende ſtrich?!

Indeß bäumte ſich doch ſein Selbſtbewußtſein jetzt auf, wie ein wildgewordenes Roß: er hatte dem Anſtande genügt und entſchloß ſich zu gehen. Auf ſeinem beſcheidenen Stübchen erwarteten ihn ja ganz andere Genüſſe . . . Genüſſe des Geiſtes, dieſe ewigen, nie welkenden Blüthen eines höheren Lebens. Er konnte ſich ja dort ſeiner Liebe zuwenden, . . . ſeiner heißen glühenden Liebe zu dem alten, herrlichen Griechenland. Waren doch ſein Herz und ſeine Seele dort ſo gern . . . dort war ſeine Liebe . . . und etwas lieben muß der Menſch!

„Ja! eine Sonne iſt der Menſch, allſehend, allver-

klärend, wenn er liebt, und . . . liebt er nicht, ſo iſt er eine dunkle Wohnung, in der nichts . . . als ein rauchend Lämpchen brennt!"

Hölderlin war alſo entſchloſſen zu gehen. Aber er war Egoiſt genug, um nicht die tödtliche Leere mit ſich nehmen zu wollen, die ihm hier überkommen. Sie — die Dame des Hauſes — mußte er noch einmal, wenn auch nur von ferne, ſehen . . . es begleitete ihn alsdann doch ein ſchöner und lieber Eindruck und der ſchmeichelnde Gedanke: mit dieſem holden edlen Weſen für die Zukunft zu einer gemeinſamen ſchönen Wirkſamkeit verbunden zu ſein.

Indeß . . . ſchon dieſer Gedanke war ſo feſſelnd, daß Hölderlin über ihn Zeit und Raum vergaß und ſinnend in der Ecke eines Zimmers ſtand, als ihn eine unendlich wohlklingende Frauenſtimme freundlich anredete.

Angenehm überraſcht fuhr der junge Mann aus ſeinen wachen Träumen auf: es war Frau Gontard ſelbſt. Sie hatte im Vorübergehen den neuen Hauslehrer einſam und in ſich gekehrt ſtehen ſehen. Es ſchmerzte ſie die Verlaſſenheit eines Mannes, den ſie ſchon in ſo kurzer Zeit achten und ſchätzen gelernt hatte, und ſo trieb ſie ihr wohlwollendes Herz, ihm wenigſtens einige freundliche Worte zu ſagen und ihn damit zugleich, Ange-

ſichts der Geſellſchaft, ein Zeichen ihrer Achtung zu geben.

Freilich waren es nur wenige Worte; aber ſie wirkten belebend auf den jungen Mann, wie Frühlingsſonnenſtrahlen auf winterlichen Boden. Was ſie geſprochen, hatte er natürlich aus Verwirrung, Ueberraſchung und Verlegenheit überhört. Die ganze Erſcheinung ging ihm überhaupt wie ein Blitz vorüber . . . aber ſie hinterließ doch einen unendlich lieblichen, freudigen und wohlthuenden Eindruck.

Jetzt war für den Hauslehrer keines Bleibens mehr in der Geſellſchaft. So raſch er konnte eilte er hinaus und ſeinem Zimmer zu.

Aber wie ſorglich war hier alles bereitet: auf reinlich gedecktem Tiſche erwartete ihn ein treffliches Abendeſſen. Zwei Wachskerzen brannten auf hohen Leuchtern; eine Flaſche feinen Rheinweines und ein ſchön geſchliffener Römer ſtanden auch da. Selbſt ein hübſches Bouquette ſchmückte die kleine Tafel.

Es war augenſcheinlich, daß hier eine beſondere Aufmerkſamkeit gewaltet: gewiß auf Ihren Befehl, dachte er. Ihr edler, zartfühlender Sinn, will damit ausgleichen, was durch Ungleichheit der äußeren Verhältniſſe heute doppelt ſchwer und ſchmerzlich auf mich drücken mußte.

Stillvergnügt kleidete ſich Hölderlin jetzt aus, machte

es ſich bequem und war bei ſeinem Abendeſſen ſicher glücklicher, als die ſtolzen glänzenden Gäſte da unten bei dem copieuſen und wahrhaft fürſtlichen Soupé, das — wenn auch auf ſchweren ſilbernen Schüſſeln und Tellern — dennoch Langeweile und Blaſirtheit ſervirten.

Liebesahnung.

Es machte Sinklair viel Vergnügen, das alte nahgelegene Frankfurt zeitweise zu besuchen, und dann — allein und seinen Gedanken überlassen — durch die alterthümlichen Straßen der ehrwürdigen Wahl- und Krönungsstadt zu wandern. Einem, namentlich auch in der Geschichte wohl unterrichteten jungen Manne, wie er es war, — einem jungen Manne von so viel Geist und Phantasie, bot eine solche Wanderung immer viel Stoff zum Nachdenken und zur Unterhaltung, und dabei war sie für Sinklair zugleich auch eine Ausspannung aus dem Joche seiner Geschäfte und diplomatischen Studien, die er, neben seinem Amte, mit vielem Fleiße betrieb.

Auch heute war er nach Frankfurt gekommen; aber diesmal nicht allein zu dem eben angegebenen Zwecke, sondern auch weil er in Geschäften des Landgrafen Friedrich von Hessen-Homburg mit dem Stadtschul-

theißen von Frankfurt zu thun hatte. Der politiſche Horizont trübte ſich ja immer mehr und mehr. Die Republik Frankreich rüſtete wieder, trotz des Waffenſtillſtandes. Die Beſorgniß wuchs von Tag zu Tage. Sinklair ſollte über das, was zu thun ſei, mit dem Stadtſchultheißen in Vernehmen treten Ein Beſuch bei ſeinem Freunde Hölderlin ſollte dann am Nachmittage die kleine Reiſe krönen.

Jetzt aber war es zu einer Anſprache bei dem Stadtſchultheißen, dem edlen und würdigen Herrn Maximilian von Günderode, noch zu frühe, und ſo konnte Sinklair allerdings vor Beginn der Geſchäfte noch ſeiner alten Lieblingsneigung nachhängen und einige Stunden ſtill und ſinnig — von geſchichtlichen Erinnerungen und poetiſchen Träumen umgaukelt — durch die Straßen der Stadt wandeln.

Und wahrlich! der Erinnerungen an alte Zeiten und wichtige geſchichtliche Begebenheiten gab es hier nicht wenige. Namentlich liebte Sinklair an den alterthümlichen Straßen, Plätzen und Häuſern, ſowie an deren Umwandlungen und Neugeſtaltungen die Entwicklung des deutſchen Bürgerthumes zu ſtudiren. Und dafür war Frankfurt in der That der rechte Platz.

Wie in einem lebenden Körper die Hauptadern überall von kleineren Venen durchſchnitten werden, ſo auch wurden hier — in des heiligen Römiſch-Deutſchen

Reiches Kaiserstadt — die breiten Straßen, deren es damals ohnehin noch wenige gab, von zahllosen kleinen, engen, mit hohen überhängenden Häusern besetzten volkreichen Gassen und Gäßchen durchkreuzt und durchschnitten.

Aber schon die Namen der Straßen waren Sinklair interessant, da sie theilweise die uralten städtischen Einrichtungen bezeichneten. So wurden einzelne Gassen und Gäßchen ehemals von einzelnen Innungen bewohnt, die unantastbare Privilegien dahin bannten.

Namentlich waren die lärmenden Gewerbe frühzeitig auf eigene Bezirke beschränkt. Daher noch jetzt die Bender- und die Schnurgasse — eigentlich Webergasse, bei dem Volke Schnarrgasse, von dem schnarrenden Geräusche der Wollräder und Webstühle so genannt — die Straße unter den Neuen Krämen, hinter den Tuchgaden, die Metzger-, Fischer- und Töpfergasse, der Roß-, der Kornmarkt und das Fischerfeld.

Geschichtlich sehr interessant war Sinklair auch, außer der alten merkwürdigen Judengasse, das sogenannte „Klapperfeld," ein weiter freier, damals noch ganz wenig angebauter Raum, der in grauer Vorzeit zum Wahlfeld diente, und „Klapperfeld" genannt wurde, weil das Volk hier nach der Kaiserwahl

ſeinen Beifall, neben lautem Zurufe, durch Schlagen auf die Schilde — klappern — zu erkennen gab.*)

Nie aber kam Sinklair nach Frankfurt ohne die alte Mainbrücke zu beſuchen und ſein Auge hier an der ſchönen Ausſicht zu laben, die man von ihr aus nach dem Ober- und Untermain hatte. Freilich ſtanden damals die Paläſte der Uferſeite noch nicht; aber wie prächtig war doch, wenn man den Strom hinaufſah, die Kette von auf- und niederſteigenden Gärten, die ſich bis nach dem Flecken Oberrad hinzogen. Und weiter, weiter noch! hinter grünen Feldern und blühenden Bäumen verſteckt, das Städtchen Offenbach mit den Thürmen ſeines alten Schloſſes, Birgel und ſelbſt Rumpenheim. Und wie ſchön und ſanft lehnte ſich dies alles an die blauen Berge des Speſſarts!

Und nun zur anderen Seite — wenn Sinklair ſich ſtromabwärts wandte — lag da nicht die alte ſchöne Stadt in einem weiten Halbkreiſe hingeſtreckt, mit ihren Waſſerthoren, mit ihren Uferſtraßen und des Domes ehrwürdigem himmelanſtrebendem Dach und Thurm?

Und der Stadt gegenüber Sachſenhauſen — wo die Nachkommen von Karl des Großen „Sachſen-Colonie"

*) Auch Sachſenhauſen, die übermainiſche Vorſtadt Frankfurts, wo bekanntlich Friedrich von Oeſterreich gegen den bairiſchen Ludwig erwählt wurde, hat ſeine Klappergaſſe. Kirchner: Anſichten Frankfurts. II. 70.

noch heute in ureigenthümlicher Weise „hausen," mit ihren uralten, aus dem Heidenthum herüberragenden Gebräuchen, das „Vertanzens der Todten" z. B., — wie reizend lag es da, mit seinen freundlichen Gartenhäusern, neben welchen die niedrigen Hüttchen der Bleicher dicht am Ufer hinzogen.

Auf dem Flusse aber wehten lustig die Wimpel zahlreicher Schiffe; Holzflöße zogen durch die weiten Bogen der Brücke; von dem Ufer tönten die Stimmen der Arbeiter und Leben regte sich, wohin man sah.

Und knüpften sich nicht auch an diese mächtige steinerne Brücke der historischen Erinnerungen, der poetischen Sagen gar manche: Sinklair wußte ja, daß schon zu den Zeiten der Karolinger der Main hier, wenn auch nur durch einen hölzernen Bau, überbrückt war. Als Rudolph von Habsburg dann später die Raubnester der Wetterau zerstörte, baute er eine steinerne Brücke. Ein Eisgang aber vernichtete sie 1306 bis auf wenige Trümmer und riß dabei Hunderte von Neugierigen mit hinab in die kalte, eisige Fluth. Auch ein zweiter Bau hatte dies Schicksal, bis die jetzige Brücke entstand, die nun seit fünf Jahrhunderten jeder Fluth und jedem Eisgange trotzt.

Aber lächeln, wie immer, mußte Sinklair jetzt, als er aufblickte zu dem vergoldeten Hahn, der auf hohem

eisernen Kreuze über dem mittleren Brückenbogen emporragt.

Wie sich doch die Volkssage im lieben deutschen Vaterlande so schön um alles schlingt!

Der Brückenbaumeister — so geht die alte Mähr von Munde zu Munde — hatte zu voreilig versprochen, sein Werk in einer bestimmten Frist zu vollenden. Als nun die Zeit schier verflossen, aber die Brücke noch lange nicht fertig war, rief er in der Angst seines Herzens den Bösen zu Hülfe. Lucifer indeß wollte, als ein berechnender Kopf nicht umsonst dem Baumeister zu Willen sein.

Er verlangte also zur Beute das erste lebendige Wesen, das über die Brücke schreiten würde.

Der Baumeister schlug ein, und siehe . . . zur bestimmten Zeit stand auch das schwere Werk vollendet da.

Aber den Baumeister plagte jetzt sein Gewissen. Da er indessen ein kluger Mann war, und von den Frankfurter Kaufherrn schon manchmal gelernt hatte, wie man sich klug und pfiffig aus einem schlimmen Geschäfte zieht, so war ihm nicht bange.

Kaum graute der Morgen, nahm er einen kleinen mageren Hahn und trieb ihn vor sich her . . . hinüber über die Brücke.

Das aber ärgerte den Teufel gar sehr; er war

wüthend, überlistet zu sein . . . und . . . so zerriß er das arme Thier in seinem Zorne mit den Zähnen in tausend Stücke.

Ihm zum Spotte aber steht der goldene Hahn noch jetzt mitten auf der Brücke!

Sinklair lächelte, wie gesagt, bei der Erinnerung an diese Sage; . . . dachte aber: „Sie waren doch klug, unsere Voreltern, als sie dies Zeichen der Wachsamkeit — nach Westen gekehrt — hier, Angesichts der Kaiserstadt, aufstellten!"

Und langsam schlenderte der junge Mann jetzt weiter. Den Weg nach dem Römer — dem Rathhause der Stadt — nehmend, an dem alten „Saalhof" vorbei.

Aber auch hier fesselten ihn wieder ernste Gedanken:

Stand doch an dieser Stelle einst eine der ältesten Kaiser-Pfalzen in Deutschland! Kaiser Ludwig der Fromme hatte sie 814 erbaut; Karl der Kahle war in ihr geboren worden und Ludwig der Deutsche hauste hier Jahre lang. Freilich war dieser älteste Palast längst untergegangen und 1717 ein neues Hauptgebäude aufgeführt worden, doch hatte Sinklair schon mehr wie einmal den einzigen noch erhaltenen Rest der alten Kaiserpfalz, die ursprüngliche Hauskapelle, in Augenschein genommen. Es war ein merkwürdiges Gewölbe

mit ſechs Schuh dicken Mauern und Säulen von rothem Sandſtein, unter dem eine Gruft mit noch dickeren Mauern hinzieht.*) Ein Grab, in dem Todtengebeine — wohl die Ueberreſte eines Gliedes einer der alten Königsfamilien — ruhten, war hier vor nicht allzu langer Zeit erſt entdeckt worden.

Unwillkürlich umſpielten Sinklair jetzt, als er durch die ſchmale düſtere Saalgaſſe, an dieſer Saala der Kaiſer vorüberſchritt, die Geiſter der Vorzeit.

Wie viel war von hieraus in Betreff des deutſchen Reiches geſchehen; wie manch' Wichtiges in der vaterländiſchen Geſchichte knüpfte ſich an das Stückchen deutſcher Erde, auf der er jetzt wandelte.

Schwebten um dieſe Stelle doch einſt die Friedensgeiſter, als hierher — nach dem langen unſeligen Kriege, den Ludwigs Söhne mit ihrem Vater geführt — Lothar, der älteſte, ſich wieder auszuſöhnen kam.

Kamen hierher doch, zu Ludwig, die Vaſallen des verſtorbenen Kaiſers Lothar, dem Könige ſeinen älteſten Neffen vorzuſtellen, den ſie auf den erledigten Kaiſerthron zu ſetzen wünſchten. Und Ludwig, der zu edel dachte, die Beleidigungen, die ihm durch den Vater geworden, an dem Sohne zu rächen, beſtätigte die Wahl. Da ſetzte man in der Saala den jungen Kaiſer auf den

*) Dieſe Kapelle iſt noch vorhanden.

Schild und hob ihn auf unter dem lauten Jubel des Volkes.

Und wurden von hier aus nicht, von eben diesem Kaiser Lothar II, die Reichsgränzen gesichert, die Markgrafen ernannt und ein Krieg gegen die Slaven beschlossen?

Starb hier nicht Ludwig II. und folgte seiner Gemahlin in die Gruft?

Hielt hier nicht nach der berühmten Schlacht von Andernach, wo die Ostfranken einen glänzenden Sieg über die Mannen des Frankenreichs davon trugen, Ludwig III. zwei Reichsversammlungen?

Wunderbares Schicksal! — dachte hier Sinklair, indem er in tiefes Sinnen verloren fortschritt. — Wie anders wäre es wohl mit Kaiser und Reich und Frankfurt selbst gekommen, wenn der Sieger bei Andernach nicht durch Uebermaß sinnlichen Genusses sein schönes Heldenleben verkürzt hätte! Lebenssatt, in der Blüthe seines Alters, vertrauerte er den letzten Winter seines kurzen Daseins hier, in der ihm so lieben Saala. Da verbreitete ein feuerrother Irrstern, der sich am Himmel zeigte und seine Ruthe weit ausstreckte, Schrecken unter den Menschen. Und siehe! bald traf auf der Erde ein, was das Zeichen des Himmels, der allgemeinen Meinung nach, verkündet hatte: Ludwig von Ostfranken, der Vielversprechende, starb. Hätte der Tod

ſeiner oder ſeines Sohnes geſchont, der als Knabe zu Regensburg aus dem Palaſte herabſtürzte, vielleicht wäre jetzt Deutſchland ein großes mächtiges Erbreich und Frankfurt des Reiches blühende Hauptſtadt. Denn Ludwig III. hielt Frankfurt werth, wie ſein Vater und Ahnherr.

So dachte Sinklair und hatte, in tiefes Sinnen verloren, gar nicht bemerkt, wohin ihn ſeine Füße getragen.

Während aber Sinklair — in die Geſchichte der grauen Vorzeit verloren — ſo hinſchritt, trug ſich, ganz nahe bei ihm, in einem alterthümlichen Hauſe nahe dem Saalhof und dem Römer, etwas zu, was ihn — ohne daß er es ahnte — ſehr nahe anging.

Dies alterthümliche Haus war nämlich das Haus des ehrenwerthen Meiſters Löſchhoff.

Von außen ſchien das Gebäude allerdings unanſehnlich. Von drei Stockwerken, die ſich übereinander aufthürmten, hing jedes um ein Anſehnliches über das andere hinaus, ſo daß, da dies auch bei dem gegenüberliegenden Hauſe der Fall und die Straße eng war, die Bewohner der oberen Geſchoſſe ſich mit Bequemlichkeit die Hände über die Straße reichen konnten. Dazu kam noch, daß die ganze Außenſeite des Gebäudes mit Holzſchnitzereien, die die Jahrhunderte gebräunt hatten, belegt und getäfelt war. Große metallene Regenableiter

ſtreckten ſich dabei — in Form von Drachenköpfen — unter dem hohen Giebeldache hervor, während die ungleichen Fenſter mit den kleinen runden Glasſcheiben das düſtere und trübe Ausſehen des Ganzen noch vermehrten.

Aber wie anders war es im Inneren! Zwar waren auch hier — außer der Schenkſtube, die, durch mächtige ſteinerne Säulen geſtützt, eine ziemlich hohe, in unregelmäßige Wölbungen auslaufende Decke zeigte — die Räume nieder und düſter; aber ſie ſchienen darum auch in der That gemüthlicher.

Nirgends herrſchte Luxus und doch war alles gediegen: von den mächtigen, eichenen, mit Schnitzwerk verſehenen Schränken der Vorplätze an — die mit Schätzen aus ſelbſt geſponnener Leinwand, wie ſie nur das Herz einer Hausfrau entzücken können, angefüllt waren — bis zu den mit Meſſing beſchlagenen Komoden, den Tiſchen von eingelegtem Holz, dem bequemen Großvaterſeſſel und den alten, von den Voreltern überkommenen Truhen.

Aber alles war dabei ſo hübſch nahe bei einander, ſo blank und reinlich, ſo behaglich und vertraulich, daß jedem einfachen und natürlichen Menſchen ſchon bei dem Eintritt in dieſe Zimmer das Herz aufgehen mußte.

Man ſah: in dieſen einfachen und beſchränkten

Räumen waltete ein ſtilles, beſcheidenes, aber alle Herzen der Bewohner erfüllendes Glück.

Und ſo war es denn auch in der That. Meiſter Löſchhoff ſtand mit Würde und Ruhe ſeinem Geſchäfte vor, und war dabei das Bild eines ehrſamen Bürgers und Hausvaters. Die Meiſterin, ernſt und ſtreng in dem häuslichen Regimente, wie in der Erziehung der Kinder, ließ es doch keineswegs an Güte und Leutſeligkeit fehlen. Das Geſchäft ging gut, die Kinder geriethen — wenn auch die Knaben etwas wild und ungebärtig waren und Vater oder Mutter, nach damaliger Erziehungsweiſe, manchmal mit tüchtigen Schlägen eingreifen mußten. Vor allen Dingen aber hatten der Meiſter und die Meiſterin ihre Freude an Käthchen, ihrem älteſten Töchterlein, das ſich gar wohlgebildet und tugendſam zeigte, in Häuslichkeit ein würdiges Nachbild der Mutter abgab und dabei durch kindlichen Frohſinn das ganze Haus ſtets zu erheitern pflegte.

Nur in den letzten Tagen kam es der Meiſterin manchmal vor, als ob der Frohſinn bei Käthchen etwas nachgelaſſen habe. Man hörte ſie nicht mehr bei der Arbeit ihre kindlichen Liedchen trillern und ſingen, was ſie doch ſonſt — dem ganzen Hauſe und ſelbſt den Arbeitern und Brauknechten zur Freude — ſo oft und mit ſo glockenheller Stimme gethan, daß ſie der Vater nur „ſein liebes Vöglein“ hieß. Auch ſchien ſie dem ſchar-

sen mütterlichen Auge nachdenklicher und blässer geworden. Und doch klagte Käthchen nichts. Die Mutter aber dachte oft im Stillen: Wenn sie sich nur nicht auf dem Feldberge erkältet oder bei dem Besteigen des Berges überanstrengt hat!

Aber auch das schärfste Mutterauge kann sich täuschen: zwar hing die Sache allerdings mit dem Feldberge zusammen, aber weder mit der Kühle auf seiner Höhe, noch mit seiner Besteigung.

Die Meisterin, Käthchen und Mina — von welchen die letztere als arme Verwandte im Löschhoff'schen Hause schon seit Jahren lebte und mit den anderen Kindern erzogen wurde, als ob sie selbst ein Kind dieser braven Leute sei, — standen eben auf dem geräumigen Vorplatze des ersten Stockwerkes an einem Tische beisammen und bügelten. Die große Hauswäsche war ja vorüber, und in jenen Zeiten war es bei bürgerlichen Familien noch nicht Mode, diese aus dem Hause zu geben. Man wusch und glättete damals noch das Weißzeug mit eigenen Händen, wie man das Garn dazu spann und selbst das Bleichen des Tuches persönlich besorgte.

Käthchen und Mina sahen dabei in ihren einfachen kattunenen Hauskleidchen mit kurzen Aermeln und den, von der Arbeit und den glühenden Stählen doppelt gerötheten Gesichtchen gar lieb aus; frisch und lustig ging es mit den Armen hin und her; . . . so viel aber auch

Mina erzählte, ſcherzte und lachte, Käthchen blieb ſo ſtill und in ſich gekehrt, daß die Mutter mit wirklicher Beängſtigung manchen verſtohlenen Blick forſchend nach dem geliebten Kinde ſandte.

Endlich vermochte ſie doch nicht mehr an ſich zu halten; . . . aber auch diesmal erhielt ſie auf ihre beſorgte Frage: ob Käthchen denn etwas fehle, weil ſie ſogar nicht mehr munter ſei? eine verneinende Antwort.

Da wollte die gute Frau eben dem Kinde ernſter in das Gewiſſen reden, als ein Beſuch die Treppe heraufkam.

Es war Mamſell Clara, eine Verwandte der Meiſterin, Tochter eines Pfarrherrn aus dem benachbarten Darmſtadt; . . . jetzt wohlbeſtellte Haushälterin in dem vornehmen und reichen Gontard'ſchen Hauſe.

Mamſell Clara war ein ganz hübſches Mädchen. Ihre großen dunklen Augen hatten ein ungewöhnliches Feuer; ihre Geſichtsfarbe war friſch, der Mund leicht aufgeworfen, die Zähne wie Elfenbein, die Züge erſcheinen wohlgebildet. Nur die kleine, etwas zu ſpitze Naſe und ein eigenthümlicher Zug um den Mund, der zwar Geiſt ... aber vielleicht nicht immer den beſten ... verrieth, ſtörten den wohlthuenden Eindruck des Ganzen. Dafür aber gewann Mamſell Clara — die bereits in ihr vierundzwanzigſtes Lebensjahr getreten — um ſo mehr durch

ihren schönen, fast stolzen Wuchs und die üppigen Formen ihres Körpers.

Man konnte sie in der That eine verführerische Erscheinung nennen, und da sie sich des mächtigen Eindruckes bewußt war, den sie fast überall — namentlich bei Männern — zurückließ, so erschien sie leicht coquett; sie war es auch in gewisser Beziehung . . . aber doch nur mit Maß und Ziel, und einzig und allein mit der Absicht, sich die Herzen . . . und dabei wohl auch einen Ehemann zu gewinnen.

Machten ihr doch die vierundzwanzig Jahre bange, die sie hinter sich hatte, und der Blick auf die noch kommenden, die, wenn sich keine gute Parthie fand, wohl bis an's Ende des Lebens in einer abhängigen Stellung zugebracht werden mußten.

Konnte man nun aber auch sonst Mamsell Clara nichts Böses nachsagen, so war sie doch im Hause des ehrsamen Meister Löschhoff nicht gerne gesehen. Dem Meister selbst wollte die „fürnehme*) Mamsell," wie er sie nannte, zu hoch hinaus; der strengen Meisterin war sie nicht sittsam genug, zu putzsüchtig und „fischte zu viel nach einem Manne"; Käthchen und Nina aber konnten sie nun gar nicht ausstehen: des Hochmuths wegen, den Clara — die allerdings eine feinere Bildung

*) vornehme.

genoſſen — ihnen gegenüber in ihrer äußeren und inneren Erſcheinung darlegte.

„Und was iſt ſie denn?“ — hieß es alsdann immer bei Käthchen. — „Sie iſt ja doch nur eine Darmſtädterin! . . . Und wenn ſie ſich auch noch ſo ſtolz aufgeputzt und Haushälterin bei der reichen Frau Gontard iſt, ſo bleibt ſie damit doch immer nur ein Dienſtbote . . . wir aber ſind freie Frankfurter Bürgerstöchter!“

Und wahrlich, man konnte dem guten einfachen Kinde dieſe Abneigung gegen Mamſell Clara nicht übel nehmen, wenn man jetzt wieder die Art und Weiſe beobachtete, mit der ſie ſich gab.

Natürlich blieb die Meiſterin mit ihren Kindern an ihrer Beſchäftigung, wenn ſie auch Clara einen freundlichen „Guten Tag!“ und einen Stuhl bot. Bei ihr durfte keine häusliche Arbeit durch unzeitigen Beſuch unterbrochen werden; auch galt zu jener Zeit der Vorplatz — der immer ſehr geräumig und mit großen Brandſchränken beſtellt war — für das eigentliche Arbeitszimmer, wenigſtens im Sommer. Das gab nun freilich Mamſell Clara, die ſich dadurch zurückgeſetzt fühlte, ſchon von vornherein Stoff zum Spötteln. Sie that dies freilich nicht direct; der Spott aber lag in der Art und Weiſe, wie ſie hier in der kleinbürgerlichen Familie das Hausweſen bei Gontards darſtellte. Sie

konnte den Reichthum, die Pracht und den Glanz dorten, so wie ihre herrliche Stellung und die Annehmlichkeiten, die dieſe für ſie im Gefolge führten, gar nicht genug loben. Namentlich auch die Vorzüglichkeit der Frau Gontard-Borkenſtein, die die Liebenswürdigkeit gegen ſie ſelbſt ſei und ſie mit Geſchenken aller Art: mit koſtbaren Kleidern, Hüten, Fächern und dergleichen geradezu überhäufe.

Clara's Augen glänzten und blitzten dabei, und fuhren mit ſolcher Lebhaftigkeit in ihren Höhlen umher, daß Käthchen ihre Freundin unter dem Bügeln mehr als einmal anſtieß und die Worte murmelte: „Du!... die Augen!"

Aber auch die Meiſterin war klug genug, um aus all dieſen prahlenden Reden und dem leiſe ſpöttelnden Zug um den Mund Clara's, deren Abſicht zu erkennen. Sie ſagte dabei in ihrer einfachen geraden Weiſe — aber doch auch nicht ganz ohne eine gewiſſe Betonung — daß ſie dem Bäschen zu der Stellung in einem ſo vornehmen Hauſe von Herzen Glück wünſche; obgleich, ihrer Meinung nach, ein ſtillbürgerliches Walten am eigenen Herde — und wenn es auch noch ſo einfach — vorzuziehen ſei.

Natürlich ſtieß Käthchen ihre Freundin Mina hier wieder an und flüſterte: — „Sie hat ihren Stich!"

Mamſell Clara aber kam dadurch immer mehr in's

Feuer großartiger Darstellungen, die so recht verkleinernd hier zurückwirken sollten, und dazu gab ihr denn freilich die letzte große Soirée reichen Stoff an die Hand. Auch des neuen Hauslehrers gedachte sie jetzt mit begeisterten Worten. Er sei schön, zum malen — meinte sie — und dabei äußerst gebildet, fein und freundlich. Sehr habe es ihn beglückt, von ihr zu hören, daß sie die Tochter eines Pfarrers sei und auch eine gute Erziehung genossen habe. Seit jener Zeit suche er sie auf, wo, wie und wann er nur könne, um mit ihr über dies und jenes zu sprechen.

„Nun!" — platzte hier Käthchen heraus — „das wäre ja vielleicht ein Mann für Sie!"

Aber diese Aeußerung bekam dem guten Kinde schlecht; denn kaum war sie heraus, so hatte sie auch schon eine Maulschelle von der Mutter erhalten, mit dem Bemerken: solche, für Mädchen unziemliche Aeußerungen daheim zu lassen.

Käthchens Gesicht glühte vor Scham; aber es erblaßte gleich darauf wieder, als Clara — auf der Mutter Frage nach dem Namen des so belobten Hauslehrers — sagte:

„Es ist der junge Dichter Hölderlin!"

„Himmel! Hatte denn nicht der Herr auf dem Feldberge — der Freund des Herrn Sinklair — auch Hölderlin geheißen?"

Wirklich bestätigte es sich nun in dem Gespräche zwischen der Meisterin und Clara — denn Käthchen that schmollend den Mund nicht mehr auf — daß Herr Hölderlin durch Herrn Sinklair zu der Stelle gekommen und der Familie Gontard empfohlen worden sei.

Das Weißzeug war unterdeß zu Ende gebügelt. Die Meisterin befahl den beiden Mädchen das Feinere davon in die vordere Stube zu tragen. Mamsell Clara, die ihren Zweck — sich im vollen Glanze einer Gontard'schen Haushälterin zu zeigen und die Leute dabei ein bischen zu ärgern — erreicht, verabschiedete sich... und die Mutter eilte zur Küche, um hier das Nöthige für den Mittagstisch zu besorgen.

Wohl versteht es sich von selbst, daß „die führnehme Mamsell" bei Käthchen und Mina jetzt schlecht weg kam, und Käthchen würde mit ihrem ächt frankfurterischen Mäulchen noch ganz anders „ausgepackt" haben, wenn Mina nicht das Gespräch auf den sonderbaren Zufall gerichtet hätte: daß sie die Feldbergs-Parthie auch zu dem Bekanntwerden mit Herrn Hölderlin geführt. Bei dieser Gelegenheit gab aber Mina der „führnehmen Mamsell" recht: daß Hölderlin ein bildschöner Mann sei. Auch Käthchen gab es zu, doch, meinte sie, habe ihr Sinklair noch besser gefallen, zumal er noch viel heiterer und artiger gewesen.

Sonderbarerweise bog sich Käthchen bei diesen Wor-

ten so tief über das Weißzeug, daß sie es fast mit ihrem Gesichtchen berührte. Es fiel wirklich auch Mina auf, die — von der Seite nach der Freundin blickend — lächelnd dachte, wie gut es sei, daß die Flammen auf Käthchens Wangen hier nicht zu zünden vermöchten.

Dafür zündeten sie in Mina's niedlichem Köpfchen! . . . denn mit diesem Erröthen und sich Niederbeugen bei Sinklairs Namen, ging Mina plötzlich ein Licht über das, in der letzten Zeit so stille und sonderbare Wesen der Freundin auf.

„Käthchen!" — rief sie daher, mit einem fast komischen Ausdruck von Staunen und Ueberraschung, von freudigem Triumphiren über die Entdeckung und doch auch wieder fast mit leisem Vorwurf, indem sie zugleich die Freundin an beiden Armen faßte und mit dem, von Purpur übergossenen Gesichtchen zu sich wandte — — „Käthchen!" . . . was seh' ich? . . . wär's möglich?"

„Albernheit!" — entgegnete diese, ward aber noch viel röther.

„Sinklair!?"

„Um Gottes Willen!" — rief des Meisters Töchterlein und hielt mit beiden Händen der Freundin den Mund zu. — „Wenn das die Mutter hörte, ich wäre des Todes!"

„Also wirklich . . .?"

„Ich bitt' Dich, schweige!"

„So haſt Du Dich wirklich in den Herrn Sinklair . . .“

„Du bringſt mich um!“

Das erſte unſchuldige Geſtändniß der Liebe — ſelbſt von einer Freundin der anderen flüſternd und erröthend offenbart — hat etwas ſo Zauberhaftes in ſich, daß es hinreißt und für den erſten Augenblick entzückt, ſelbſt da, wo bei ruhigerer Ueberlegung Mißbilligung eintritt. Iſt doch eine ſolche erwachende Liebe wie ein Kind: reizend in ihrer lieblichen Unklugheit und unklugen Verſchwendung, voll Lachen und Weinen faſt in dem gleichen Momente.

So warf ſich denn auch jetzt Käthchen, die ja faſt ſelbſt noch ein Kind war, lieblich verſchämt und verwirrt in Mina's Arme, ihr glühendes Antlitz an dem Buſen der treuen, ſchweſterlichen Freundin bergend, als habe ſie... Gott weiß welches Vergehen begangen. Mina aber küßte, — während beide, von ihren Gefühlen überwältigt, ſchwiegen, — die Geſpielin mit Milde und Herzlichkeit auf die Stirne.

„Jetzt verſtehe ich alles!“ — ſagte endlich Mina, — „warum Du plötzlich ſeit einigen Tagen ſo ganz anders biſt . . . ſo ſtill . . . ſo zerſtreut, daß es ſelbſt die Mutter. . . .“

„Sie hat doch nichts gemerkt?!“

„Sie glaubt Dich unwohl.“

„Um Gottes Willen ſage ihr nichts.“

„Wo denkſt Du hin! Werd' ich Dich verrathen?“

„Nein! das wirſt Du nicht!“ — rief Käthchen und umarmte und küßte die Freundin ſtürmiſch.

„Aber ſagen muß ich Dir etwas!“ — fuhr Mina fort.

„Und was?“

„Daß Du unrecht haſt und thöricht biſt.“

„Mina!“

„Du weißt, daß ich Dich lieb habe, wie eine Schweſter.“

„Ja, das weiß ich!“

„So glaubſt Du gewiß auch, daß ich nur Dein Beſtes will.“

„Ich bin davon überzeugt.“

„Nun denn! wie kannſt Du ſo thöricht ſein, Dich in Herrn Sinklair, der ein vornehmer Herr iſt, zu verlieben!“

„Ja, du lieber Gott! kann ich denn etwas dafür?“ — rief hier Käthchen mit ſolcher Betroffenheit und Kindlichkeit, daß ſelbſt Mina lächeln mußte. — „Es iſt mir ja noch nie ſo geweſen. Wach' ich, ſo ſeh' ich ihn, ſchlaf' ich, ſo ſeh' ich ihn wieder, im Traum nämlich. Und immer, wenn mir ſein Bild kommt . . . am Tag oder in der Nacht . . . da wird mir ſo . . .“

„Nun . . . wie denn?“

„Ja! . . . ich weiß ſelbſt nicht!“

„Du mußt doch wiſſen wie Dir iſt.“

„Komiſch . . .“

„Wie? . . . komiſch?“

„Ja! . . . halb zum lachen, halb zum weinen; . . . halb ſelig, halb... verwirrt, als hätt' ich etwas entſetzlich Böſes gethan.“

„Und das ſoll die Liebe ſein?“

„Ich weiß es nicht! . . . aber ich glaub's faſt!“

Mina ſchüttelte bedenklich den Kopf; endlich ſagte ſie:

„Da bin ich froh, daß ich nicht verliebt bin.“

„O! ſag' das nicht!“ — rief hier Käthchen und umſchlang Mina auf's Neue mit einer Heftigkeit, die dieſe an der Freundin gar nicht gewöhnt war. — „Sag' das nicht!“ — wiederholte Käthchen — „denn manchmal macht mich der Gedanke an ihn auch ſo glücklich, ſo ſelig, wie ich es bis jetzt noch nie geweſen bin.“

„Aber . . .“

„Ja! aber!“ — fuhr Käthchen traurig fort — „dann kommt wieder ein Herzklopfen und eine Angſt!...“

„Da haben wir's, das iſt das böſe Gewiſſen!“

„Aber, lieber Gott! ich hab' ja gar nichts Böſes gethan?“

„Aber was Dummes!“

„Wie ſo?“

„Was ſoll denn mit der Geſchichte werden?“

„Ja! . . . das weiß ich nicht!“

„Herr Sinklair . . .“

„Ach ſag' doch den Namen nicht.“

„Warum nicht?“

„Er verſetzt mir immer einen Schlag auf's Herz!“

„Nun alſo . . .“

„Ich weiß ſchon . . .“

„Iſt doch viel älter als Du . . .“

„Gewiß!“

„Und ein vornehmer Herr.“

„Das iſt wahr.“

„Ich glaube gar, am Hofe des Landgrafen von Homburg angeſtellt.“

„Und was iſt da? Bin ich nicht eine Frankfurter Bürgerstochter?“

Mina lachte.

„Glaubſt Du, daß deshalb ein ſo feiner und vornehmer Herr eine von uns nehmen würde? Der Onkel iſt gewiß ein braver Mann, . . . er iſt auch Zunftmeiſter . . . und ſein Bruder iſt ſogar Bürgerkapitän . . . aber . . .“

„Nun?“

„Er gehört doch zu den Handwerkern.“

„Wenn Herr Hölderlin, der ein Dichter iſt, die Mamſell Clara nimmt,“ — ſagte hier Käthchen faſtſchmollend, — „ſo kann ein Herr . . .“

„Sinklair . . .“

„Böse! . . . doch auch mich nehmen.“

„Aber Käthchen!“ — rief hier Mina — „glaubst Du denn an das Geschwätz der „fürnehmen Mamsell? Ich will wetten, der Herr Hölderlin hat noch keine drei Worte mit ihr gesprochen. Du aber bist mit Blindheit geschlagen!“

„Wie so?“

„Nun . . . hast Du denn gar nichts bemerkt?“

„Bemerkt? . . . was denn?“

„Daß Dich . . . ein Anderer liebt?“

„Mich?“ — rief Käthchen ungläubig.

„Ein recht hübscher, netter junger Mann, . . . mit Augen so lieb und treu . . .“

„Geh! Du willst mich zum besten halten!“

„Und recht artig und galant!“

„Ich begreife nicht . . .“

„Weil Undank der Welt Lohn ist. Wer hat Dir denn auf dem Feldberge mit Lebensgefahr den Hut wiedergebracht?“

„Ach der?!“

„Kommt er seit der Zeit nicht fast jeden Tag in die Wirthschaft?“

„Um Bier zu trinken, ja!“

„O, die Blindheit! . . . Läßt er denn nicht sein Glas oft fast unberührt stehen, während seine treuen

Augen — wenn Du einmal vom Vater gerufen wirſt, um zu helfen — bei Deinem Kommen aufblitzen wie Kirchenlichter?

„Er ſpricht ja kein Wort . . .“

„Weil er beſcheiden iſt.“

„Und da willſt Du herausbuchſtabirt haben, daß er mich liebe?“

„Da müßte ich blind ſein, wenn ich das nicht ſehen ſollte.“

„Es kann ja auch Dir gelten!“

„Das müßte doch wunderbar ſein, wenn mich einer liebte, deſſen Augen wie in Verzückung immer auf Dir ruhen! — Sieh', Käthchen, ich glaube Du kränkſt den armen Menſchen recht, daß Du ihm niemals das Wort giebſt. Der wär' denn doch eher eine Parthie für Dich, als der vornehme Herr . . .“

„St! . . .“

„Schon wieder einen Schlag auf's Herz?“

„Spotte auch noch!“

„Käthchen!“

„Haſt Du mich lieb?“

„Wie kannſt Du ſo fragen. Ich dächte Du wüßteſt es!“

„So verſpreche mir eines!“

„Und das wäre?"

„Sei vernünftig . . . und laß den Herzschläger aus dem Kopf!"

Käthchen seufzte. Dann sagte sie: — „Ich will es versuchen!"

Sie trat dabei nachdenklich an das offene Fenster. Wie aber ihr Blick in die enge Straße fiel . . . entfuhr ihr plötzlich ein lauter Schrei, während sie, bleich wie der Tod, zurückfuhr.

„Um Gottes und Jesu Willen, was ist denn?" — frug Mina besorgt, indem sie herbeieilte.

Aber Käthchen deutete nur nach der Straße und stotterte:

„Er ist's!"

Jetzt blickte auch Mina hinaus, erröthete indeß über und über, als sie Herrn Sinklair erblickte, der ohne Zweifel auch Käthchen schon gesehen hatte und nun freundlich grüßte, indem er seine Schritte dem Löschhoff'schen Hause zuwandte.

Mina trat rasch und verlegen mit den Worten zurück: — „Er kommt hieher!"

Kaum aber waren diese Worte gesprochen, als beide Mädchen wie toll davon liefen, — die Treppe hinunter rannte und zwei Minuten später — ihre Strickzeuge in den Händen —: so ruhig und unschuldig hinter dem

Schenktische der Wirthschaftsstube saßen, als ob sie hier bereits schon Stunden lang arbeitend zugebracht.

Wenige Minuten später trat Vater Löschhoff mit Herrn Sinklair — mit dem er eben auf der Hausflur zusammengetroffen — herein.

Weiheſtunden.

Hölderlins Verhältniſſe im Gontard'ſchen Hauſe hatten ſich unterdeſſen auf das Angenehmſte geſtaltet. Die ſehr wohlgerathenen, wenn auch etwas kränklichen Kinder, ſchloſſen ſich mit zärtlicher Liebe an ihn an, und eine wohlwollende Behandlnng von Seiten der Eltern — Herr Gontard ſelbſt hielt ſich meiſt zu Paris auf — ließ ihn ſich bald ganz glücklich fühlen.

Machte doch ſeine große und ſchöne Aufgabe: tüchtige Menſchen aus ſeinen Zöglingen herauszubilden, das Glück dieſer Tage aus, das ſich indeß, theils durch eigenes weitausgreifendes Studium, theils durch ein ruhiges und gedeihliches poetiſches Schaffen noch unendlich ſteigerte.

Seine Hauptbeſchäftigung in den Freiſtunden — und er hatte dieſer viele, da die Kinder die Nachmittage unter der Aufſicht einer Bonne zubrachten — war die Ausarbeitung von philoſophiſchen Briefen für Fichte's und Niethammers Journal.

Neben der Philosophie trieb er alsdann noch mit Liebe: Botanik und Mathematik und suchte sich selbst in der Rechtswissenschaft zu unterrichten. Strebte Hölderlin doch darnach, Gebiete zu durchwandern, die — seiner idealen Weltanschauung gegenüber — die entlegensten schienen, da er der Ansicht lebte: der wahre Dichter, müsse auch das entgegengesetzte Reale wissenschaftlich durchdringen, ohne damit die Herrschaft des poetischen Elementes in sich aufzugeben.

Musik und Dichtkunst wurden dabei nicht vernachlässigt. Auf der Flöte war ja Hölderlin Meister.

Schon auf der Universität Tübingen hatte er dies schöne Instrument bei dem berühmten blinden Flötenspieler Dülon zu lernen begonnen und es schon damals bald so weit gebracht, daß der Meister sich nach einiger Zeit genöthigt sah, zu erklären: sein trefflicher Schüler könne bei ihm nichts mehr profitiren.

Das Höchste aber war und blieb ihm die edle Dichtkunst!

Fand er doch neue Begeisterung für seine Lieder und Gedichte — namentlich aber auch für seinen, seit langer Zeit begonnenen, in Griechenland spielenden Roman „Hyperion" — in dem immer tieferen und erhebenderen Eindruck, welchen von Tag zu Tag die liebliche Erscheinung der Dame des Hauses auf seine Phantasie machte.

Sie, die mit einem vortrefflichen Charakter edles Zartgefühl und hohe Bildung vereinte, konnte ja nicht anders auf seine, der Schönheit und der reinsten Harmonie zugewandte Seele einwirken.

Ihre natürliche Anmuth, so wie die Bildung ihres Herzens und ihres Verstandes, gaben ja ihrem ganzen Wesen einen eigenthümlichen seelenvollen Ausdruck; während dabei ihr natürlich-würdiges Benehmen in eine angenehme Weichheit verschmolz, ohne doch das ihr angeborene Imponirende zu verlieren.

So stand sie wie ein Engel des Lichtes und der Milde neben ihrem Gatten, der zwar ein ganz ausgezeichneter Kaufmann von großem Scharfblick und ebensogroßer Redlichkeit war... aber eben doch auch nur Kaufmann, in sich isolirt... durch seine Eigenthümlichkeit und seinen Gontard'schen Stolz.

Uebrigens führte das weitgreifende, ungemein großartige Bankgeschäft Herrn Jacob Friedrich Gontard häufig nach Paris, wohin er denn in der That auch jetzt wieder abgereist war. Mit dieser Abreise ward es denn natürlich auch stiller in der Familie, zumal man das am Mainstrome reizend gelegene Gartenhaus bereits bezogen hatte.

Welche herrliche Tage aber gingen für Hölderlin damit auf!

Die Gärten der reichen Frankfurter Kaufleute sind

in der ganzen Welt durch die Pracht ihrer Landhäuser, ihre geschmackvollen Anlagen und ihren wundervollen und kostbaren Blumenflor berühmt. Keine Stadt kann hier mit Frankfurt concurriren, das wirklich von einem weiten duftigen Kranze kleiner Paradiese und Hesperidengärten eingefaßt ist.

War dies nun auch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts noch lange nicht in dem Maße der Fall, wie jetzt — zumal die Stadt damals noch Festungswerke umgaben — so liebten es doch auch zu jener Zeit die vermögenden Einwohner der alten Frankofurtensis schon, ihre Landsitze prächtig zu gestalten und mit den ausgesuchtesten Kindern Flora's zu schmücken.

Es versteht sich von selbst, daß Herr Jacob Friedrich Gontard auch hierin nicht zurückblieb. Beseelte ihn auch gerade keine tiefer gehende Liebhaberei für Blumen — dafür war er zuviel Geschäftsmann — so fand doch sein feiner Geschmack Gefallen an denselben, obgleich er sie — selbst wenn er sich in seiner Vaterstadt befand — nur selten sah. Konnte er doch, den Kopf voll Geschäften, an den herrlichsten Blumenbeeten vorübergehen, ohne die darauf blühende Pracht auch nur von Ferne gewahr zu werden.

Anders verhielt es sich mit seiner Gattin, die — schon von ihrem elterlichen Landhause zu Ottensen her — eine große Blumenfreundin war. Blumen nannte

ſie ſchon als Mädchen: ihre Schweſtern!... jetzt, als Gattin und Mutter, zählte ſie dieſelben zu ihren Kindern. Und wie hätte denn auch ein ſo zartfühlendes Herz, ein ſo ſinniger Geiſt, wie ſie: Orchideen, Lilien, Nymphäen und Gardenien ſehen können, ohne an die Myſterien des Lebens und der reinſten heiligſten Liebe erinnert zu werden.

Natürlich war es daher, daß ſich gerade der Garten des Herrn Jacob Friedrich Gontard durch die größte Mannichfaltigkeit und die höchſte Blumenpracht auszeichnete. Und in dieſem Paradieſe zu wohnen, hatte Hölderlin, der ſinnige Dichter, jetzt das Glück!

Himmel! gab es denn etwas paradieſiſcheres, als hier die Morgende und Abende zu verleben?!

Senkte ſich doch ein ganzer Himmel in ſeine Bruſt, wenn er in der Frühe — oft ſchon mit dem Aufgange der Sonne — die Fenſter ſeines freundlichen Manſardenſtübchens öffnete, und ihm nun die friſche köſtliche Morgenluft entgegenwehte, erfüllt von den würzigen ſüßen Düften all' der Blumen und Blüthen.

Und war es weniger herrlich am Abend, wenn die Kühle vom Mainſtrome — der dicht vor dem Garten vorüberfloß — herwehte, und das grüne Blätterdach uralter Bäume die Bewohner des Gartens unter ſeinen Schatten lockte? An den Seiten zogen ſich dabei amphitheatraliſch geordnete Blumenbänke hin, beſetzt mit

dem reichen Schmuck der Treibhäuser. Duft und Farbenpracht, zarte und abenteuerliche Formen rivaliſirten hier auf das reizendſte den ganzen Sommer hindurch.

Und in all' dieſe Zauberpracht der Natur hatte ſich nun Hölderlin ſein Neſtchen hineingebaut und zwiſchen den ausgeſtreuten irdiſchen Frühlingen und Paradieſen erwuchſen ihm die geiſtigen in Lehre, Studium und Dichtung!

Wie wiſchte da ſein jetzt ſo freundliches Schickſal mit leichter Hand die Melancholie hinweg, die in den letzten Jahren mit erdrückender Schwere auf ihm gelaſtet; ja, der Nacht, die ſeine Seele oft umgeben, ſollte jetzt ein ſonnenheller, ein göttlich ſchöner Tag folgen. Er ging ihm auf in dem ſchönen heiligen Verhältniß, das ſich naturgemäß ſehr bald zwiſchen ihm und der ſo geiſtreichen wie liebenswürdigen Mutter ſeiner Zöglinge bilden mußte.

Zeichnete ſich doch Frau Gontard-Borkenſtein gerade dadurch ſo ſchön und vortheilhaft vor vielen anderen Damen ihrer Stellung aus, daß ſie eben nicht allein Weltdame ... ſondern auch Mutter war.

„Die Mutter iſt der Genius des Kindes!" — ſagt Hegel, und wie recht hat er. Nur die Liebe kann erziehen; die Liebe aber iſt am natürlichſten bei der Mutter; — bei ihr, die unter Aufopferungen aller Art die Bedürfniſſe des Kindes, wie ſonſt Niemand, erforſcht

und verſtehen lernt; — bei ihr, die zwiſchen ſich und ihrem Kinde viel früher eine Sprache bereitet und bildet, als ein Anderer zu dem Kleinen die Wege der Mittheilung findet; — bei ihr, die, von der Zartheit ihres Geſchlechtes begünſtigt, ſo leicht den Ton der Einſtimmung in die Gefühle ihres Kindes zu treffen weiß, deſſen ſanfte Gewalt, nie gemißbraucht, auch nie ſeine Wirkung verfehlen wird.

Eine fremde Erzieherin, ein fremder Erzieher geben gute Rathſchläge und moraliſche Lehren zum Beſten; was dieſelben aber nur dem Gedächtniſſe bieten, gräbt die Mutter dem Kinde in's Herz: ſie lehrt es Alles, was ſie ihm irgend beibringen kann, lieben... und ſo bahnt ſie ihm durch die Liebe den Pfad zur Tugend.

Dieſe große Wahrheiten hatte Frau Gontard-Borkenſtein, als ſie Mutter geworden, durch eigenes Nachdenken und, geleitet von der Natur ſelbſt, in ihrem Inneren gefunden. Sie hielt feſt an ihnen, ſo weit es ihre Stellung an der Spitze eines ſo großen Hauſes möglich machte. Erſt jetzt, da ihr Henry neun Jahre alt geworden und Henriette, Helene und Amalie bis zu ſieben Jahren aufſtiegen, übertrug man die weitere Erziehung — nach langer und vorſichtiger Wahl — einem trefflich empfohlenen Hauslehrer.

Freilich feſſelte die Mutter noch ein Anderes mit

doppelter Macht an die Kinder: und dies war deren ungemein zartes und kränkliches Wesen. Alle hatten schon in der frühesten Kindheit viele Stürme mitzumachen; ja die kleine jetzt siebenjährige Amalie schien kaum die Berechtigung für ein längeres Leben in sich zu tragen.

War es da ein Wunder, daß das Mutterherz mit erhöhter Sorge für die Kinder schlug? . . . War es nicht natürlich, daß sich die Mutter mit dem neuen Hauslehrer über den Plan und die Art und Weise seiner Erziehung in Einvernehmen setzte? . . . daß sie entschieden gewillt war, mit demselben Hand in Hand die Erziehung ihrer Kleinen fortzusetzen?

Und wie schön fand sie sich in ihrem Vorhaben durch den Hauslehrer unterstützt! Wie weit wurden die kühnsten Hoffnungen, die sie auf ihn gesetzt durch seinen reinen edlen Charakter, durch sein liebenswürdiges und geistvolles Wesen, durch dessen hohe ideale Auffassung des Lebens noch übertroffen.

Ihr selbst ging in und durch ihn eine neue geistige Welt auf.

Es lag etwas Bedeutendes in seiner äußeren und inneren Erscheinung. Männlich schön, war Hölderlin — trotz großer Bescheidenheit — doch himmelweit von jenem steifen und eckigen Wesen entfernt, das deutschen Gelehrten und Schulmeistern fast durchweg anklebt. Alles

war an ihm edel, fein und anſtandsvoll, als ob er aus den höheren Lebenskreiſen ſtamme, und doch war ſein Vater nur ein untergeordneter Beamter geweſen. Aber es giebt eben in allen Ständen und Schichten der Geſellſchaft Menſchen, die mit einem inſtinktartigen Sinn für das Edle und Feine geboren werden. Zu dieſen gehörte auch Hölderlin, und was er davon naturwüchſig in ſich vorfand, führte er mit der Zeit durch das Studium des griechiſchen Alterthums zum klaren Bewußtſein und zur ſchönen Abſpieglung in ſich ſelbſt.

Vielſeitiges und tiefes Wiſſen wurde dabei ſchön verklärt durch eine ideale und poetiſche Auffaſſung des Lebens; wie denn namentlich der Gedanke, in ihm einen angehenden, ſchon rühmlich genannten Dichter zu ſehen, und ſein Schwärmen für das alte claſſiſche Griechenland etwas ungemein Anziehendes für jedes edlere Frauengemüth hatte. Sollte Frau Gontard-Borkenſtein dafür unempfindlich ſein?

Und ſie war es — in der edelſten Bedeutung des Wortes — nicht. Wie ſie ſeine Ariſtoteliſche Grundmaxime: „Alle Erziehung darf — wie die Kunſt — nur Ergänzung der Natur ſein!“ achtete, ſchätzte und freudig zu der ihren machte, ſo konnte es bei ihrem Geiſte nicht fehlen, daß ſie ſich auch gern mit ihm in den Gefilden des alten Hellas und ſeiner,

an den großartigſten und herrlichſten Momenten ſo reichen Geſchichte, erging.

So kam es denn ſehr bald, daß es für Madame Gontard und den neuen Hauslehrer keine angenehmeren Stunden gab, als die des ſpäteren Nachmittags. Fand ſich nämlich kein Beſuch ein, war keine Geſellſchaft gebeten oder die Dame des Hauſes ſelbſt in keine Geſellſchaft gefahren, ſo fanden ſich der Hauslehrer und die Kinder um fünf Uhr täglich an einem ſchönen Plätzchen im Garten oder in dem kleinen tempelartigen Gartenſalon ein. Hier pflegte die Mutter ſich dann ſtets eine zeitlang des ungebundenen Umganges mit den Kindern zu erfreuen, — wohl auch mit ſtillem Wohlbehagen zuzuſehen, wenn der Lehrer mit den Kleinen irgend ein heiteres Spiel ausführte. Später trieben ſich die Kleinen dann unter der Aufſicht der Bonne im Garten umher — ab und zulaufend — während ſich ein ernſtes Geſpräch über Erziehung oder wiſſenſchaftliche Gegenſtände zwiſchen Mutter und Lehrer entſpann, . . . der junge Dichter auch wohl, von Frau Gontard aufgefordert, eines ſeiner neueſten Gedichte vortrug.

O wie ſchön waren dieſe Stunden für zwei ſo reine zart und edel geſtimmte Gemüther! Wie beglückte es die junge Frau, ihrem geiſtigen Leben hier eine ſo reiche Nahrung auf die angenehmſte Weiſe zugeführt zu ſehen; . . . wie ſchwelgte Hölderlin in Entzücken, das Höchſte,

das Heiligste, das Schönste, was seine Seele kannte, vor einem so bezaubernden Wesen ausströmen zu können! War es ihm doch, als ob er nun wirklich in das Land der Ideale eingetreten sei, und die Götter selbst zu ihm niederstiegen.

Auch heute fand man sich auf diese Weise zusammen. Frau Susette saß schon, mit einer zierlichen Stickerei beschäftigt, an ihrem Lieblingsplätzchen. Es war dies eine Laube, die, nach dem Eingange zu weit geöffnet, den Blick auf das Taunusgebirge freigab, das in sanften Linien und bläulicher Färbung den Horizont begränzte. Wellig stieg es auf, bis zu seinen zwei mächtigen Höhenpunkten, dem Feldberge und dem Altkönige, deren Gipfel sich — scheinbar dicht nebeneinander — scharf an dem wolkenlosen Himmel abzeichneten. Deutlich ragten dabei, in der schönen abendlichen Beleuchtung, die Burgen Falkenstein und Kronberg hervor; . . . ja, ein gutes Auge vermochte sogar die Häuschen der beiden gleichnamigen Ortschaften und den Wiesengrund zu erkennen, der diese verband.

Es war ein gar hübscher Fernblick, der noch dabei etwas ungemein Beruhigendes und Befriedigendes in sich trug. Auch jetzt hing das seelenvolle Auge der schönen jungen Frau an ihm . . . aber doch in einem so träumerischen Glanze, daß es das Versunkensein in eine ganz andere Welt leicht verrieth. Sie hatte das Be-

ruhigende und Befriedigende gefühlt, das in dem Bilde vor ihr lag, und . . . wunderbar! . . . es war ihr dabei zum Bewußtsein gekommen, daß sie selbst seit einiger Zeit weniger Kälte und Leere aber mehr Beruhigung und Befriedigung in sich finde.

Sie hatte — trotz des großen Reichthums, der sie umgab, — trotz der Genüsse, die ihr das Leben in ihrer Stellung täglich bot, dennoch bisher in ihrem Inneren an etwas gedarbt. Freilich vermochte sie dies Etwas nicht zu nennen, — sich nicht klar zu machen, was es eigentlich sei? Bald war es ihr gewesen, als müsse ihr das Leben noch etwas bieten, was höher, gehaltreicher, befriedigender, als alle die gewöhnlichen Genüsse. Bald war es ihr wieder vorgekommen, als müsse sie um etwas trauern, was sie einst besessen und nun verloren. Es war nicht erst seit Jahren hingeschieden — sie konnte nicht sagen, wann es da war, wann es weggegangen . . . aber . . . es war . . . und hatte eine schmerzliche Leere hinterlassen, die in der That nur durch Eines . . . durch die Liebe zu ihren Kindern einigermaßen ausgeglichen werden konnte.

Immer hatte sie dies Etwas gesucht, — oft sich Mühe gegeben, darüber klar zu werden, was es sei? Es blieb ihr unfaßlich, . . . unbegreiflich!

Sie hatte alles, und doch . . . nichts! Sie träumte

manchmal wie von goldenen Tagen . . . aber sie kamen nicht!

Jetzt war es anders. Dies peinliche Suchen . . . dies innere Darben schwieg plötzlich . . . sie fühlte sich ruhig, still, zufrieden.

Ueber diese sonderbare Erscheinung in ihrem Seelenleben dachte Frau Susette eben nach, als sie fröhliche Kinderrufe aus ihren Gedanken aufschreckten.

Sie wandte den Blick nach dem Garten, da kamen ihre Kinder hergesprungen. Der Hauslehrer folgte in einiger Entfernung.

Jetzt lagen die Kleinen in ihren Armen. Sie küßte sie zärtlich, doch nicht ganz ohne schmerzliches Beigefühl: wie blaß waren sie, wie leidend sah die kleine Amalie aus. Und doch lag auch gleich wieder für das Mutterherz ein Trost nahe: seit der neue Lehrer im Hause war, zeigten sich die Kleinen heiterer, frischer. In wenigen Tagen hatte er nicht nur ihr kindliches Zutrauen und ihre Liebe gewonnen, sondern auch belebend auf sie zurückgewirkt.

Frau Gontard theilte diese Bemerkung Herrn Hölderlin — der, ehrfurchtsvoll grüßend, herangetreten — mit. Der junge Mann versprach ihr bescheiden und doch mit Sicherheit noch schönere Erfolge seines Zusammenlebens mit den Kindern in nächster Zukunft . . .

eine erfreuliche Rückwirkung auf ihre geistige und körperliche Gesundheit.

Wie freudig bewegte diese Hoffnung das Mutterherz. Sie frug den jungen Mann: auf welche Weise er dies herbeizuführen denke.

Hölderlin lächelte schön — es sprach sich in diesem Lächeln das Glück aus, das er in seinem Berufe fand — dann sagte er:

„Man muß die Kinder nur Menschen werden lassen und ihnen in dieser Menschwerdung nicht hindernd entgegentreten, sondern im Gegentheile ihre natürlichen schönen Anlagen liebreich fördern. Wenn Sie mir, edle Frau, Ihr volles Vertrauen schenken und mir möglichst freie Hand lassen, so werde ich die Geistes- und Körperkräfte der Kleinen von aller Treibhausluft frei halten, auf daß sie in reiner Lebensluft gedeihen und sich frisch und kräftig entfalten."

Wie gerne gestand dies die Mutter zu.

Henry und Helene kamen jetzt zu Herrn Hölderlin gesprungen und baten ihn, wie gestern, mit ihnen zu spielen. Der junge Mann folgte gern, und die Mutter sah aus der Laube zu. Die Arbeit ruhte in ihrem Schooße und ein glückliches Lächeln verschönte noch ihre edlen Züge.

Als das Spiel geendet und die Kinder den neuen Hauslehrer fast im Triumphe zur Laube zurückgeführt

hatten, dankte ihm die Mutter für seine freundliche Bemühung. Hölderlin aber lehnte diesen Dank ab, da sein Spielen mit den Kleinen ja gerade die ihm anvertraute Erziehung sei. Man müsse Kind mit den Kindern sein, meinte er, wenn etwas bei der Erziehung herauskommen solle. Uebrigens halte er sich auch hier an die Griechen.

Spiele seien bei ihnen die ganze Erziehung für die zartere Jugend gewesen, . . . spielend — berichtete er — spielend weckten und bildeten sie jede dem Kinde als Mensch und Individuum gegebene Anlage und Fähigkeit, — spielend weckten sie die höhere Ausbildung und führten den Einzelnen wie die Massen zu jener ewig schönen, ewig bewunderten Einheit und Harmonie!

Das Gespräch kam jetzt — während die Kinder vor der Laube herumsprangen und bei Mutter und Lehrer ab- und zuliefen — auf Griechenland überhaupt.

„A propos!" — sagte hier Frau Susette mit Freundlichkeit — „Sie versprachen mir ja die Mittheilung eines Ihrer Gedichte über Griechenland. Darf ich Sie darum bitten?"

Hölderlin gehorchte gern. Es war jenes schöne Gedicht, das er an einen Freund gerichtet, der für das alte Hellas ebenso begeistert schwärmte, wie er, und welches Schiller zwei Jahre früher in seiner Thalia aufgenommen.

Mit ſchöner, volltönender Stimme und der Wärme aufrichtiger Begeiſterung las er:

Griechenland.

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
Wo durch Blumen der Iliſſus rann,
Wo die Jünglinge ſich Ruhm erſannen,
Wo die Herzen Sokrates gewann,
Wo Aſpaſia durch Myrten wallte,
Wo der brüderlichen Freude Ruf
Aus der lärmenden Agora ſchallte,
Wo mein Plato Paradieſe ſchuf:

Wo den Frühling Feſtgeſänge würzten,
Wo die Fluthen der Begeiſterung
Von Minervens heil'gem Berge ſtürzten —
Der Beſchützerin zur Huldigung —
Wo in tauſend ſüßen Dichterſtunden,
Wie ein Götterraum, das Alter ſchwand;
Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
Wie vor Jahren [illegible]erz dich fand!

Ach! wie anders hätt' ich dich umſchlungen —
Marathon's Heroen ſängſt du mir,
Und die ſchönſte der Begeiſterungen
Lächelte vom trunknen Auge dir,
Deine Bruſt verjüngten Siegsgefühle,
Und dein Haupt, vom Lorbeerzweig umſpielt,
Fühlte nicht des Lebens dumpfe Schwüle,
Die ſo karg der Hauch der Freude kühlt.

Iſt der Stern der Liebe dir verſchwunden? —
Und der Jugend holdes Roſenlicht?
Ach! umtanzt von Hellas goldnen Stunden,
Fühlteſt du die Flucht der Jahre nicht!

Ewig, wie der Vesta Flamme, glühte
Muth und Liebe dort in jeder Brust,
Wie die Frucht der Hesperiden, blühte
Ewig dort der Jugend süße Lust.

Ach! es hätt' in jenen bessern Tagen
Nicht umsonst so brüderlich und groß
Für ein Volk dein liebend Herz geschlagen,
Dem so gern des Dankes Zähre floß! —
Harre nur! sie kömmt gewiß die Stunde,
Die das Göttliche vom Staube trennt!
Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde,
Edler Geist! umsonst dein Element.

Attika, die Riesin ist gefallen;
Wo die alten Göttersöhne ruh'n,
Im Ruin gestürzter Marmorhallen
Brütet ewige Todesstille nun;
Lächelnd steigt der süße Frühling nieder,
Doch er findet seine Brüder nie
Im Ilissus heil'gem Thale wieder —
Ewig deckt die bange Wüste sie.

Mich verlangt in's bess're Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich schlief' im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon;
Ach! es sei die letzte meiner Thaten,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
Denn mein Herz gehört den Todten an!

Dem schönen Gedichte ward sein verdienter Lohn; dem allzuschwärmerischen Schluß desselben aber die freudig Anerkennung: daß es doch eine bessere Ueberlegung

geweſen, die das Herz des Dichters den Lebenden wieder zugewandt.

Jetzt aber kam des jungen Mannes Feuerſeele erſt recht in Fluß. Er betheuerte, daß ihm damals die Worte aus der Seele gekommen. Mit Begeiſterung ſprach er von der alles überſtrahlenden Trefflichkeit des Athenervolkes.

„Und woher kam ſie? worin beſtand ſie?“ — frug, eifrig weiter ſtickend, die ihm gegenüber an der anderen Seite der Laube ſitzende Dame, auf deren Schooß Amalie ihr bloſſes Köpfchen gelegt hatte. — „War es das Klima, daß jene glücklichen Menſchen ſo herrlich herausbildete? oder verdankten ſie ihre Trefflichkeit der Staatsform, die ſie gewählt?“

„Atheniſche Kunſt, Religion, Philoſophie und Staatsform“ — ſagte Hölderlin, mit Beſcheidenheit in Ton und Ausdrucksweiſe, — „möchte ich für Blüthen und Früchte des Baumes nehmen, nicht für den Boden und die Wurzel; auch das Klima dürfte ſchwerlich allein jenes ſchönſte Volk, jene herrlichſten Tage der Geſchichte bedingt haben. Es iſt noch daſſelbe, wie ehedem, und welch' ein Volk lebt jetzt dort!“

„Das iſt freilich wahr!“ — entgegnete die Dame des Hauſes. — „Worin liegt aber ſonſt der Grund?“

„Darf ich ausführlich ſein?“ — frug Hölderlin mit leichter artiger Verbeugung.

„Ich werde Ihre Meinung darüber sehr gerne hören!“ — versetzte jene. — „Man mehrt auf solche Weise immer den kleinen Schatz seines geistigen Lebens!“

„Alle späteren Jahrhunderte schöpften aus diesem Born!“ — sagte der Hauslehrer und schon strahlten, bei dem bloßen Gedanken an Griechenland, seine Züge in Begeisterung.

„So lassen Sie auch mir etwas von diesem Wasser des Lebens zukommen!“ — bemerkte Frau Susette lächelnd.

„Nun denn!“ — hub Hölderlin an — „wenn Sie es mir gestatten, werde ich mir erlauben, ausführlich zu sein. Sie wissen ja, edle Frau, wess' das Herz voll ist, dess' geht der Mund über. Ich habe übrigens in der That viel über den Gegenstand gedacht, und manches niedergeschrieben. Die Hauptsache ist wohl, daß das Volk der Athener das Glück hatte, in jedem Betracht ungestörter, und von gewaltsamem Einfluß freier als irgend ein Volk der Erde zu erwachsen.“

„Kein Eroberer schwächt sie, kein Kriegsglück berauscht sie, kein fremder Gottesdienst betäubt sie, keine eilfertige Weisheit treibt sie zu unzeitiger Reife. Sich selber überlassen, wie der werdende Diamant, ist ihre Kindheit. Man hört beinahe nichts von ihnen, bis in die Zeiten des Pisistratus und Hipparch. Nur wenig Antheil nahmen sie am trojanischen Kriege, der, wie

im Treibhaus, die meiſten griechiſchen Völker zu früh erhitzte und belebte. — Kein außerordentlich Schickſal erzeugt den Menſchen. Groß und koloſſal ſind die Söhne einer ſolchen Mutter, aber ſchöne Weſen, oder, was daſſelbe iſt, ſchöne Menſchen werden ſie nie oder ſpät erſt, wenn die Kontraſte ſich zu hart bekämpfen, um nicht endlich Frieden zu machen."

„In üppiger Kraft eilt Lacedämon den Athenienſern voraus, und hätte ſich eben deswegen auch früher zerſtreut und aufgelöſt, wäre Lycurg nicht gekommen, und hätte mit ſeiner Zucht die übermüthige Natur zuſammengehalten. Von nun an war denn auch an dem Spartaner alles erbildet, alle Vortrefflichkeit errungen und erkauft durch Fleiß und ſelbſtbewußtes Streben, und ſoviel man in gewiſſem Sinne von der Einfalt der Spartaner ſprechen kann, ſo war doch, wie natürlich, eigentliche Kindereinfalt nicht unter ihnen. Die Lacedämonier durchbrachen zu frühe die Ordnung des Inſtinkts, ſie ſchlugen zu früh aus der Art, und ſo mußte denn auch die Zucht zu früh mit ihnen beginnen; denn jede Zucht und Kunſt beginnt zu früh, wo die Natur des Menſchen noch nicht reif geworden iſt. Vollendete Natur muß in dem Menſchenkinde leben, eh' es in die Schule geht, damit das Bild der Kindheit ihm die Rückkehr zeige aus der Schule zu vollendeter Natur."

„Die Spartaner blieben ewig ein Fragment; denn

wer nicht ein vollkommenes Kind war, der wird ſchwerlich ein vollkommener Mann."

„Wie wahr!" — rief hier Frau Gontard.

„Freilich haben auch Himmel und Erde für die Athener, wie für alle Griechen, das ihre gethan," — fuhr Hölderlin fort — „hat ihnen nicht Armuth und nicht Ueberfluß gereicht. Die Strahlen des Himmels ſind nicht, wie ein Feuerregen, auf ſie gefallen. Die Erde verzärtelte, berauſchte ſie nicht mit Liebkoſungen und übergütigen Gaben, wie ſonſt wohl hie und da eine thörigte Mutter thut."

„Hiezu kam die wundergroße That des Theſeus, die freiwillige Beſchränkung ſeiner eigenen königlichen Gewalt."

„O! ſolch' ein Saamenkorn in die Herzen des Volks geworfen, muß einen Ocean von goldenen Aehren erzeugen, und ſichtbar wirkt und wuchert es ſpät noch unter den Athenern."

„Alſo noch einmal! daß die Athener ſo frei von gewaltſamen Einfluß aller Art, ſo recht bei mittelmäßiger Koſt aufwuchſen, das hat ſie ſo vortrefflich gemacht, und dieß nur konnt es!"

„Laßt von der Wiege an den Menſchen ungeſtört! treibt aus der engvereinten Knospe ſeines Weſens, treibt aus dem Hüttchen ſeiner Kindheit ihn nicht heraus! thut nicht zu wenig, daß er euch nicht entbehre, und ſo von

ihm euch unterſcheide, thut nicht zu viel, daß er eure oder ſeine Gewalt nicht fühle, und ſo von ihm euch unterſcheide, kurz, laß den Menſchen ſpät erſt wiſſen, daß es Menſchen, daß es irgend etwas außer ihm giebt; denn ſo nur wird er ... Menſch. Der Menſch iſt aber ein Gott, ſo bald er Menſch iſt. Und iſt er ein Gott, ſo iſt er ſchön."

„Sie ſprechen mir aus der Seele!" — ſagte die Zuhörerin.

„So war der Athener ein Menſch," — fuhr Hölderlin fort, — „ſo mußte er es werden. Schön kam er aus den Händen der Natur, ſchön, an Leib und Seele!"

„Das erſte Kind der menſchlichen, der göttlichen Schönheit aber iſt die Kunſt. In ihr verjüngt und wiederholt der göttliche Menſch ſich ſelbſt. Er will ſich ſelber fühlen, darum ſtellt er ſeine Schönheit gegenüber ... ſich. So gab der Menſch ſich ſeine Götter."

„Das erſte Kind der göttlichen Schönheit iſt die Kunſt!" — wiederholte beifällig die Dame.

„Und der Schönheit zweite Tochter iſt die Religion!" — fuhr der junge Mann fort — „Religion iſt Liebe der Schönheit. Der Weiſe liebt ſie ſelbſt, die Unendliche, die Allumfaſſende; das Volk liebt ihre Kinder, die Götter, die in mannigfaltigen Geſtalten ihm erſcheinen. Auch bei den Athenern war es ſo! Und

ohne solche Liebe der Schönheit, ohne solche Religion ist jeder Staat ein dürr Gerippe ohne Leben und Geist, und alles Denken und Thun ein Baum ohne Gipfel, eine Säule wovon die Krone herabgeschlagen ist."

Die seelenvollen Augen Frau Susettens strahlten höher und langsam sank die Hand mit der Arbeit in den Schooß. Hölderlin fuhr fort: — „Daß aber wirklich dies der Fall war bei den Griechen und besonders den Athenern, daß ihre Kunst und ihre Religion die ächten Kinder ewiger Schönheit — vollendeter Menschennatur — sind, und nur hervorgehen konnten aus vollendeter Menschennatur, das zeigt sich deutlich, wenn man nur die Gegenstände ihrer heiligen Kunst, und die Religion mit unbefangenem Auge sehen will, womit sie jene Gegenstände liebten und ehrten."

„Mängel und Mißtritte giebt es überall und so auch hier. Aber das ist sicher, daß man in den Gegenständen ihrer Kunst doch meist den reifen Menschen findet. Da ist nicht das Kleinliche nicht das Ungeheure der Aegypter und Gothen, da ist Menschensinn und Menschengestalt. Sie schweifen weniger als andere, zu den Extremen des Uebersinnlichen und des Sinnlichen aus. In der schönen Mitte der Menschheit bleiben ihre Götter mehr, denn andere."

„Aus der Geistesschönheit der Athener folgte denn auch der nöthige Sinn für Freiheit."

„Der Aegypter trägt ohne Schmerz die Despotie der Willkühr, — der Sohn des Nordens ohne Widerwillen die Geſetzesdeſpotie, die Ungerechtigkeit in Rechtsform; denn der Aegypter hat von Geburt an einen Huldigungs- und Vergötterungstrieb; im Norden glaubt man an das reine freie Leben der Natur zu wenig, um nicht mit Aberglauben am Geſetzlichen zu hängen.“

„Der Athener aber kann die Willkühr nicht ertragen, weil ſeine göttliche Natur nicht geſtört ſein will; er kann Geſetzlichkeit nicht überall ertragen, weil er ihrer nicht überall bedarf. Drako taugt für ihn nicht. Er will zart behandelt ſein, und thut auch recht daran.“

„Aber wie konnte dies dichteriſche Volk nun auch ein philoſophiſch Volk ſein?“ — frug hier die junge Frau.

„Sie wären ſogar,“ — ſagte Hölderlin — „ohne Dichtung nie ein philoſophiſch Volk geweſen?“

„Was hat die Philoſophie“ — erwiederte jene — „was hat die kalte Erhabenheit dieſer Wiſſenſchaft mit der Dichtung zu thun?“

„Die Dichtung,“ — ſagte der junge Mann leuchtenden Blicks, — „iſt der Anfang und das Ende dieſer Wiſſenſchaft. Wie Minerva aus Jupiters Haupt, entſpringt ſie aus der Dichtung eines unendlichen göttlichen Seins. Und ſo läuft am Ende auch wieder in ihr das

Unvereinbare in der geheimnißvollen Quelle der Dichtung zusammen."

„Sie sind ein wunderbarer Mensch!" — sagte Madame Gontard lächelnd. — „Aber Sie schweifen mir aus. Von Athen ist die Rede.

„Der Mensch," — begann der neue Hauslehrer wieder, — „der nicht wenigstens im Leben Einmal volle lautere Schönheit in sich fühlte, wenn in ihm die Kräfte seines Wesens, wie die Farben an der Iris Bogen, in einander spielten, — der nie erfuhr, wie nur in Stunden der Begeisterung alles innigst übereinstimmt, der Mensch wird nicht einmal philosophischer Zweifler werden, — sein Geist ist nicht einmal zum Niederreißen gemacht, geschweige zum Aufbauen. Aber die Griechen waren es, denn sie trugen den Himmel der Schönheit in sich. So konnten sie das Wesen des Höchsten und Besten mehr und mehr erkennen und das Erkannte zum Gesetze erheben in des Geistes mannigfaltigen Gebieten. Darum besonders waren die Athener auch ein philosophisch Volk. Das konnte der Aegypter nicht. Wer mit dem Himmel und der Erde nicht in gleicher Lieb' und Gegenliebe lebt, wer nicht in diesem Sinne einig lebt mit dem Elemente, worin er sich regt, ist von Natur auch in sich selbst so einig nicht, und erfährt die ewige Schönheit wenigstens so leicht nicht, wie ein Grieche. Wie ein prächtiger Despot, wirft seine Bewohner der orientalische Him-

melsstrich mit seiner Macht und seinem Glanze zu Boden, und, ehe der Mensch noch gehen gelernt hat, muß er knieen, eh' er sprechen gelernt hat, muß er beten; ehe sein Herz ein Gleichgewicht hat, muß er sich neigen, und ehe der Geist noch stark genug ist, Blumen und Früchte zu tragen, ziehet Schicksal und Natur mit brennender Hitze alle Kraft aus ihm. Der Aegypter ist hingegeben, eh' er ein Ganzes ist, und darum weiß er nichts vom Ganzen, nichts von Schönheit, und das Höchste, was er nennt, ist eine verschleierte Macht, ein schauerhaft Räthsel; die stumme finstere Isis ist sein Erstes und Letztes, eine leere Unendlichkeit, und da heraus ist nie Vernünftiges gekommen. Auch aus dem erhabensten Nichts wird nie etwas Großes und Schönes geboren. Der Norden treibt hingegen seine Zöglinge zu früh in sich hinein."

„Man muß im Norden schon verständig sein, noch eh' ein reif Gefühl in einem ist; man mißt sich Schuld von allem bei, noch ehe die Unbefangenheit ihr schönes Ende erreicht hat; man muß vernünftig, muß zum selbstbewußten Geiste werden, ehe man Mensch, zum klugen Manne, ehe man Kind ist; die Einigkeit des ganzen Menschen, die Schönheit läßt man nicht in ihm gedeih'n und reifen, eh' er sich bildet und entwickelt. Der bloße Verstand, die bloße Vernunft sind immer die Könige des Nordens. Aber aus bloßem Verstand ist nie Ver-

ständiges, aus bloßer Vernunft ist nie Vernünftiges gekommen. Verstand ist ohne Geistesschönheit, wie ein dienstbarer Geselle, der den Zaun aus grobem Holze zimmert, wie ihm vorgezeichnet ist, und die gezimmerten Pfähle an einander nagelt, für den Garten, den der Meister bauen will. Des Verstandes ganzes Geschäft ist Nothwerk. Vor dem Unrecht schützt er uns, indem er ordnet; aber sicher zu sein vor Unrecht, ist doch nicht die höchste Stufe menschlicher Vortrefflichkeit."

„Vernunft ist ohne Geistes- ohne Herzensschönheit, wie ein Treiber, den der Herr des Hauses über die Knechte gesetzt hat; der weiß, so wenig als die Knechte, was aus all' der unendlichen Arbeit werden soll, und ruft nur: tummelt euch, und siehet es fast ungern, wenn es vor sich geht, denn am Ende hätt' er ja nichts mehr zu treiben, und seine Rolle wäre gespielt."

„Aus bloßem Verstande kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn nur die beschränkte Erkenntniß des Vorhandnen."

„Aus bloßer Vernunft kömmt keine Philosophie, denn Philosophie ist mehr, denn blinde Forderung eines nie zu endigenden Fortschritts in Vereinigung und Unterscheidung eines möglichen Stoffes."

„Leuchtet aber das Göttliche, — das Ideal der Schönheit — der strebenden Vernunft, so fordert sie nicht blind, und weiß, warum, wozu sie fordert."

„Scheint — wie der Maitag in des Künſtlers Werkſtatt — dem Verſtande die Sonne des Schönen zu ſeinem Geſchäfte, ſo ſchwärmt er zwar nicht hinaus und läßt ſein Nothwerk ſtehen, doch denkt er gerne des Feſttages, wo er wandeln wird im verjüngenden Frühlingslichte.“

Hölderlin hatte immer wärmer, immer begeiſterter geſprochen; ſeine ſchöne, hohe Seele öffnete ſich den geiſtigen Blicken ſeiner ſtaunenden Zuhörerin, wie der Kelch einer vollen Roſe dem warmen Strahle des Sonnenlichtes.

Aber auch ihre Augen öffneten ſich weit und ſtrahlend. Und leiſe, wie eine Knospe ſich aufſchließt, ſchloß ihr ſchönes Antlitz vor dem Weſen einer ſo reinen und ſchönen Begeiſtrung ſich auf und ward Leben und Seele.

Jetzt ſank im Weſten die Sonne groß und mit unvergleichlicher Herrlichkeit — ein Feuerſchwan auf einem Meere von flüß'gem Golde — den blauen Bergen zu.

Frau Gontard-Borkenſtein erhob ſich. Ihre innere Bewegung fand in der Bewunderung der großartigen Naturerſcheinung einen erwünſchten Ableiter. Hölderlin folgte natürlich ihrem Beiſpiele. Beide aber ſchwiegen, bis der jetzt dunkelroth glühende Feuerball langſam und majeſtätiſch hinter den Bergen verſank.

Hölderlin gedachte des Sonnenaufganges auf dem

Feldberge, — und, in ſich ſelbſt verloren, drängten ſich ihm aus tiefſter Seele die Worte hervor:

„O ihr, die ihr das Höchſte und Beſte ſucht, in der Tiefe des Wiſſens, in dem Getümmel des Handels, im Dunkel der Vergangenheit, im Labyrinthe der Zukunft, in den Gräbern oder über den Sternen! wißt ihr ſeinen Namen? den Namen deß, das Eins iſt und Alles?"

„Ja!" — ſagte es leiſe, und es klang wie ein über fromme Lippen zitterndes Gebet — „ja! . . . ſein Name iſt Schönheit!"

Und mit einem leichten Neigen des Kopfes und einem Blick voll Güte und Milde . . . aber auch voll Ruhe und unendlich ſchöner Hoheit, verabſchiedete ſich Madame Gontard und zog ſich zurück.

Hölderlin war es wunderbar ſelig zu Muthe. Er wäre gern zum Kinde geworden, um dieſem reinen, edlen Weſen näher ſein zu können.

„O! einen Augenblick in ihrem Frieden, in ihrer inneren Schöne mich zu fühlen" — rief er aus — „wie vielmehr ſollte es mir jetzt gelten, als Jahre voll Gedanken, als alle Verſuche der alles verſuchenden Menſchen! Wie Eis an der Sonne zerſchmilzt vor dieſem Gedanken, was ich gelernt, was ich gethan im Leben und alle Entwürfe der Jugend verhallen!"

Und er lauſchte mit Entzücken dem wunderbaren unendlichen Wohllaut, der reinen heiligen Stimmung, die

dieſe Stunde in ihm hervorgerufen. Sein ganzes Weſen frohlockte über ſich ſelbſt und das Glück, das ihm geworden, einer ſo edlen, herrlichen weiblichen Erſcheinung nahe ſein zu dürfen. Und als der Sternenhimmel ſich über die Erde legte . . . war er, wie dieſer, . . . groß, ſtill und doch bewegt.

Der Wäldchestag.

Eine der größten Schönheiten und Annehmlichkeiten, die Frankfurts Umgebung bietet, ist noch heute — und war seit den ältesten Zeiten — der herrliche Wald, der kaum eine halbe Stunde von der Stadt beginnt und sich in prächtiger Fülle nach allen Seiten ausdehnt.

Er ist mit das Beste, was der Stadt aus den „guten alten Zeiten" geblieben, in welchen er einen Theil des Reichsforstes ausmachte, in dem schon Karl der Große so gerne seine Jagden abhielt.

Die alte Kaiserstadt war damals gegen Mitternacht und Mittag von Waldungen umgeben, die sich theilweise bis an die Stadtmauern herabzogen.*) Den mittäg-

*) Die ganze Gegend um das jetzt so freundliche Bornheim herum, das in kurzer Zeit wohl ganz mit Frankfurt vereinigt sein wird, war damals, bis nahe vor die Stadt mit dichtem Walde besetzt. Erst 1522 wurde durch einen Vertrag des Rathes mit der

lichen Reichsforst — der Chunigsforst (Königsforst) genannt — der sich der Länge nach gegen zwei, und in seiner ansehnlichsten Breite über eine Meile weit ausdehnt, und einen Flächenraum von 10,757 Waldmorgen einnimmt, kaufte die Stadt von Kaiser Karl IV. Darum — und da er ursprünglich ein Theil von Karl des Großen riesiger Waldung Dreieich war — wohnte der Stadtschultheiß von Frankfurt dem „Maygeding" (Maigericht) bei, das stets vierzehn Tage nach Walpurgis in der Kirche zu Langen abgehalten wurde. Neben dem Stadtschultheißen erschien dann auch der Vogt von Münzenberg und viel, viel Volk aus Stadt und Umgegend.

In diesem Walde besaß nun Frankfurt nicht nur ein reiches Einkommen, er wurde auch — in seinen näher gelegenen Theilen — mit den friedlicher und milder werdenden Zeiten, in welchen sich das Schöne und Gemüthliche aus dem Wilden und Rohen allmählich herausarbeitete, ein beliebter Vergnügungsort der löblichen Bürgerschaft. Die „Maygedinge", mit ihren entsetzlichen, alles menschliche Gefühl empörenden Strafen für Wald- und Wildfrevel verschwanden, aber nicht die unschuldige Lust der Städter, den herrlichen Wald im

Gemeinde der Anfang gemacht, die dichtesten Stellen auszuhauen, um Raum für Wiesen und Saatfelder zu gewinnen.
„Kirchner: Geschichte v. Frankfurt." I. 478.

Mai zu besuchen, und so wuchs mit der Zeit für Frankfurt ein prächtiges Volksfest heraus, das nach und nach den dritten Pfingsttag zum heitersten Festtage der Frankfurter machte.

Auch zur Zeit unserer Erzählung schlugen mit dem wiederkehrenden Frühling die Herzen aller ehrsamen und guten Bürger und Bürgerinnen höher, wenn Pfingsten heranrückten, und mit diesem schönen Kirchenfeste auch das große Volksfest am „Wäldches-Tag" wie ein lichter Stern am nächtlichen Himmel aufzog.

Lag in diesem Feste doch gleichsam die Wiedergeburt der goldenen Freiheit, . . . die Auferstehung aus der Enge und Grabesnacht des Winters; . . . wie denn auch Goethe, als Frankfurter Kind, in der thatsächlichen Erinnerung an dieses Fest — wenn auch mit Verlegung auf Ostern — seinen Faust so schön sagen läßt:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick;
Im Thale grünet Hoffnungsglück;
Der alte Winter, in seiner Schwäche,
Zog sich in rauhe Berge zurück.
Von dorther sendet er, fliehend, nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur;
Aber die Sonne duldet kein Weißes,
Ueberall regt sich Bildung und Streben,
Alles will sich mit Farben beleben;
Doch an Blumen fehlt's im Revier,
Sie nimmt geputzte Menschen dafür. —

Kehre dich um, von dieſen Höhen
Nach der Stadt zurück zu ſehen.
Aus dem hohlen finſtern Thor
Dringt ein buntes Gewimmel hervor.
Jeder ſonnt ſich heute ſo gern.
Sie feiern die Auferſtehung des Herrn,
Denn ſie ſind ſelber auferſtanden,
Aus niedriger Häuſer dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbes-Banden,
Aus dem Druck von Giebeln und Dächern,
Aus der Straßen quetſchender Enge,
Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind ſie alle an's Licht gebracht
Sieh' nur, ſieh'! wie behend ſich die Menge
Durch die Gärten und Felder zerſchlägt
Wie der Fluß in Breit' und Länge,
So manchen luſtigen Nachen bewegt,
Und, bis zum Sinken überladen,
Entfernt ſich dieſer letzte Kahn.
Selbſt von des Berges fernen Pfaden
Blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre ſchon des Dorf's Getümmel,
Hier iſt des Volkes wahrer Himmel,
Zufrieden jauchzet Groß und Klein:
Hier bin ich Menſch, hier darf ich's ſein.

Auch heute am Pfingſt-Dienſtage des Jahres 1776, verwirklichte ſich, dieſe, dem Leben ſo trefflich entnommene poetiſche Epiſtel auf das Schönſte.

Ein Platz im Walde — eine halbe Stunde von der Stadt und kaum einen Büchſenſchuß von dem freundlichen Oertchen Niederrad entfernt — das Niederräder Wäldchen, oder auch ſchlechtweg in Frankfurt „das

Wäldchen" genannt, ist bei dem gedachten Feste von jeher der Hauptsammelplatz für den Mittelstand des Frankfurter Bürgerthums. Er war es indessen noch mehr zu jenen Zeiten, als jetzt, da der Mittelstand sich in unseren Tagen vornehmer dünkt und bei höher gestellteren Anforderungen, selbst an diesem ächten Volksfeste, den reicheren und angesehneren Bürgern, die zu ihrem Centralpunkte das nicht weit entfernte Forsthaus wählen, nicht nachstehen will.

Und jenes „Wäldchen" — dies trauliche Plätzchen mitten im großen Walde, von dem es eigentlich nur einen Theil ausmacht — ist denn auch so recht zu einem urgemüthlichen Volksfest geschaffen.

Hier sind auf einem mit hohen Buchen besetzten Platze eine Masse Tische und Bänke angebracht, in deren Mitte nicht nur ein treffliches Wasser sprudelt, sondern auch ein Feuerherd zum Kochen des Kaffee's ꝛc. sich erhebt. Auf drei Seiten ist der Ort mit Waldung umgeben, die vierte öffnet sich in ein reizendes Wiesenthal, an dessen Saum die Ziegeldächer von Niederrad hervorschimmern. Eine kaum merkliche Umzäunung sichert den Ort vor dem Ungestüme der Wagen und Rosse. Hier nun findet am Pfingst-Dienstage der größte Zudrang statt. Wird das Fest vom Wetter nur einigermaßen begünstiget, so werden Tausende und Abertausende, wie die Zugvögel, von einem unwiderstehbaren Natur-

triebe hieher gezogen. Schon vor Anbruch des Tages sind die Tische von den Abgeschickten zahlreicher Familien in Beschlag genommen. Gegen Mittag langen die Reihen der Gäste an. Alt und Jung, Groß und Klein verlassen die Stadt, um nach dem Wäldchen zu wallfahren. Der nahe Mainstrom ist mit Kähnen bedeckt; der vorbeiziehende Fahrdamm mit Fuhrwerk. Dort poltert eine sogenannte Kindbetterkutsche, in welcher die Großmutter schon zur Hochzeit fuhr; hier rollen luftige Phaëtons dahin, mit Beobachtern aus der höhern Region gefüllt. Schlichte Bürgerfamilien kommen im Schweiße ihres Angesichts zu Fuße an. Voraus die leichtgeschürzte Jungfrau:

Um sie schwärmt ein Heer von liebesseufzenden Herren,
Während trägeren Schritt's Papa und Mama dort nachkeucht;
Doch muthwillige Knaben und scheinische Mädchen die flattern
Gleich Ameretten voraus unfolgsam dem Rufe der Alten.

Da aber die Zahl der Tische nicht für den tausendsten Theil der Gäste reicht, so lagert sich der Hausvater mit seinem trink- und essflustigen Gefolge in's schattige Waldgrün. Jetzt werden allmählich die gefüllten Taschen und Flaschen geleeret. Denn hier bringt jeder seinen Vorrath mit, und nicht selten ist dieser groß genug, um eine zahlreiche Familie Wochen lang zu erhalten. Schinken und Würste, Braten und Geflügel, Kuchen und Pasteten, liegen auf blanken Schüsseln und reinlichem Tischzeug im Grase ausgebreitet. In den Römern

blinkt goldner Wein; des in die Erde — der Kühlung wegen — halb vergrabenen Rückhalts ganzer Flaschenbatterien nicht zu gedenken. Der Frankfurter, von Natur freigebig, ist es hier doppelt; jedem Bekannten wird zugetrunken, und wer Freund ist von heiteren Menschengesichtern, wird nicht ohne Lust diese Reihen durchwandern.

So war es denn auch heute: die Sonne strahlte prächtig vom blauen Himmel herab, die Luft war so rein und köstlich, daß es Jedem eine Labe dünkte, sie zu schlürfen. Das frische Grün des Waldes lachte dem Auge mit Jugendlust entgegen; aus allen Hecken, von allen Zweigen schmetterten die Vöglein ihre Lieder, während bunte Schmetterlinge von Blüthe zu Blüthe gaukelten und der Käfer unzählbares Heer die Luft schwirrend und summend erfüllte.

Wie konnte es da fehlen, daß an einem solch' herrlichen „Wäldches-Tage" nicht halb, . . . nein fast ganz Frankfurt auf den Beinen und im Walde war, zumal die Nachricht von einem festen Friedensschluß des Reiches mit der französischen Republik die ganze Bürgerschaft seit einigen Tagen in die freudigste Bewegung setzte.

In der That sah es in der alten Reichs- und Handelsstadt heute wahrhaft traurig aus. Die Straßen waren wie ausgestorben, so daß die Schaarwache,

um der Sicherheit willen, ihre Posten doppelt bezogen und an verschiedenen Plätzen Feuerspritzen bereit gehalten wurden.

. Deſto luſtiger und göttlicher war es im Walde und im „Wäldchen!“ der Fußweg, von der altehrwürdigen Mainbrücke her, zeigte eine einzige ununterbrochene und unabſehbare Prozeſſion. Wie ein lebendiger Strom wälzte ſich die heitere Menſchenmaſſe, ſcherzend und lachend, dem Walde zu.

Aber auch hier war Alles Luſt und Leben. Die Menſchen waren wie aus der Erde gewachſen. Wohin und wie weit auch das Auge blickte, überall gewahrte es unter und zwiſchen den Bäumen gehende, lagernde, ſpielende, jauchzende Gruppen. Und alle die bunten Kleider, die lieblichen Frauen- und Mädchengeſtalten, die ſpringenden jubelnden Kinder!

Es war ein köſtlicher reizender Anblick!

Und wie das an allen Ecken und Enden aß und trank, ſang und ſchmaußte.

Hier waren Fäßchen aufgeſtellt, und aus der bauchigen Runde rann gelben, des Frankfurter Bürgers Lieblingstrank, der Aepfelwein, den er ſcherzhaft „Hohenaſtheimer“ nennt.

Maſſen umſtanden die ambulante Wirthſchaft; . . . kamen und gingen, . . . grüßten und ſcherzten.

Dort zapfte man Bier, das in kleinen Fäßchen auf Stoßkarren herausgebracht worden war.

Alle hundert Schritte faſt ſtanden dabei Körbe mit Brod, Bänke und Tiſche, an welchen Käſe, Schinken, Würſte ausgeboten wurden.

Hier ließ ſich eine Drehorgel, dort eine Harfiniſtin hören. Unter jener mächtigen Eiche ſang eine entſetzliche Stimme eine endloſe Ballade ab, deren ſchauerlicher Inhalt eine Mordthat war, die — in verzerrten Bildern dargeſtellt — auf einem Wachstuche gezeigt wurde, das an einer Stange hing. Wobei denn der Vorzeiger nicht ermangelte, die Aufmerkſamkeit des Publikums durch das Schlagen mit einem Stock auf das Schauerbild noch mehr zu erregen und zu feſſeln.

Aus der Ferne klangen dazwiſchen die Töne der Waldhörner, der Hoboen und Pfeifen.

Schnurren ſummten in den Händen der Knaben, hölzerne Kindertrompetchen quikten wie die Feldmäuſe; Alles aber überſchrie noch die Puricinelle und ihre Hanswurſte, welch' beiden nur der Kinder-Jubel um die Carrouſſelle herum die Wage hielt.

Und überall, überall die freundlichſten, heiterſten, ſeligſten Geſichter!

Was aber dieſes Feſt zu einem wahren Volksfeſte — ſo recht eigentlich im Sinne des Wortes — machte, war: daß bei demſelben alle Klaſſen und Abſtu-

fungen des Volkes nicht nur vertreten waren, sondern auch lebendigen Antheil an demſelben nahmen.

Bewegten ſich doch hier in des Waldes freundlichgrünem, durch einfallende Sonnenlichter reizend durchbrochenem Dämmerſchein, gerade an dieſem Feſte, der mittlere Kaufmann, der Beamte, der Krämer, der Künſtler, der Handlungsdiener, der ehrſame Handwerksmann, der behäbige Rentier, der gemüthliche aber derbe Sachſenhäuſer, der Gärtner und Arbeiter, ja der Dienſtboten gewaltige Maſſe . . . bewegten ſich doch, gerade an dieſem Feſte, alle dieſe Abſchattirungen des geſellſchaftlichen Lebens: Männer und Weiber, Greiſe und Kinder, Jünglinge und Jungfrauen friſch und fröhlich unter und durcheinander. Wie durch einen Zauber hebt ja der „Wäldchestag" in Frankfurt jeden Unterſchied in Rang und Stand auf. Selbſt die Mitglieder der hohen Obrigkeit und des hochweiſen Rathes fehlen nicht und was von der haute finance einer ſolch' ſchönen, gemüthlichen und originellen Verſchmelzung nicht fähig iſt, das fährt wenigſtens hinaus auf das nahe Forſthaus, um mit des Geldſtolzes ſouveräner Verachtung herabzuſehen auf die unendlich fröhliche und glückliche Volksmaſſe . . . um zu ſehen: „Wie ſich unſer Volk amüſirt!"

So bildete denn auch die Familie des ehrſamen

Zunftmeisters und Bierbrauers Löschhoff eine der schönsten Gruppen. Mitten im „Wäldchen“ — gerade wo der Haupt-Menschenstrom unablässig vorüberwogte — hatte sich der Meister mit den Seinen niedergelassen. Dabei war heute — als am ersten und schönsten Frankfurter Volksfeste — die ganze Familie, mit „Kindern und Kegeln“, wie man hier zu sagen pflegt, beisammen, und zwar im schönsten Feststaate.

Ein blendend weißes Tischtuch deckte die moosige Erde, aber das Tischtuch selbst verschwand fast wieder unter den Tellern und Schüsseln mit Kuchen, Braten, kaltem Geflügel, Wurst Schinken, Butter und Käse, so wie den Gläsern für Bier und Wein und den Weinflaschen: letztere waren freilich erst für den Abend bestimmt, jetzt sprudelte noch ein aufgelegtes Bierfäßchen seine braunen erquickenden Fluthen in die, von der neben ihm sitzenden Meisterin untergehaltenen Gläser.

An dieser köstlich improvisirten und darum den Umsitzenden doppelt herrlich dünkenden Tafel präsidirt oben der Stolz und das Haupt der Familie, der ehrsame Bruder des Meister Löschhoff, der würdige Herr Caspar Hieronymus Hubertus Löschhoff, wohllöblicher Bürgerkapitän des IV. Quartiers der freien Reichs-, Wahl-, Krönungs- und Handelsstadt Frankfurt am Main.

Schon auf den ersten Blick erkannte man, daß sich Herr Caspar Hieronymus seiner Würde auf das vollständigste

bewußt war. Der alte Herr — er mochte wohl ein Sechziger ſein — ſaß auf einem bereits ausgetrunkenen Bierfäßchen, das — in die Höhe gerichtet, — ihm, ſo zu ſagen, zum Throne diente. Gar martialiſch machte ſich dabei auf der weißgepuderten, das rothe dicknaſige Geſicht überragenden Perrücke der dreieckige Hut, und dieſen Eindruck erhöhte nicht nur die ernſte gravitätiſche Haltung des Mannes, ſondern auch der Feiertagsrock mit den rieſigen Umſchlägen und den prachtvollen Thaler-großen hellblinkenden Stahlknöpfen, dem Hauptſtaate jener Zeit. Denn ein Staat und ein Kunſtwerk waren dieſe Knöpfe durch Schliff, Ciſelirung und innere Ausſchmückung mit Perlenmutter. Dabei die geſtickte ſeidene Weſte, die kurzen Hoſen, die Strümpfe und Schuhe mit großen Stahlſchnallen und vorab der mächtige, mit einem dicken ſilbernen Knopf gezierte Stock, der hier ſelbſt beim eſſen und trinken, nicht niedergelegt wurde.

Es iſt wahr, modern war dieſe Tracht ſchon damals nicht mehr, da die Perrücken bereits den natürlichen Haaren, die dreieckigen Hüte den runden, die breitumſchlägigen Röcke den, bis auf die Waden herabreichenden „Schwalbenſchwänzen“ Platz gemacht hatten. Aber bei einem Bürgerkapitän des löblichen IV. Quartiers war es anders. Hier hielt die ältere Mode, ſchon der Würde wegen, Stand.

Denn der Bürgerkapitän war ja ein gewaltiger Mann bei der Stadt: vorab wohllöblicher Quartiervorstand, und da jedes der 14 Quartiere ein Fähnlein bewaffneter Bürger zählte, mit einem Capitän, einem Lieutenant, einem Fähndrich und 20 bis 25 Unteroffizieren an der Spitze, so war der Quartiervorstand auch Capitän und Commandirender. Zu commandiren war dabei freilich wenig . . . aber deſto mehr Geld einzunehmen! denn wer von den Bürgern ſich von dem Waffendienſte losmachen wollte, der zahlte dem wohllöblichen Quartiervorſtande damals ein „Losgeld", wodurch er ſich in die ſogenannte „blinde Rotte" einkaufte, das heißt: von ſeiner Wehrpflicht frei machte. Auch Quartiermeiſter waren die Bürgerkapitäns, wenn fremde Truppen die Stadt berührten; ſo wie ſie an der Spitze der Löſchmannſchaft ihres Quartieres ſtanden.

So war es denn kein Wunder, daß die ganze Löſchhoff'ſche Familie mit Stolz auf den Bruder, Schwager und Onkel blickte, und Herr Caspar Hieronymus ſelbſt ſeine Stellung im Staate auch hier auf dem luſtigen Volksfeſte nicht vergaß. Glühten auch Geſicht und Naſe in ſchönem Purpur und Blau, — ſtrahlten auch die kleinen ſinnlichen Aeuglein in Behaglichkeit und Luſt,... ſo lüftete doch Herr Caspar Hieronymus bei jedem ihm werdenden Gruße — und deren waren gar viele —

ſeinen Dreidecker mit der Würde und dem Ernſte eines Friedrichs des Großen.

Nicht ſo war es bei der übrigen Familie. Der „Wäldchestag“ macht in Frankfurt von Allem eine Ausnahme. An ihm iſt alles luſtig! Der geſetzteſte Mann wird wieder zum Jünglinge, — die Matrone zum Mädchen, — die ſtrengſten Eltern ſchauen durch die Finger, — die ſteifſten Principale ſchließen die Comptoirs früher, wie ſonſt, — und die Jugend tobt toller wie je.

Daher ſah man denn auch hier um den Herrn Caspar Hieronymus herum — die luſtigſten Menſchen von der Welt gelagert: gütlich thaten ſich im glücklichſten Humor der Meiſter und die Meiſterin, — Vetter Winkler war gar des Teufels an Witz und Ausgelaſſenheit und trank für Sieben. Käthchen und Mina lachten und ſcherzten laut und heimlich aus Herzensluſt — die erſtere wußte recht gut warum und ward fortwährend roth, ohne daß eine Veranlaſſung dazu dageweſen wäre. Die Kinder aßen und tranken zum verplatzen und tobten dann wie toll umher: von der Puricinelle zu den Orgeln und von dieſen zum Carouſſel. Selbſt die „fürnehme Mamſell“ hatte ſich die Erlaubniß erbeten, ſich der Familie anſchließen zu dürfen, und war heute ſo roſiger Laune, daß die guten Leutchen ihre ſonſtigen Unarten ganz vergaßen.

Dabei traten fortwährend Bekannte und Bekanntinnen heran: heiter grüßend und jubelnd empfangen. Und wer kam, der mußte Platz nehmen — wenn auch nur für Momente — und mitessen und wenn er dies nicht mehr vermochte, wenigstens mittrinken.

Und ringsum sang es und klang es und jubelte und schrie und lachte und pfiff und schwirrte, daß Einem der Lärm schier berauschte ... aber auch hob und selbst wie toll machte.

Und immer erweiterte sich die Gesellschaft; denn Jedermann kannte die Gastlichkeit des Meister Löschhoff und sein gutes Bier und seine trefflichen Schinken, und seinen guten Humor, wenn er an solchen Festtagen lustig war, und endlich ... die hübschen Mädels!

Herr Gott riß da die „fürnehme Mamsell" die Augen weit auf und ließ sie umherrollen und blitzen und blinken! ... Sie schien Jemanden zu suchen und es war, als wolle sie mit ihren Blicken die dichtgedrängte Menge durchbohren und das, was sie suchte, mit den Augen heranziehen. Aber auch Käthchen und Mina schauten unter der Hand und zwischen ihrem halblauten Schwätzen und Kichern wie suchend umher, nur allerdings mit mädchenhafter Bescheidenheit.

Aber auch für sie schien sich bis jetzt das nicht zeigen zu wollen, was sie erwarteten und erhofften. Wie aber sollte man sich auch hier in dem Gewühle von

vielleicht zwanzig Tausend Menschen — auch Offenbach, Hanau, Darmstadt und die umliegenden Ortschaften sandten ihr Contingent — so leicht sehen und finden?

„Er kommt wahrhaftig nicht!“ — flüsterte jetzt, roth bis hinter die Ohren, Käthchen ihrer Gespielin zu.

„Das wäre auch recht gut!“ — meinte diese. — „Aber Einer kommt sicher.“

„Und der kann fortbleiben!“ — murrte des Meisters Töchterlein.

„Herr Capitän!“ — rief jetzt ein Bürger, den alten Herrn Caspar Hieronymus militärisch grüßend, — „wünsche wohl geruht gehabt zu haben! wie befinden Sie sich!“

„Gut! Herr Rumppeler!“ — entgegnete der Angeredete, den Dreidecker feierlich lüftend, — „danke der gütigen Nachfrage!“

„Herr Rumppeler, ein Glas Bier!“ — rief der Meister dazwischen.

„Danke schön, hab' schon mordsmäßig gebechert!“ — meinte der Bürger.

„Nun! immer noch eines!“ — rief die Meisterin heiter — „wird schon noch gehen!“

„Eigenes Gebräu!“ — setzte Meister Löschhoff mit wohlgefälligem Lächeln dazu und reichte das schäumende volle Glas.

Und mit einem: — „Nun denn! zu Ehren der Fa-

milie!" — glitt der Inhalt des mächtigen Glases der heute schon stark geprüften Gurgel hinunter.

„Käthchen!" — rief jetzt halblaut Mina dem Bäschen zu.

„Was giebt's?"

„Siehst Du ihn dort?"

„Wen?"

„Nun, Du weißt ja . . .!"

„Sink . . ."

„Nein! den Ritter vom Hute!"

„O laß ihn!"

„Seh' nur, wie schwermüthig er in weiten Kreisen um unser Plätzchen herumstreift."

„Laß ihn streifen."

„Ach, er liebt Dich doch gar zu treu!"

„Mina!" . . .

„Nun, Bäschen Clara, keinen Schinken mehr?" — frug die Meisterin, der Angeredeten eine Schüssel reichend.

Mamsell Clara dankte.

„Na! nur nicht so vornehm!" — meinte Vetter Winkler. — „Sie essen ja gar nicht. Der „Wäldchestag" ist eben einmal ein Volksfest und keine fürnehme Gasterei; da muß man lustig und frisch zugreifen . . ."

„Ist schon geschehen!" — meinte Mamsell Clara mit leichtem Nasenrümpfen und vornehmer Gebärde — „ich esse nie viel!"

„Mutter, Mutter, einen Kreuzer für's Carouſſel!“ — ſchrie jetzt, athemlos daher ſpringend, einer der Knaben dazwiſchen, und ſchloß die Meiſterin in die Arme, daß ſie bald erſtickte.

Die Mutter gab ihm das Verlangte, indem ſie dem ſchon wieder davoneilenden nachrief: — „Nur nicht zu wild!“

„Guten Tag Capitän, guten Tag Meiſter Löſchhoff!“ — rief im gleichen Augenblicke eine ſonore Stimme und ein großer ſtarker Mann trat heran.

„Ei, guten Tag Herr Doktor!“ — ſchallte es im Chorus freudig zurück; denn der Grüßende war Niemand anderes als Doktor Ehrmann, der Hausarzt, den Jeder Frankfurter Bürger gern hatte, ſchon ſeines geraden, ſchlichten, derben Weſens wegen.

„Da geht's ja her wie im ewigen Leben“ — meinte Ehrmann luſtig, indem er Allen rings herum die Hände tüchtig ſchüttelte.

Aber ſchon nöthigten ihn auch Meiſter und Meiſterin Platz zu nehmen und tapfer zuzugreifen. Doktor Ehrmann, der eben erſt aus der Stadt und von ſeinen Patienten gekommen war, ließ ſich dies nicht zweimal ſagen. Ihm, als einem entſchiedenen Freund von gutem Eſſen und Trinken, war es ganz einerlei, ob er dies an der Tafel eines Bankiers oder am Tiſche eines Handwerkers finde. Am „Wäldchestag“ aber war

ja der ganze Wald eine einzige offene Tafel und was dieſe bot, ſchmeckte Ehrmann um ſo beſſer, als hier alles ohne die von ihm gehaßten Ceremonien herging. Der Doktor griff alſo tapfer zu und ließ ſich vor allen Dingen das kühlende Bier trefflich ſchmecken. Dabei ſchäckerte er luſtig mit den Mädchen und meinte: es könne gar nichts ſchaden, wenn ihn eine von den Dreien zum Manne nehmen würde.

Käthchen meinte ſcherzend: er könne ja ihr Vater ſein.

Clara aber, deren Augen bei des Doktors Worten noch um einige Linien größer wurden und den Arzt von der Seite muſterten, als wollten ſie fragen: ob dieſer Ausſpruch ernſtlich gemeint ſei und vielleicht ihr gelte? ſchob kokettirend den Unbeſtand der Aerzte vor.

„Ach was!“ — rief Doktor Ehrmann — „da kennen Sie uns Aerzte ſchlecht; wir ſind unbedingt die treueſten Menſchen von der Welt. Hat einer von uns z. B. einmal einen Sparren im Kopf — ich meine die Vorliebe für irgend ein Syſtem, es mag ſo verrückt ſein, wie es will, — dann iſt er ſo gut, als auf Zeitlebens damit verheirathet, und weder Erfahrung noch der Teufel ſelbſt bringt ihn davon ab. Iſt das nicht ein Beweis für unſere Treue?“

Alle lachten herzlich; Mamſell Clara aber, der es in der Nähe eines Mannes, der vom Heirathen geſprochen, immer heißer wurde, ließ ihre großen dunklen Augen

jetzt mit wunderbarem Glanze leuchten; ein verschämtes Lächeln spielte dabei um ihren Mund, als sie sagte:

„Aber, Herr Doktor, Sie werden doch die Ehe kein verrücktes System nennen wollen?"

„Gott behüte!" — rief Doktor Ehrmann, indem er mit anatomischer Geschicklichkeit einen, auf eine Gabel gespießten kalten Hahn in freier Hand für sich zerlegte — „Gott behüte! ich halte sie im Gegentheil für das praktischste System der Welt, und meine nur: wer einem verrückten System gegen alle Einreden der Vernunft bis an sein seliges Ende treu bleiben kann, der kann doch gewiß auch einer Frau — trotz der, auch dort vorkommenden, Ein- und Gegenrede treu bleiben."

„Sie scheinen eine schlechte Meinung von den Frauen zu haben!" — versetzte lächelnd Clara und ein wunderbares Rollen ihrer Augen schien zu sagen: „es käme nur auf die Rechte an!"

„Sie thun mir Unrecht!" — versetzte Doktor Ehrmann, indem er den einen Schenkel seines Hahnes in den Mund schob — und ein unglückliches Mißverständniß wollte dabei, daß Mamsell Clara das jetzt erfolgende Aufleuchten seiner Augen, daß dem vortrefflich schmeckenden Hahn galt, für sich und ihren Geist in Anspruch nahm — „Sie thun mir Unrecht!" — versetzte Doktor Ehrmann — „ich halte die Mädchen und Weiber durchweg für vortrefflich; . . . wenn nur mit dem

Sakrament der Ehe nicht zumeist auch das ... der Buße verbunden wäre."

Ein schallendes Gelächter ertönte hier rings umher, denn Doktor Ehrmanns allbekannte Stimme hatte eine Menge Menschen um die so gemüthlich gelagerte Gruppe versammelt.

Neue gegenseitige Begrüßungen erfolgten mit Herzlichkeit, nur Mamsell Clara hatte genug und wandte sich bleich und giftig zu Käthchen und Mina, die entsetzliche Mühe hatten, ihren Spott hinunter zu schlucken und ihr Lachen zu verbergen.

Doktor Ehrmann band jetzt mit dem alten Capitän an, der den Arzt gut verstand und seine derben Späße liebte; während umgekehrt Doktor Ehrmann sehr viel auf Herrn Caspar Hieronymus Löschhoff hielt, weil er jährlich, in der Zeit der Bürgerschlacht, zu einer trefflichen „Wurstsuppe" bei ihm eingeladen wurde.

Doktor Ehrmann und der alte Bürgercapitän wechselten daher jetzt, zur unbegrenzten Heiterkeit der Umstehenden, lustige Stichelreden und Witze die Menge.

„Ägentlich sellt ich dem Herrn Dokter noch bös sei!" — sagte in diesem Augenblick Herr Caspar Hieronymus, und was er sagte, kam um so komischer heraus, als er dabei keinen Moment seine Bürgercapitänliche Würde aus den Augen verlor, und mit Perrücke, Dreispitz und Stock wie ein König auf seinem Bierfäß-

chen thronte. Die großen blanken Stahlknöpfe blitzten dabei wie ebensoviele Orden und die dicke blaurothe Nase hätte vortrefflich einen Reichsapfel vorstellen können. — „Agentlich fellt ich dem Herrn Dokter noch bös sei!“ — wiederholte Herr Caspar Hieronymus Löschhoff.

„Und warum?“ — frug Doktor Ehrmann kauend.

„Von wege dem Kummernsalat!“ *)

Doktor Ehrmann lachte, daß er nahezu an einem Hahnenknöchlein erstickt wäre.

„Was ist das für 'ne Geschichte?“ — frug der Meister.

„Erzähle Se, Herr Capitän! erzähle Se!“ — riefen mehrere Stimmen.

„Woß deß for e Geschicht iß?“ — wiederholte der Capitän — „e verflucht Geschicht war'sch! . . . und wann's der Herr Dokter Ehrmann net gewese weer . . .“

„Erzähle Se! Erzähle Se!“ — schallte es wieder.

„Gut!“ — sagte Herr Caspar Hieronymus, und nahm eine mächtige Prieſe aus mächtiger Dose. — „Ich will's verzehle, . . . zur Warnung for alle gute Frankforter Borjer! S'war an em haeße Julidag vorm Jahr. Ich hab' grad am Esse gesotze, unn hatt en staats **) Kummernsalat vor mer, als der Herr Dokter in die

*) Gurkensalat.

**) prächtigen.

Stubb' iß komme. Herr Dokter, haw' ich zu em gesacht, Se komme grad recht. Sehn Se e mal den ſtaats Kummernſalat! Komme Se, eſſe Se mit! — Mei Dokter lacht piffig, reibt ſich die Hänn,*) riecht dran und ſegt: warum net? awer der Salat iß ſchlecht angemacht."

„Ei, mache Se 'n beſſer, ſag' ich."

„Was duht mei Dokter: er nemt ſich des Öhlkrükelche,**) wos vor mer ſtehe duht, ſchitt alles Öhl, bis uff de letzte Troppe, uff de Salat; läßt ſich aach noch zwee Ajer***) gewwe, ſchlägt ſe aach druff; nimmt noch Peffer un Salz, un mengt un mengt deß alles unnereinanner, wenigſtens zehn Minute lang."

„Mir läft enſtweile daderbei das Waſſer im Maul zuſamme un ich kann gar net abwaarte bis der Dokter fertig iß."

„No! ſag' ich, iß er jetzt gut?"

„Ja! ſegt der Dokter, gleich! un dadermit ſteht er uff, geht an's Fenſter, deß von wege der Hitz offe ſteht, ſchmeißt den ganze Salat ennaus und ſegt: So, Herr Capedeen, jetzt bleibe mer alle Beede†) geſund!"

Ein ungeheures Gelächter erſchallte, das nicht enden wollte. Doktor Ehrmann hielt ſich den Bauch, — Herr

*) Hände.

**) Oelkrügelchen.

***) Eier.

†) Beide.

Caspar Hieronymus Löschhoff aber schickte seiner gewaltigen Nase eine ungeheuere Doppelprieſe zu.

So ging es nun weiter und das Lachen nahm kein Ende. Ein Geſchichtchen gab dem anderen die Hand, ein Witz folgte auf den Anderen, und man konnte eben nicht gerade ſagen, daß ſie alle ſehr fein geweſen ſeien.

Doktor Ehrmann ließ ſich gerne gehen, wenn er luſtig war, wie denn ein ſolches „Sichgehenlaſſen“ zu den Eigenthümlichkeiten des Frankfurters überhaupt gehört.

Glücklicherweiſe für Käthchen und Mina, hatte ſich unterdeſſen zufällig auch für Mamſell Clara unter den Vorüberwogenden eine Freundin aus Darmſtadt gefunden, mit der ſich, wenigſtens auf ein Viertelſtündchen, plaudern ließ. Die Darmſtädterin war entzückt von dem herrlichen Volksfeſte, Mamſell Clara aber zuckte vornehm die Achſeln und meinte: es wären eben doch gar zu viele rohe Menſchen hier. Wer an feineren Umgang gewöhnt ſei, der finde ſich ſehr unbehaglich!

Während aber unter dem Sprechen mit der jungen Landsmännin, ihre Blicke wieder ſuchend die Menge durchbohrten, hatten Käthchen und Mina etwas gefunden, was — erſtere freilich nicht ſuchte, aber von dem ſie um ſo heißer und ſehnſüchtiger geſucht worden war.

Es war Niemand weniger und Niemand mehr, als der junge Hut-Retter vom Feldberge, der bei dieſer Ret-

tungsgeſchichte leider ſein eigenes Herz rettungslos verloren hatte.

Wenigſtens zwei Stunden umkreiſte er jetzt ſchon das Plätzchen, an dem die Familie Löſchhoff lagerte, und während alle anderen Menſchen aßen, tranken, lachten und ſich auf alle nur denkliche Weiſe vergnügten ... ſuchten ſeine Augen und ſein Herz Käthchen allein.

Hundertmale hatte er es ſich wohl ſchon vorgenommen, höflich grüßend heranzutreten ... immer aber hielt ihn ſeine Beſcheidenheit und der Gedanke zurück, Jungfer Käthchen dabei läſtig zu fallen; oder gar ſeine Liebe voreilig den Eltern zu verrathen.

Wer dabei in ſein Herz geſehen, der hätte gar wunderliche Dinge darin bemerkt: die innigſte, treuſte und aufrichtigſte Liebe zu Jungfer Käthchen Löſchhoff; — eine ſtille Seligkeit, die aus dieſer Liebe hervorging, und die ſich in ihrer großen Beſcheidenheit ſchon mit dem Anblick des geliebten Gegenſtandes begnügte; — Angſt und Beſorgniß, ob ihn denn das Mädchen gar nicht ein Wenig wieder liebe; — Schmerz über ihr kaltes Weſen gegen ihn; — und endlich Verzweiflung, wenn er daran dachte, daß ſie je einen Anderen lieben könne.

Wie geſagt: zwei Stunden kämpfte nun ſchon der junge Mann mit dieſen Gefühlen. Wie in Zauberkreiſen umſchwärmte er immer näher und näher die Angebetete und den heiteren Kreis, in dem ſie ſich befand, ...

und ... schwerlich würde August Neuber — so hieß der junge Mann — bis zu seinem Ziele gelangt sein, wenn er nicht plötzlich bemerkt, daß ihm Jungfer Mina freundlich zunicke. Es ist wahr, es schoß ihm das Blut bei diesem Gruße wie glühende Lava in's Herz ... aber ... er ermuthigte ihn doch auch, und so nahm er denn jetzt alle Courage und alle Entschiedenheit, die er für diesen Augenblick in sich aufbringen konnte, zusammen — er war sonst im Leben ein ganz anderer, ja ein wirklich jugendkräftiger und tüchtiger Mensch, — und trat zu Mina und Käthchen heran.

Aber, du mein Gott! wo war denn nur sein früheres unbefangenes Wesen hingekommen? August fühlte selbst, daß er wie ein Stock dastehe und sich wahrhaft lächerlich bescheiden benehme ... aber ... er war wie gebunden und gebannt und die Worte erstarben ihm so gut im Munde, wie die Gedanken im Gehirne!

Mina gab sich alle Mühe, recht freundlich zu sein, — sie hätte dem armen Verliebten ja gar zu gerne ein paar warme Worte von Seiten der Freundin zugewandt; Käthchen aber ging für alle Welt nicht über eine kalte Höflichkeit hinaus.

So kam es denn auch, daß Herr Neuber immer noch verlegener wurde, bis ihm ein neues Begebniß geradezu einen Dolch in sein liebendes Herz stieß.

Dieß Begebniß aber war das Herantreten, jener

beiden Herren, die er auf dem Feldberge zugleich mit der Familie Löschhoff kennen gelernt. Die Kinder hatten nämlich Hölderlin und Sinklair im Gedränge bemerkt, waren, vor Freude jauchzend, auf sie zugesprungen und zogen beide nun im Jubel an den Händen herbei.

Wie aber freuten sich die Freunde nun, außer der wackeren Familie Löschhoff, hier auch noch Doktor Ehrmann zu finden. Alles war ein Jubel und fast mit Gewalt zog man die jungen Männer auf den moosigen Boden und überschüttete sie mit Freundlichkeiten und Nöthigungen zum Essen und Trinken. Für letzteres rückten jetzt die Weinflaschen auf, da das Bier bereits, mit Hülfe der vielen befreundeten Besuche, consumirt war. In der That fingen auch hie und da die Zungen schwer zu werden an, selbst die des wohllöblichen Herrn Quartiervorstandes und Bürgercapitäns, dessen Dreispitz nachgerade immer schiefer zu sitzen kam, während die Nase wie Rubin erglühte.

Aber es gab ja jetzt auch noch ein anderes Glühen in der Gesellschaft!

Es glühten plötzlich gar wunderbar Käthchens Wangen, so daß sie in ihrem einfachen weißen Anzuge wirklich reizend aussah; ... es glühte in vielen Köpfen ... und es glühte vor allen Dingen mit einemmale fast beängstigend in Mamsell Claras Augen, die wie Kometen

hin und her schossen; . . . auch ihr Gesicht erglühte bis zum Hals herunter und bis unter das Kleid, das sie, der damaligen Mode nach, weit genug ausgeschnitten trug.

Ein süßes befriedigendes Lächeln, schien dabei anzudeuten, daß sie endlich dasjenige gefunden, was sie den ganzen Nachmittag gesucht. Sie war wirklich jetzt die Liebenswürdigkeit selbst und Herr Hölderlin — als Hausgenosse — hatte sich ihrer Freundlichkeit und Artigkeit in der That so sehr zu erfreuen, daß er kaum mit den Anderen ein Wort wechseln konnte.

Auch Sinklair war dabei in der rosigsten Laune — er liebte, als poetische Natur, solche Volksfeste ungemein, — und da er sich leicht und gefällig zu bewegen und zu benehmen wußte, so mußte ihm Jedes gewogen sein. Leicht und artig scherzte er mit den Mädchen und namentlich mit Käthchen, die ihm heute fast ausgelassen lustig antwortete. Sie hatte ja alles andere vergessen, . . . auch Herrn August Reuber, und als sie sich — durch Mina an ihn erinnert — nach demselben umsah, um ihm doch auch eine Erfrischung anzubieten, . . . war er verschwunden. Sie ahnte nicht, mit welchem zerknirschten Herzen.

Wer überhaupt hätte in diesem Jubel und Trubel denken sollen, daß sich unter ihm doch auch vereinsamte, still weinende Herzen finden könnten?!

Am lautesten und köstlichsten war aber wieder Doktor Ehrmann:

„Magisterlein!“ — rief er Hölderlin zu — „wie findet man dies Volksfest?“

„Schön!“ — entgegnete Hölderlin, freundlich lächelnd, — „recht schön, gemüthlich und poetisch zugleich!“

„Nicht wahr!“ — versetzte der Arzt — „hier ist doch wenigstens Natur und naturwüchsige Freude, statt der leeren Allefanzerei der vornehmen Gesellschaften. Erinnert Sie — classischen Schwärmer — dies Fest nicht an die Feste Griechenlands?“

Hölderlin mußte – in Hinblick auf das, was hier in Essen und Trinken gethan wurde, — lächeln. „Ich denke“ — sagte er dabei — „man freut sich hier, wie man sich einst dort freute, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß die Freude dort mehr geistiger und erhabener Natur war, während, wie mir scheint, hier ihr Schwerpunkt in etwas Materiellerem liegt.“

„Sie meinen im Essen und Trinken!“ — fuhr Doktor Ehrmann gerade heraus. — „Nun ja, das ist wahr... und . . . dabei gar nicht übel. Bei den Alten wurde der thierische Leib und die menschliche Seele mit einander erzogen, genährt und unterwiesen, wie in der Reitschule zugleich die Pferde und die Menschen reiten lernen. Indeß ... was hatten sie denn von dieser „Schul-

freundschaft" der beiden zankenden Theil des Menschen?"

„Sehr viel!" — rief Hölderlin, der froh war, der unendlichen Freundlichkeit Mamsell Claras auf Minuten entzogen zu sein — „sehr viel! sie hatten den Vortheil, daß sie eben so gut handelten, als dachten!"

„Er hat nicht so unrecht!" — rief Sinklair heiter — „der Körper des Sokrates war ein gesunder und flinker Kammermohr und Schildknappe dem die Seele nur zu befehlen brauchte."

„Ach!" — rief Doktor Ehrmann mit ironischem Lachen, indem er sein Glas gemüthlich mit perlendem Weine füllte, — „da machen es die Menschen jetzt viel einfacher und zwar — was auch recht und billig ist — zu Gunsten der Aerzte, die auch leben wollen. Sie haben einen besseren Begriff von der menschlichen Bestimmung, so daß sie am ganzen Menschen den Kopf allein zur Bildung und Verbesserung ausschießen, wie die Juden an den Gänsen nichts vergrößern und mästen, als die Leber. Daher wundere ich mich nicht, daß wir es im Ganzen so weit bringen, daß wir Zwerge sind und wie diese . . . nur große Köpfe haben."

„Und zumeist besser denken, als handeln!" — setzte Hölderlin hinzu.

„Ihr Herren!" — rief hier Sinklair lustig — „mir deucht, die beste Handlung hier und heute am „Wäld-

chestage" ſei eine ungebundene Luſtigkeit. Steckt eure Weisheit ein, ſchlürft heiter euer Gläschen Wein und laßt die Griechen . . . Griechen ſein. Ich trinke auf das Wohl der ehrſamen Familie unſeres würdigen Meiſters und des wohllöblichen Herrn Quartiervorſtehers und Bürgercapitäns Löſchhoff!"

Himmel! wie klangen da die Gläſer, wie ſchallte das freudige „Hoch!" und doch verhallte es unbemerkt in dem allgemeinen Jubel, der in der That von Minute zu Minute ſtieg.

Das Köſtlichſte aber war der Dank, den Herr Caspar Hieronymus jetzt auszubringen verſuchte:

„Meine Herrn!" — ſagte er, indem er ſich mühſelig und ſteif von ſeinem Fäßchen erhob, unter ſanftem Balanciren den Stock gravitätiſch mit dem einen weitausgeſtreckten Arm auf die Erde ſtieß und mit der anderen Hand, wie Friedrich der Große Angeſichts der Armee, den Dreiſpitz ein wenig lüftete — „meine Herrn! wann ich als Quatiervorſtand des löbliche IV. Quatierſchs un Borjercapedeen des Wort ergräfe duhn duh,... um... bei ener ſolche Borjerfräd . . . wie der Welchesdag iß . . . geſagte Herrn . . . ich meen*) unſern liewe Dokter, unn . . . unn . . . ne! der Deiwel weeß**)

*) meine.
**) weiß.

die Name von de annere! . . . wie gesagt . . . wenn mer deß bedenke duhn duht . . . nun wann aach die Geschicht mit dem Kummernsalat . . . in Anbetracht meener, als borjerlich Obrigkeid, net recht war . . . mer awwer in Anbetracht zieht . . . deß . . . nun dessetwege . . . so glaab ich . . . mer lasse unsern Dokter hoch lewwe!"

Und damit drückte Herr Caspar Hieronymus den Dreispitz energisch, wenn auch bedeutend schief, auf den Kopf, ergriff sein Glas und führte es, freilich mit einigen Schwankungen des Armes, unter die in purpur und blau leuchtende Nase.

Die Gesellschaft aber brach in ein neues, ungemein heiteres „Hoch!" aus.

Jetzt war es indeß für Hölderlin, Sinklair und den Doktor doch Zeit, an einen anständigen Rückzug zu denken, der denn auch — unter herzlichem Dank für die freundliche und gastfreie Aufnahme . . . aber auch . . . zum großen Leidwesen zweier weiblicher Herzen — angetreten wurde.

Mamsell Claras Augen glühten noch einmal schmachtend und vielsagend beim Abschiede auf; . . . aber wie feurig sie auch blitzten . . . auf den Zügen des Hausgenossen lag nur die gewöhnliche kalte Artigkeit.

Der Abend war indessen angebrochen und rief jetzt im ganzen Walde eine neue Thätigkeit hervor. Die

Tische wurden abgedeckt; die leeren oder auch noch zum Theil vollen Schüsseln, die Messer, Gabeln, Gläser, Servietten und Tischtücher in die Körbe eingepackt. Wagen mit leeren Fässern rollten zurück; — die Gesellschaften brachen nach einander auf; — und singend, jubelnd, lachend, schreiend und pfeifend zog die Menge in buntester Mischung heim. Hier schallten frohe Lieder, — dort quickten Kindertrompetchen und brummten Schnurren, die Kaufmanns-Lehrlinge und junge Commis in glücklichem Jugendübermuthe an den Kreuzerständen gekauft hatten und nun in übersprudelnder Seligkeit schwangen.

Mitten durch den wogenden Menschenstrom aber, — der bald hier, bald dort lachend, schreiend, jauchzend auseinanderfteb — fuhren die glänzenden Equipagen der vornehmen Welt, sich und die Volksmasse, Chaufee und Wald in Staubwolken hüllend.

Nirgends aber gab es Zank und Streit; und wenn auch Aepfelwein, Bier und Wein gar manches Herz überselig und gar manchen Kopf allzuschwer gemacht hatten, ... es that nichts! ... Heute war „Wäldches-Tag“ ... und an diesem Tage sind die Herzen der ehrsamen Bürger von Frankfurt und Sachsenhausen in zu rosiger Stimmung, um — selbst im Falle eines Räuschchens — üblem Humor Raum zu geben.

Jetzt brach auch die Familie Löschhoff auf, um nach

der lieben Vaterstadt heimzukehren. Für das Oberhaupt der Familie, den würdigen Quartiervorstand des löblichen IV. Quartiers, Herrn Caspar Hieronymus, wäre dieser Heimgang allerdings etwas schwer gewesen, wenn der Mann nicht vorsichtigerweise seinen Leibschütz auf den Abend bestellt hätte. Der aber wußte sich und seinen Herrn Capitän zu finden und wenn es auch in seinem Kopfe ebenfalls gerade nicht ganz nebelfrei war, so hatte ihn doch die Uebung so praktisch gemacht, daß eine sichere Heimkunft für beide gewiß war.

Wie viel aber hatten Käthchen und Mina unterweges noch zu plaudern, zu lachen, zu scherzen! Ja selbst Mamsell Clara, die neben der Meisterin ging, war vergnügt und heute Abend ohne Stiche und Bisse. Die Herzenseroberung, die ihr im Kopf steckte, stand allerdings noch im weiten Felde; indeß ein tapferer Feldherr scheut keine Schwierigkeiten! Viel stand ihr ja zu Gebote, und . . . warum sollte das Feuer ihrer Augen nicht endlich doch Bresche schießen? Auch Laufgräben waren zu eröffnen und Mienen anzulegen! Ein muthiges Herz ist seiner Sache gewiß . . . und . . . der Hauslehrer konnte ihr ja nicht entwischen, . . . er mußte Stich halten, . . . denn . . . er wohnte mit ihr unter einem und demselben Dache, und ihre gegenseitigen Anstellungen banden sie fest an eine und dieselbe Familie.

So war denn für Tausende und Abertausende einer der schönsten Tage im Jahr vorübergegangen. Nur ein junger Mann stand traurig und mit recht leerem einsamem Herzen in einer der kleinen engen Straßen Frankfurts, zwischen dem „Saalhof“ und dem „Römer.“ Hier — der Löschhoff'schen Bierbrauerei gegenüber — in eine dunkele Straßenecke gedrückt', stand er still und unbeweglich. Er wollte ja nichts, . . . als ein liebes theures Wesen noch einmal vorübergehen und in das Haus schlüpfen sehen.

Und er konnte diesen Vorsatz ruhig ausführen, ohne Gefahr zu laufen, daß er entdeckt werde; denn . . . die Nacht war bereits eingebrochen und die schlechte Straßenbeleuchtung der weit auseinanderliegenden, über die Gassen gezogenen, hochschwebenden, dunkelen Oehl-Laternen sicherte damals noch verliebten Lauschern, zärtlichen Pärchen und Dieben ihr still-glückliches Treiben.

Ein Dichterleben.

Hölderlins Verhältniß im Gontard'schen Hause gestaltete sich unterdessen immer schöner und besser. Die Kinder hingen mit unendlicher Liebe an ihm, wie er an ihnen. Unterricht nehmen und Unterricht geben war für beide Theile Vergnügen . . . keine Last. Auf keiner Seite ward ein drückendes zwingendes Joch gefühlt; es ging im Gegentheile alles spielend, . . . fast wie von selbst.

Hölderlin wußte ja, daß sich, vermöge des natürlichen Triebes zur Sympathie und zur Nachahmung, die Empfindungen und Urtheile der Kinder, selbst ihr ganzes Wesen und Treiben unvermerkt auf den Ton stimmen, der am häufigsten um sie her angeschlagen wird; und zwar, daß dies um so mehr geschehe, je weniger man ihnen seine Urtheile aufzwingt. Er ging ihnen also mit dem schönsten Beispiele in allem vor, ließ sie nur richtige Urtheile über sittliche Gegenstände hören, und so konnte es gar nicht anders kommen, als daß auch in

ihnen alles schön, harmonisch, rein und ächt ward. Und ging ihm Frau Gontard dabei nicht trefflich an die Hand?

Schon das gemeinsame, ganz gleichmäßige und ruhige Einwirken von Mutter und Lehrer auf die Kinder war von guten Folgen; denn nichts ist in der Erziehung schädlicher, als wenn von den Erziehenden das Eine da, und das Andere dort hinaus will. Die Kinder müssen ja alsdann irre an den Erziehern und sich selbst werden, so daß an eine innere harmonische Vollendung nicht gedacht werden kann.

Hier legte Hölderlin in den Herzen seiner Zöglinge den schönsten Grund zu einem solchen inneren harmonischen Aufbau, und er konnte dies um so besser, als in diesen glücklichsten Tagen seines ganzen bisherigen Lebens in ihm selbst alles harmonisch an- und einklang. Lag doch die selige Stimmung dazu, in jenen für ihn unschätzbaren Stunden, die er jetzt fast täglich in ernsten, hohen, ja oft begeisterten Gesprächen mit der so geistreichen als liebenswürdigen Mutter seiner Zöglinge zubrachte.

Was kümmerte sie beide der Kriegslärm, der draußen in der Welt immer lauter und lauter wurde; für sie war ja eine neue Welt geistigen Lebens in dem Ideenaustausche aufgegangen, der zwischen ihnen Platz gegriffen. Immer mehr zog sich Frau Gontard-Bor-

kenstein von unnöthigen Besuchen zurück; immer mehr lebte sie sich selbst und ihren Kindern.

Der Garten war ihr nachgerade lieber, als alle Salons der Welt. Sie lebte mit und unter ihren Blumen, als wären sie ihre Schwestern, . . . ja sie überwachte deren Pflege, wie die ihrer eigenen Kinder.

Der Umgang mit dem Hauslehrer blieb dabei, wie in den ersten Tagen, ein, nach den strengsten Regeln der Schicklichkeit abgemessener. Nie hatte sie ihn bis jetzt allein gesehen. Zumeist waren die Kinder dabei und die Bonne in der Nähe. Aber ihr und des jungen Mannes Herz waren auch selbst rein, wie Kinderherzen. Und wenn sie auch Stunden lang die anziehendsten Gespräche mit einander geführt, oder Hölderlin aus irgend einem trefflichen Buche vorgelesen hatte, und ihre Seelen, in der schönsten, edelsten Begeisterung glühten . . . drängte sich kein anderes Gefühl in ihre Brust, als diese Begeisterung und . . . ein himmlischer, süßer, beseligender Friede. Sie sagten sich dann beide wohl im Geiste: das Schönste ist auch das Heiligste. Und diesem Gedanken entsprach ihr Wesen und ihr Sein.

Welche Tage des Glücks und der Seligkeit waren dies für den jungen Dichter! . . . und wahrlich, sie waren bis dahin nicht alle so gewesen!

In ziemlich kleinen und engen Verhältnissen hatte ja Friedrich Hölderlin das Licht der Welt erblickt. Es

war zu Laufen am Neckar, unweit Heilbronn, woselbst sein Vater damals Verwaltungsbeamter eines ehemaligen Klosters gewesen. Indeß sollte hier seines Bleibens nicht lange sein. Schon als zweijähriges Kind verlor er den Vater.*)

Seine Mutter, die Tochter eines aus Altenburg in Sachsen gebürtigen württembergischen Pfarrers, Johann Andreas Heyn, gebar wenige Wochen nach des Gatten Tod ein zweites Kind, des Dichters Schwester, Henriette, und lebte nun ganz zurückgezogen einige Jahre in einem zu ihrem Erbe gehörigen Hause in der Nähe ihrer vorigen Wohnung. Hier leistete ihr eine Schwester ihres verstorbenen Gatten, die Wittwe des Tübinger Professors der Geschichte, von Lohenschiold, Gesellschaft. Als aber auch diese mütterliche Freundin gestorben war, reichte Hölderlins Mutter ihre Hand einem bewährten Freunde ihres verstorbenen Mannes, Kammerrathe Gock, und folgte ihm nach seinem Wohnsitze in dem württembergischen Landstädtchen Nürtingen am Neckar. Indeß ihr trauriges Mißgeschick hatte sie nicht verlassen: auch der zweite Gatte ward ihr schon nach wenigen Jahren durch eine Brustentzündung entrissen, die er sich bei einer Ueberschwemmung durch eifrige Berufserfüllung zugezogen hatte. Seine Frau hatte ihm einen Sohn

*) Ausführliches: F. Hölderlin's sämmtl. Werke. Herausgegeben von Ch. Th. Schwab II. 265 u. f.

und eine, bald nachher geſtorbene Tochter geboren. Schwer fiel nun die Erziehung der vier unmündigen Kinder, auf die gebeugte Wittwe; ſie unterzog ſich indeſſen ihrer ſchwierigen Pflicht mit dem Muth und der Hingebung einer frommen, liebenden Mutter, und wurde dabei von ihrer Mutter, einer ehrwürdigen Matrone, unterſtützt.

Man hat ſchon öfters darauf hingewieſen, welch' großen Einfluß auf die Entwicklung, namentlich von phantaſie- und gemüthvollen Kindern die Mutter zu üben pflegt; bei Hölderlin war dieſer Einfluß beſonders vorherrſchend und nachhaltig, da das Gegenwicht einer väterlichen Leitung fehlte. War doch ſeine Mutter eine vortreffliche Frau, vom edelſten Gemüthe, beſeelt von innigem Gottvertrauen und einem reinen ſittlichen Gefühl, dabei voll praktiſcher Einſicht in alle Verhältniſſe des Lebens. Unter ihrer Leitung mußten ſich daher auch die zarten Keime eines für alles Gute und Schöne offenen Geiſtes leicht und ſchnell entwickeln, während eine entſchiedene Abneigung gegen alles Gemeine, eine unverwüſtliche Pietät ſeines Gemüths Platz griff und ſich befeſtigte. Wohl fand dabei eine aus ſeinem trüben Schickſale hervorgehende elegiſche Stimmung Nahrung, nur blieb es ſchlimm, daß bei dem Mangel an Widerſpruch von Seiten einer gereiften männlichen Individualität, der Grund zu einer gewiſſen eigenthümlichen,

man möchte sagen: eifersüchtigen Selbstständigkeit gelegt wurde.

Das Städtchen Nürdingen, in welchem die Mutter auch nach dem Tode ihres zweiten Gatten verblieb, zeichnet sich aus durch seine schöne Naturumgebungen. In unmittelbarer Nähe rauscht der jugendliche Neckar vorüber, dessen weiteren Gang schlanke Pappellinien bezeichnen; jenseits von der Stadt, auf der linken Seite des Flusses dehnen sich mäßige Hügel mit Fruchtfeldern und Obstbäumen und dazwischen liegenden stundenlangen wildreiche Forsten; rechts vom Flusse steigt das Land, von anmuthigen, waldigen Wiesenthälern durchschnitten, mächtig aufwärts, ungefähr bis auf die Entfernung einer Meile, in welcher sich die Gipfel der Alp in malerischen Formen, bald leichtgeschwungen, bald mehr in die Länge sich ziehend, erheben. Wie geschaffen war diese Gegend einen innigen Naturſinn zu wecken und zu beleben! Die schönen Spaziergänge und ein nahes älterliches Baumgut, die einladenden Gebirge und Wälder gaben dem Knaben reichliche Gelegenheit zum Aufenthalt im Freien. In dem Felsenſpalte bei dem benachbarten, durch Wilhelm Hauffs Pfeifer bekannt gewordenen Dörfchen Hart, wo einst Herzog Ulrich von Würtemberg sich vor den Spähern des schwäbischen Bundes geborgen, las er dem zärtlich geliebten Halbbruder manchmal begeistert aus Klopstock's Hermannsschlacht vor, und dem „Winkl von

Hart" war eines seiner ersten Gedichte gewidmet, das jedoch mit vielen andern verloren gegangen ist. So kräftig und gesund sich nun auch Hölderlin hier entwickelte, so liebte er doch nicht die lärmenden Spiele seiner Altersgenossen, sondern zog sich auf den Umgang mit wenigen Gleichgesinnten zurück und weilte vorzugsweise gerne bei den Genüssen, welche die Natur ihm darbot, woraus denn auch dem Knaben schon frühe jene Begeisterung erwuchs, für welche der Mann einen so angemessenen und schönen Ausdruck zu finden wußte. Hölderlin selbst schildert diese Entwicklung in einem kleinen Fragment:

Da ich ein Knabe war,
Rettet' ein Gott mich oft
Vom Geschrei und der Ruthe der Menschen,
Da spielt ich sicher und gut
Mit den Blumen des Hains,
Und die Lüftchen des Himmels
Spielten mit mir.

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreuest,
Wenn sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und, wie Endymion,
War ich dein Liebling,
Heilige Luna!

O all' ihr treuen
Freundlichen Götter!
Daß ihr wüßtet,
Wie euch meine Seele geliebt!

Zwar damals rief ich noch nicht
Euch mit Namen, auch ihr
Nanntet mich nie, wie die Menschen sich nennen,
Als kennten sie sich.

Doch kannt' ich euch besser,
Als ich je die Menschen gekannt;
Ich verstand die Stille des Aethers,
Der Menschen Worte verstand ich nie.

Mich erzog der Wohllaut
Des säuselnden Hains,
Und lieben lernt' ich
Unter den Blumen.
So wuchs ich groß
Im Arme schützender Götter! . . .

Diese wenigen Strophen, über deren Entstehungszeit keine äußere Spur sich findet, die aber wohl in die reife Zeit des Dichters fallen, lassen uns einen Blick thun in das Erwachen der kindlichen Seele für die Schönheiten der Welt, denen sie später einen glühenden Cultus widmete, — in das heimliche, stille, halbunbewußte Keimen der jugendlichen Gefühle, welche bestimmt waren, einer mit ihnen harmonirenden neuen philosophischen Weltanschauung entgegen zu wachsen und sie erzeugen zu helfen.

Zu dem großen Einfluß, welchen die schöne ländliche Natur auf die Seele des Knaben übte, trat bald ein anderer nicht minder wesentlicher hinzu. Das an frommen Stiftungen reiche Städtchen Nürtingen besitzt

auch eine, von alter Zeit her berühmte vortreffliche lateiniſche Schule, bei welcher ſchon der alte Philhellene des ſechszehnten Jahrhunderts, Schwabens Herodot, Martin Cruſius, einen Theil ſeiner Gelehrſamkeit, griechiſch nachgeſchriebene Predigten, niedergelegt hat; dieſe Schule beſuchte Hölderlin. Unter den Zöglingen derſelben war zugleich mit ihm noch ein Anderer, den einſt das Vaterland mit Stolz zu ſeinen Söhnen zählen ſollte, F. W. J. Schelling. Obgleich durch den Unterſchied von fünf Jahren, um welche er jünger war; von Hölderlin getrennt, ſtand Schelling dieſem doch durch ſeine wunderbar frühe Entwicklung nahe und beide pflogen freundſchaftlichen Umgang mit einander. Unter der Leitung tüchtiger Lehrer entfalteten ſich nun bei Hölderlin, mit ſeinem Körper Schritt haltend, die Fähigkeiten des Geiſtes und frühzeitig entſchied ſich jene Vorliebe für die Claſſiker Griechenlands und Roms, welche einen Hauptzug ſeines poetiſchen Charakters bilden ſollte.

Zu jener Zeit pflegte in Würtemberg die Quinteſſenz der aus den lateiniſchen Schulen hervorgehenden Jugend, geläutert durch das Fegefeuer des ſogenannten Landexamens, in die theologiſche Laufbahn zu treten, welche dort den Vortheil einer koſtenfreien und zugleich gründlich gelehrten Erziehung bietet. Auch Hölderlin ſchlug dieſen Weg ein. Dem Wunſche ſeiner Mutter

ohne Widerwillen folgend, entschied er sich nach zurückgelegtem vierzehnten Jahre für das Studium der Theologie und trat mit einer ziemlich zahlreichen Classe altersgleicher Landsleute in das erste der damaligen zwei niederen Seminarien, Denkendorf, ein. Dieses in einem freundlichen Seitenthale des Neckars gelegene ehemalige Kloster war kaum eine Meile von der Heimath des Knaben entfernt. Er hatte daher auch öfters Gelegenheit mit den Seinigen zusammen zu sein, was für ihn in so fern großen Werth hatte, daß es ihm den ungewohnten Zwang der klösterlichen Regel erleichterte. Sein Leben ging nun still dahin ohne bedeutende innere und äußere Ereignisse. Einen für des Dichters Zukunft entscheidenden Aufschwung nahm dagegen Hölderlins Wesen von der Zeit an, wo er mit seinen Genossen von Denkendorf in das andere niedere Seminar Maulbronn, versetzt wurde. Es geschah dies im Herbste des Jahres 1786. Diese Umwandlung wurde aber für Hölderlin sehr wichtig. Jetzt auf einmal sah er sich weit von der Heimath entfernt und — mußte früher, im Mutterhause, sich eine zärtlich umhegende Pflege dem jugendlichen Herzen von selbst anbieten und aufdrängen — so war dieses nun mit seinem Bedürfniß eines innigen Anschließens darauf angewiesen, sich selbst eine Welt von Freundschaft und Liebe zu schaffen. Auf die Entwicklung dieser Verhältnisse

übte aber seine Lektüre, die zumeist aus den alten Classikern bestand, einen mächtigen Einfluß aus. Mit seinen Studiengenossen hatte Hölderlin dagegen außerhalb des gesetzlichen Zusammenseins wenig Verbindung; nur ein einziger davon, der später zum Studium der Rechte überging und eine diplomatische Carriere machte, Sinklair, stand ihm näher. Eine innige ideale Freundschaft verband die beiden jugendlichen Herzen . . . eine Freundschaft, die selbst in spätere Katastrophen tief und gewaltig eingriff.

Den wichtigsten Einfluß auf die Entfaltung von Hölderlins Wesen übte indeß unbedingt seine, in diese Zeit fallende, erste Liebe aus! Der Gegenstand derselben war die Tochter eines Maulbronner Beamten, ein Mädchen von schönem Aeußern und lebhaftem Naturell. Ihre hervortretendsten Eigenschaften waren auch in späteren Jahren, in welchen sie das Schicksal Hölderlins mit herzlicher Theilnahme verfolgte, eine innige Religiosität, nicht ohne Hang zum Schwärmerischen und Mistischen, Freude an der Natur, besonders an Blumen und Liebe zur Einsamkeit, in welcher sie gerne der Lektüre pflegte. Da nun aber die freien unbelauschten Augenblicke dem Zögling der Klosterschule sehr sparsam zugemessen waren, so hatte ein zärtliches Verhältniß, das — wenn es einerseits den beengenden Zwang der Anstalt vergessen zu lassen schien, auf der anderen Seite

in Folge deſſelben das reizende Gewand des Geheimniſſes annehmen mußte — um ſo mehr Einladendes. Hölderlins Aeußeres begann ſich damals zugleich auf eine ſehr vortheilhafte Weiſe zu entwickeln: das ſchöne Antlitz gewann einen eigenthümlichen Ausdruck durch einen gewiſſen ſchwärmeriſchen Zug und durch das ſeelenvolle Auge, und ſchnell hatte er daher das Herz Louiſens eingenommen. Zuerſt nahte er ſich ihr ſchriftlich mit einem Geſtändniß ſeiner Liebe, das bald erwiedert ward, und eine Zeit lang dauerte der Verkehr auf dieſe Weiſe fort, indem beide ſich ihre Gedanken und jedes kleine ſie berührende Ereigniß mittheilten; mit beſonderer Rührung ſchreibt ihr z. B. Hölderlin den tiefen Eindruck, welchen das Gebet des greiſen, der Kloſterſchule würdig vorſtehenden, Prälaten während eines furchtbaren Gewitters auf ihn gemacht, und ſie wiederum beneidet ihn um dieſen frommen Genuß. Bald fand ſich indeß auch Gelegenheit zu ungeſtörter perſönlicher Begegnung an dieſem und jenem unbeſuchten Orte: in den Kreuzgängen des Kloſters, in den benachbarten Baumgärten oder in den friſchen, von ſchönen Seen durchzogenen Wäldern der Umgebung, für deren landſchaftliche Anmuth das Mädchen eben ſo viel Sinn zeigte, als der junge Hölderlin. Möglich freilich wurde dies Verhältniß nur dadurch, daß ein Freund und Mitſchüler Hölderlins mit ihr verwandt war, und ſo die

beiden öfters in Verbindung bringen konnte. Diese Zeit führte indeß für Hölderlin noch einen andern neuen Aufschwung herbei: er bekam Ossians Gedichte in die Hände und verschlang sie mit Begeisterung. Der Eindruck, den sie auf ihn machten, war ungeheuer; genoß er doch die Wonne, in der großartigen Naturanschauung und zwanglosen Andacht dieses herrlichen Dichters, durch den sein ganzes Wesen in Vibration gerathen war, unterzugehen. Ja der neue Geist erfaßte ihn so gewaltig, daß er in Gedanken seine eigenen Verhältnisse in einer entsprechenden Weise modelte. So liebte er es, sich seine Geliebte sterbend zu träumen. Als er von einer länger andauernden Kränklichkeit heimgesucht wurde — in Folge deren er einmal Blut auswarf und genöthigt wurde, einige Zeit im mütterlichen Hause zuzubringen — verlor er sich sogar halb zitternd, halb schwelgend in Todesgedanken; dann quälte er sich wieder mit der Einbildung, daß ihn seine Studiengenossen nicht liebten. So kündigte sich schon damals ein Hang zur Schwermuth an. Außer Ossian zog ihn bei solcher Stimmung naturgemäß besonders der titanische Genius Schubarts und Schillers an, welche beide damals sich noch so nahe standen; dagegen stieß ihn Wieland's Lüsternheit zurück; Klopstock blieb ihm ohne Zweifel auch während dieser Zeit vertraut. Wahrscheinlich im letzten Jahre seines Aufenthalt's in Maulbronn fällt eine kleine Reise,

die Hölderlin von dort nach Speier machte, um Verwandte aufzusuchen. Der große Dom verfehlte seine Wirkung auf das jugendliche Herz nicht, und ein Ausflug der Verwandten gab dem Jünglinge Gelegenheit, Mannheim und Heidelberg zu sehen, welch' letztere Stadt er später nach einem zweiten Besuch, den er wahrscheinlich auf der Reise nach Frankfurt machte, besungen hat. Endlich im Herbste 1788 nahm er Abschied von Maulbronn, nachdem er seine Vorstudien zur Zufriedenheit der Lehrer beendigt hatte — die Zeugnisse spendeten ihm das nicht gemeine Lob eines „planen" Lateins und fügten hinzu, daß er auch schöne deutsche Verse mache. Unter seinen Mitschülern hatte er den Ruhm, eines ausgezeichneten Hellenisten.

Hölderlin bezog nun die Landesuniversität Tübingen, wo ihn das theologische Seminar, die berühmte Stiftung des edlen Herzogs Christoph, in seine Mauern aufnahm. Bei tüchtigen Studien, lebte der Jüngling hier der Freundschaft eines Neuffer, Magenau, Märklin und Hegel, während auch die edle Dichtkunst wacker getrieben wurde, wovon die Gedichte zeugen, die Hölderlin damals in dem Musenalmanach erscheinen ließ. Auch seinen treuen Freund Sinklair fand er hier wieder.

Nach einer andern Seite zog ihn der jetzt mächtig in ihm erwachende philosophische Drang seines Geistes. Hegel stand ihm als Compromotional nahe, und, nach-

dem Schelling im Herbst 1790 die Hochschule betreten, entspann sich bald auch mit ihm ein freundschaftliches Verhältniß. Hegel ließ damals seine zukünftige Bedeutung weniger ahnen, als Schelling, dessen ebenso glänzender, als großartiger Geist gleich bei seinem ersten Erscheinen die Blicke der Umgebung auf sich zog und außer den wirklich Befreundeten eine ziemliche Anzahl unterwürfiger Verehrer um sich versammelte. So gestaltete sich für Hölderlin ein vielfältiges Freundschaftsverhältniß. Aber auch das seiner Liebe fesselte ihn noch im Anfange seiner Universitätszeit. Er correspondirte eifrig nach Maulbronn, schickte zur Hochzeit eines Bekannten ein jetzt verlorenes Gedicht, welches, das erste von seiner Hand, gedruckt wurde und machte sogar einmal vom Stift aus in ein paar Tagen den forcirten Ausflug nach dem 18 Stunden entfernten Kloster, um seine Geliebte zu sehen, was ihm auch gelang. Aber da ihm, je älter er wurde, die Schwierigkeit, sich dauernd mit dem Mädchen verbunden zu sehen, nur um so klarer wurde, da sich durchaus keine Aussicht auf eine frühzeitige Versorgung durch irgend ein Amt zeigen wollte, so löste sich das schöne Verhältniß nach und nach auf. Aber rief ihn denn nicht jetzt auch Ernsteres?

Hölderlins Studienjahre fielen in eine philosophisch und politisch tief bewegte Zeit. Die furchtbare Krisis der französischen Revolution brach aus, ehe er ein Jahr

auf der Hochschule gewesen war und ergriff ihn mächtig. In der Wissenschaft dagegen fing das Kantische System an, sich Geltung zu verschaffen und die Poesie, welche den Umschwung mit erzeugt hatte, wurde gewaltig erfaßt, als die kolossale Umwälzung Europa's in die Wirklichkeit trat. Alle diese Einflüsse übten eine mächtige Wirkung auf Hölderlins Gemüth, sein jugendliches Herz war natürlich dabei offen für alle Hoffnungen, die eine neue Wendung in Politik, Philosophie und Dichtung zu geben vermochte.

Da die Idee eines Freistaates in Frankreich in's Leben getreten war, so glaubte sich auch eine Jugend, die in den Alten zu Hause war, berechtigt, die Wiederkehr ihrer aus der Vorzeit überkommenen Ideale von der Zukunft zu hoffen; ihre Gesinnung manifestirte sich denn auch am deutlichsten im Jahre 1793, wo auf dem Tübinger Marktplatze am Geburtstag der französischen Republik ein Freiheitsbaum errichtet und mit begeisterter Freude umjubelt wurde.

Indeß verlor Hölderlin auch dadurch sein ernstes Studium nicht aus den Augen. Die Wissenschaft des Schönen war Hölderlin — als einem werdenden Dichter — von besonderer Wichtigkeit und mit Vorliebe las er die Schriften eines Hemsterhuis und studirte die Kunstgeschichte Winkelmanns. Als die höchste und eigenthümlichste Seite seines Wesens betrachtete indeß Höl-

derlin doch immer sein poetisches Talent; sein energischer Ehrgeiz war vorzüglich in dieser Richtung thätig und spornte ihn zu unermüdetem Fleiß. Selbst was er auf dem Felde der Wissenschaft errungen hatte, schien ihm hauptsächlich darum wichtig zu sein, daß seine Poesie dadurch an Inhalt und Charakter gewann. Dennoch beschäftigte er sich auch mit Astronomie, war ein Verehrer Rousseau's, dessen contrat social er mit großem Eifer studirte, und schwelgte in Schillers Don Carlos.

So kam der Herbst 1793 heran, und mit ihm hatte Hölderlin seine akademische Laufbahn vollendet. Ein schöner blühender Jüngling, verließ er die beengenden Klostermauern und Tübingens reizende Umgebungen, wo ihm oft des Himmels Luft die Schmerzen der Knechtschaft gelöst hatte. Er nahm nun eine, durch Schillers Vermittlung, ihm angebotene Erzieherstelle bei dem Freiherrn von Kalb in Waltershausen bei Meiningen an. Hier fand er freundlichen Empfang und eine vortreffliche Behandlung; die Mutter seines Zöglings, Schillers geistreiche Freundin, erleichterte ihm zugleich nicht nur seinen Beruf, sondern suchte auch seine Verbindung mit mehreren berühmten Männern zu Weimar und Jena einzuleiten. Seine freie Zeit benützte er dabei zu weiterer Ausarbeitung des Hyperion, und zum Studium der Kantischen Philosophie, in welcher er vorzüglich die ästhetische Idee verfolgte. Allein der Friede sollte Höl-

derlin hier nicht werden. Nachdem er ein Jahr lang an der Erziehung ſeines Zöglings gearbeitet hatte, fand er, daß der Erfolg ſeiner Bemühungen, welche durch längere Kränklichkeit des Knabens geſtört wurden, ziemlich gering ſei; man ſchickte ihn mit demſelben nun zwar einige Zeit nach Jena, wo der Trübſinn, der ſich ihm mit jener Bemerkung aufdrang, unter dem Umgang mit Schiller und zu den Füßen Fichte's, des neu aufgehenden philoſophiſchen Geſtirnes, zwar etwas, aber nicht viel zerſtreut wurde. Von Schiller vorzüglich, dem er auch von Waltershauſen aus geſchrieben hatte, wurde er freundlich empfangen und traf bei ihm auch Goethe. Herder lernte er ebenfalls hier kennen. Dennoch konnte er unter den beengenden Umſtänden ſeines Lebens eine ſolche Umgebung nicht, wie er wünſchte, genießen und ſo nahm er dann endlich ſeine Entlaſſung, um einige Zeit unabhängig in Jena leben zu können, wohin ihn Fichte's Vorleſungen, deren Beſuch er im vorhergehenden Herbſt begonnen hatte, und Schillers väterliche Freundſchaft gleich ſtark zogen. Sein freundſchaftliches Verhältniß zu Schiller, Fichte und Niethammer ſchloß ſich nun immer feſter. Da er indeſſen auch hier keine Gelegenheit fand, ſich durch Privatvorleſungen einiges Einkommen zu ſichern, ſo mußte er ſich entſchließen, nach Hauſe zurückzukehren. Er machte noch die Reiſe nach Halle und Deſſau, kehrte von da über Leipzig und Altenburg, an

welchem letzteren Orte er Verwandte beſuchte, nach Jena zurück und trat bald darauf, im Frühjahr 1795, den Rückweg in ſeine Heimath an.

Hier hielt er ſich nun vorerſt bei den Seinen zu Nürtingen auf. Wenn er aber die freudigen Hoffnungen, mit denen er einſt in die weite Welt hinausgeeilt war, verglich mit dem, was er gefunden und erlebt hatte, ſo fand er ſich in ſo Vielem getäuſcht, daß ſich die alte Schwermuth, zu der er immer geneigt geweſen, ſeiner Seele in der Stille des mütterlichen Hauſes auf's Neue mit unabweisbarer Gewalt bemächtigte.

Immer finſterer und trüber ward ihm das Leben; — immer weniger vermochte er es mit ſeinen Idealen und den herrlichen Erſcheinungen des klaſſiſchen Alterthums in Einklang zu bringen; — immer beängſtigender drangen die Sorgen für eine angemeſſene äußere Exiſtenz auf ihn ein, und ſo ſenkte ſich endlich eine Melancholie auf ihn herab, die bereits nahe daran war, ihn dem Leben zu entreißen, als ihm das Schickſal durch ſeinen alten Univerſitätsfreund Sinklair einen neuen freundlichen Wink gab. Hölderlin erhielt durch Sinklair die Hofmeiſterſtelle im Gontard'ſchen Hauſe zu Frankfurt am Main.

Und welche ſtrahlende Sonne ging ihm hier nun auf?

Wo waren ſie jetzt, die finſteren Wolken des Trüb-

sinns? — Hinweggescheucht waren sie von den Strahlen eines herrlichen Tages, . . . licht und golden lagen Welt und Leben jetzt vor ihm, und die Sonne, die diesen Zaubertag geschaffen, sie hieß . . . „Diotima!“

Diotima.

Aber wie düſter hatte ſich indeß — dieſen ſchönen ſonnigen Tagen in Hölderlin's Leben gegenüber — da draußen der politiſche Himmel umzogen.

Wer kennt nicht die gewaltigen Ereigniſſe, welche das Ende des verfloſſenen, wie den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bezeichnen? Welches Land, welches Volk, welche Stadt wurden nicht — mehr oder weniger — mitberührt von den Stürmen der franzöſiſchen Revolution?

Vorab trafen die Städte am Rhein und Main ihre Flügelſchläge, und ſo hatte denn auch das altehrwürdige Frankfurt gar manches unter ihnen zu leiden.

Unter ungünſtigen Vorbedeutungen für Deutſchlands Völker hatte der franzöſiſche Freiheitskrieg begonnen.

Das preußiſche Heer — theils von Krankheiten aufgerieben, theils von Hunger und Mühſeligkeiten aller Art und ſelbſt von der unſeligen Witterung ermüdet und entnervt — zog aus der traurigen Champagne nach

dem Rheine zurück. Auch die in den Niederlanden kämpfenden Oesterreicher machten ähnliche Bewegungen, als unvermuthet der französische Feldherr Custin, an der Spitze des Vogesenheeres über das verlassene Speier vordrang, und sich des festen Mainz fast ohne Schwertstreich bemächtigte.

In Folge dieses, für Deutschland so unglücklichen Ereignisses, kam denn auch — schon am 22. October 1792 — eine Abtheilung des fränkischen Heeres im Angesichte Frankfurts an.

Sofort forderte der Befehlshaber derselben, General Neuwinger, Uebergabe der Stadt, und ließ, da dieselbe nicht auf der Stelle erfolgte, seine Kanonen nach kurzer Unterhandlung gegen die Wälle aufführen.

Unter diesen Umständen — und bei der völligen Unmöglichkeit den überall siegreich vordringenden Franzosen auf die Dauer zu widerstehen — hielt es der Magistrat der Stadt für angemessen, nicht das Aeußerste abzuwarten.

Rasch nahmen die Franzosen nun Besitz, und schon den folgenden Morgen wurde dem eroberten Platz eine Brandschatzung von zwei Millionen Gulden auferlegt. Zum Vorwand dienten dabei: die Zeitungen, die Emigranten, die falschen Assignaten und andere, rein aus der Luft gegriffene Dinge.

Vergebens bemühte sich der Magistrat; die Nichtig-

keit von Beſchuldigungen darzuthun, um deren Widerlegung ſich Niemand bekümmerte. Man brauchte ja Geld und keine Gründe!

Endlich ſchrieb der feindliche Feldherr nach ſeiner hochfahrenden Art: „Gebt mir eure Vierundzwanzigpfünder mit ihrem Geräth, ſo erlaß' ich euch 500,000 Gulden. Auch ſoll, wer nicht 30,000 Gulden eigenes Vermögen hat, von der Kriegsſchatzung befreit ſein.“

Da dieſe beiden Anträge indeſſen verworfen wurden, eilte General Neuwinger ſelbſt nach Frankfurt und ließ aus den reichſten Bürgern gewaltſam acht Geiſeln aufgreifen.

So groß indeß die Summe war, welche die Franzoſen forderten, ſo erfreulich zeigte ſich bei dieſer Gelegenheit der Gemeinſinn der Bürger. Vornehme und Geringe, Arme und Reiche wetteiferten in Darbringung ihrer Habe. Und ſo ſchloſſen ſich denn, während in dem benachbarten Mainz alle Banden der Ordnung ſich löſten, in Frankfurt Rath und Bürger noch feſter zuſammen. Schön bildet ja die Eintracht eine Schutzmauer, welche das Gemeinweſen über jedes Mißgeſchick leicht erhebt, und ſelbſt dem Feinde Achtung einflößt.

Indeß ſäumte der Magiſtrat von Frankfurt nicht, Abgeordnete nach Paris zu ſenden, um Minderung der ausgeſetzten Steuer zu erlangen. Umſonſt! . . . der größte Theil der Schatzung mußte baar erlegt werden.

Zur Sicherung für das Uebrige dienten die abgeführten Geiseln. Und zwar hielt man diese um so fester, als sich bereits die Preußen über Coblenz heranzogen, und Frankfurt am 2. December von dem Vortrab ihres Heeres — den braven Hessen — im Sturme genommen wurde.

Noch hebt sich — zum Andenken dieser Heldenthat — vor einem der Thore der Stadt, das ihnen gewidmete Denkmal, auf dem die Namen der Gebliebenen, ihren Prinzen an der Spitze, eingegraben sind.

So war denn der erste Aufzug des furchtbaren Dramas vorüber. Wohl folgte nun auf die Wiedereroberung von Mainz durch die Deutschen und die abwechselnden Schicksale der Verbündeten jenseits des Rheins, endlich der preußische Friede, so daß Frankfurt — durch die Scheidelinie geschützt — an den Kriegsgeschichten von 1795 wenig Antheil nahm; — wohl hoffte hier jedes Herz dieses ganze Jahr hindurch auf einen ernstlichen allgemeinen Friedensschluß, den denn auch manches voreilige Gerücht schon angekündigt hatte . . . als mit einemmale der Frühling des Jahres 1796 neue Sorgen brachte.

Unter Friedenshoffnungen war das schöne Wäldchen-Fest noch gefeiert worden, als sich der politische Horizont plötzlich wieder verdunkelte.

Noch war zwar nichts geschehen, — noch lag keine

wirkliche Gefahr nahe vor Augen; aber immer düsterer und schwärzer zogen sich doch die Wolken zusammen.

Oesterreichische Truppen hatten bereits seit einigen Tagen in der alten Wahl- und Krönungsstadt Quartier genommen. Drei Regimenter schwerer Reiterei lagen in Homburg und Umgebung, die Artillerie dagegen campirte bei Seligenstadt, während Feldmarschall-Lieutenant, Graf von Wartensleben, sein Hauptquartier in Mainz aufgeschlagen hatte. Aber auch das französische Directorium ließ — wie die neuesten Nachrichten meldeten — in Straßburg, Trier und Coblenz die umfassendsten Rüstungen vornehmen, und so war allerdings von Frankreich her noch im Laufe des Jahres ein Hauptschlag zu fürchten.

Aber was kümmerten denn die Weltlage und alle politischen Fragen in dieser Zeit die zwei still glücklichen Menschen, die — wenn auch in gar verschiedener Stellung — unter dem schützenden Dache des Gontard'schen Gartenhauses wohnten?

Wunderbarer und immer eigenthümlicher hatten sich nämlich nach und nach die Beziehungen zwischen Frau Gontard-Borkenstein und dem Hauslehrer gestaltet. Wohl konnte dies schöne, rein ästhetische Verhältniß bis jetzt auch nicht der Schatten eines Vorwurfes treffen, und doch war es in der That ein so innerliches, tief be-

gründetes geworden, daß das ganze geistige Dasein der beiden Theile darin aufzugehen drohte.

Ehe es eines von beiden wußte, gehörten sie sich beide geistig an.

Wenn Hölderlin manchmal nach einem längeren Gespräche über die höheren Güter des Lebens: über Religion und Unsterblichkeit, geistige Schöne . . . oder auch über die Erkenntniß des Ewigen in dem Wunderbaue des Weltalls und den verschiedenen Gebieten der Natur — mit stiller Bewunderung und Huldigung des Herzens vor ihr stand, dann fand er sich oft selig überwunden und versank plötzlich in ein Schweigen, während seine Seele ihr Leben hingab in den Strahlen des Auges, das nur sie sah, nur sie umfaßte.

Und wenn dann die schöne junge Frau — überrascht durch dies plötzliche Schweigen nach meist so begeistert geführter Rede — die Augen leise hob, und ihn mit schönem Lächeln fragend anblickte und doch mit einer Ruhe zugleich und einem Frieden der Seele, die beide einen Himmel abspiegelten, wie unaussprechlich selig wurde es ihm da zu Muthe!

So kam es, daß sich dies *eine* Bild nachgerade in allen seinen Träumen, wachend und schlafend, zeigte. Sie zu sehen — täglich zu sehen — war seiner Seele jetzt so nöthig, wie Nahrung dem Körper.

Oft schlich er sich nun — früher wie sonst — in

den Garten, um — ungesehen und von dichtem Gebüsche versteckt — von ferne zuzuschauen, wie sich die Holde mit ihren Blumen beschäftigte.

O! wie begrub ihn dies reizende Bild dann in Lust und Entzücken. „Wie die Biene um die schwanken Zweige, schweifte und flog dann seine Seele um die leiseste Bewegung der holden Erscheinung.“ Und trat er nun näher, wie milde und freundlich der Gruß — wohl auch ein leises, sanftes Erröthen — und dann gleich wieder die alte Ruhe und göttlich schöne Klarheit im Auge, im Wesen und Benehmen.

Aber alles ward ihm auch geheiligt und verschönert durch ihre Gegenwart; und doch schien auch alles wieder im geheimen Bunde mit ihr!

Wie mit elektrischen Schlägen durchzuckte ihn die Berührung dessen, was sie berührt hatte: ihres Polsters, ihres Tischchens, ihrer Fußbank, des Bodens selbst, über den sie geschritten, . . . eines Buches, das sie gelesen.

Die Erde ward ihm jetzt eine der Blumen des Himmels, und der Himmel der unendliche Garten des Lebens. Wie die Rosen sich mit goldenen Stäubchen erfreuen — schrieb er jetzt begeistert in seinen „Hyperion“ — so erfreut das heldenmüthige Sonnenlicht mit seinen Strahlen die Erde; sie sei — sagte er in seiner übersprudelnden Seligkeit — ein herrlich lebend Wesen,

gleich göttlich, wenn ihr zürnend Feuer oder mildes klares Waſſer aus den Herzen quelle, . . . immer glücklich, wenn ſie von Thautropfen ſich nähre, oder von Gewitterwolken, die ſie — die immer treue liebende Hälfte des Sonnengottes — ſich zu Genuſſe bereite mit Hülfe des Himmels.

Oft überwältigte ihn in der Nähe der Holden — und der Hohen zugleich — ſein Gefühl ſo ſehr, daß es ſeiner ganzen männlichen Kraft, der ganzen Energie ſeines edlen, reinen Charakters bedurfte, um ſich nicht zu verrathen.

In ſolchem Falle gebot er ſich ſelbſt — unter irgend einem ſchicklichen Vorwande — das Weggehen. Aber ihrem Geſichtskreiſe einmal entrückt, überließ er ſich dann auch ungebunden ſeinem Entzücken.

Wie ein Siegestrunkener ſchwankte er jetzt hin, ſo tobte die Freude in ihm, ihr ſo nahe ſein, — ſie ſo ſtill entzückt anbeten zu können!

Wie hob er dann die ihm entgegenſpringenden Kinder auf und drückte ſie an ſein hochſchlagendes Herz. Wie hätte er Pflanzen, Thiere, Menſchen . . . die ganze Welt in ſolcher Stimmung umarmen mögen.

Er war ſelig, bis die Sterne kamen und gingen.

„Gute Nacht, ihr Engelsaugen!“ — rief er in ſolcher Stimmung wohl aus — „gute Nacht, und erſcheine Du

bald mir wieder, ſchöner göttlicher Geiſt, mit Deiner Ruhe und Fülle!“ — — — — — —

Und Sie? — — —

Wie eine Sommerlandſchaft in den geſättigten Farben des Mittags, überglänzt von Sonnengold, . . . ein Bild des Friedens und des ſtillen ruhigen Glücks . . . war es in ihrer Seele. Kein Wünſchen, kein Verlangen, kein Sehnen . . . alles nur Ruhe und Frieden.

Es war ihr ein Etwas in das Herz geſunken, das ſie bis dahin nicht gekannt . . . das ihr ganzes „Ich“ ſtill beglückend ausfüllte. Eine freudige Stimmung, eine Zufriedenheit brachte ihr jetzt jeder Tag, von welchen ſie bis dahin nichts geahnt, nicht den Schatten des Schattens gekannt. Bewußtlos hatte ſie ſeit ihrer Verheirathung im äußeren Glück geſchlummert. Das Leben war ihr bis dahin ein Wieſenteppich mit bunten aber duftloſen Blumen geweſen. Jetzt kam es ihr oft vor, wie einem Blinden, der plötzlich das Licht der Augen wieder gefunden, und dem es nun dünkt, er ſchaue in tauſend Himmel. Sie konnte in ſolchen Momenten vor Gott betend und dankend niederſinken, wenn ſie auch nicht faßte, nicht auszuſprechen vermochte, was es war, das ſie ſo ſehr beglückte.

Wie anders war dieſe Stimmung jetzt und vor kurzer Zeit.

Noch vor Monaten kam ſie ſich manchmal vor . . .

wie veraltet, wie innerlich verwelkt . . . „wie ein abgefallen Blatt, das ſeinen Stamm nicht wieder findet und nun umhergeſcheucht wird von den Winden, bis es der Sand begräbt!“

Jetzt war der Frühling in ihrem Herzen wiedergekehrt. Jetzt war ihr ein ganz neues wunderbares Leben aufgegangen. Wie den Fluthen eines verjüngenden Zauberſees entſtiegen, reckte der Geiſt mit Jugendfriſche die Glieder! . . . jetzt, jetzt fühlte ſie ſich erſt in der vollen Bedeutung eines menſchlichen Weſens. Wie eine leere Schale war ihr bisheriges Leben mit all' ſeinem Glanz und ſeiner Pracht von ihr abgefallen . . . während ihr das jetzige einen vollen ſüßen Kern bot.

Sprach doch Hölderlin in einer der ſchönen und heiligen Stunden ihres Zuſammenſeins einmal ſo ganz und ſo treffend das aus, was ſie von ſich fühlte und . . . wunderbar! . . . was doch auch ſo ganz aus ſeiner Seele kam.

„Wir ſind“ — ſagte er damals mit einer eigenthümlichen Milde und Wärme und doch auch zugleich mit ſchöner Begeiſterung — „wir ſind wie Feuer, das im dürren Aſte oder im Kieſel ſchläft; und ringen und ſuchen in jedem Momente nach dem Ende der engen Gefangenſchaft. Aber ſie kommen . . . und dann wägen ſie Aeonen des Kampfes auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker ſprengt, wo die Flamme

vom Holze sich löst und siegend emporwallt über der Asche! . . . Ja! . . . wo es uns ist, als kehrte der entfesselte Geist — vergessend der Leiden, der Knechtesgestalt — im Triumpfe zurück in das Land der sonnengoldenen Freiheit!"

So hatte sich das Verhältniß wunderbar gestaltet; . . . aber . . . rein geistig!

Kein Wort, keine Miene, kein Blick, — weder von der einen noch von der anderen Seite — verrieth, was in dem Inneren der beiden Seelen sich gestaltete. Das Heiligste ihres Inneren auszusprechen, . . . ihm harte, kalte Worte zu verleihen, hätte jedes für Verrath gehalten . . . wenn überhaupt sich Worte dafür gefunden.

„Man schämt sich seiner Sprache!" — sagte Hölderlin für sich. — „Zum Tone möchte man werden und sich vereinen in einem himmlischen Accorde!"

Und doch hatten beide im Geheimen einen Ausdruck für ihre Gefühle . . . sie mußten ihn ja haben für eine solche Ueberfülle!

Sie . . . in der doppelten Liebe für ihre Kinder und in einem schönen ethischen Aufschwunge — — — Hölderlin in seinem dichterischen Schaffen.

Sein angefangenes Werk „Hyperion" — eine Verherrlichung des alten Griechenlandes und alt-griechischen Wesens und Seins — schien ihm jetzt steif, kalt und

tod . . . die darin geschilderte Liebe matt und wesenlos. Rasch und entschieden griff er daher zu einer vollständigen Ueberarbeitung desselben, in die er die ganze Ueberfülle der ihn jetzt bewegenden Gefühle ausströmte.

Hölderlin hatte früher schon einmal ein Bruchstück dieses „Hyperion" in der Thalia erscheinen lassen; in demselben hieß die Geliebte des Helden Melide. Jetzt war diese Melide für ihn tod . . . ein anderes Ideal schwebte und lebte vor seiner Seele. Diesem anderen Ideal, das er ja mit glühender Begeisterung anbetete, gab er nun den Namen „Diotima." „Melide" verschwand im „Hyperion" . . . „Diotima" trat an ihre Stelle, und . . . Diotima wurde nun die Seele seines Werkes, seiner Lieder und Elegien, wie das Fatum seines irdischen Lebens.

Hölderlin sah jetzt unter Diotima nur sie! . . . nur sie, zu der er sich wie durch magische Gewalt hingezogen fühlte.

Ein Etwas sagte ihm dabei: daß er in ihr ein Wesen gefunden, das ihn ganz verstehe, ganz fasse, . . . das fähig sei, mit ihm zu der schwärmerischen Höhe seiner Idealwelt emporzusteigen.

Seine Seligkeit war das Schwelgen in dem Gedanken einer unzertrennlichen geistigen Einheit mit ihr.

Aber gerade dieſe heilige, göttlich reine Gluth für Diotima, — und die aus ihr hervorgehende Begeiſterung, mit der er ſich zur ſeligen Anſchauung der Natur und zur Betrachtung des claſſiſchen Alterthums wandte, gab ſeiner Seele einen wohlthätigen Frieden, ſeinen Dichtungen Wahrheit und Kraft, Anmuth und Fülle.

Nie! . . . nie! . . . ſollte, durfte ein Wort ihr ſeine Gefühle verrathen; aber wiederſchauen im Spiegelbilde Hyperion's und Diotima's konnte ſich ja ſein ſeliges, unſchuldig anbetendes Schwärmen für ſie . . . bei dem Leſen des Buches.

So war, ſo blieb ſie, die Holde, in dieſen götterſchönen Tagen, in welchen draußen die Welt von kriegeriſchen Rüſtungen erbebte, der Grund und der Nachhall ſeiner ſtillen Begeiſterung, während ſich in ihr die Melodie ſeines Weſens ſchön und ſelig wiederholte.

O Leben der ſchönſten, der reinſten, der heiligſten Liebe! wie warſt du in ihnen aufgegangen in voller holdſeliger Blüthe!

Nur ihrer allein gedachte er jetzt noch und — von den Flügelſchlägen der Begeiſterung berührt — dichtete Hölderlin in ſtiller Nacht das herrliche Lied: „Diotima," . . . jenes ſchöne Gedicht, deſſen Wunderklänge noch heute über zwei verſunkene Hügel zu uns herübertönen:

Lange todt und tief verschlossen,
Grüßt mein Herz die schöne Welt,
Seine Zweige blüh'n und sprossen,
Neu von Lebenskraft geschwellt.
O, ich kehre noch in's Leben,
Wie heraus in Luft und Licht
Meiner Blumen selig Streben
Aus der dürren Hülse bricht.

Wie so andere ist's geworden!
Alles, was ich haßt' und mied,
Stimmt in freundlichen Accorden
Nun in meines Lebens Lied;
Und mit jedem Stundenschlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit goldene Tage,
Seit ich dieses Eine fand.

Dietima, selig Weien!
Herrliche! durch die mein Geist,
Von des Lebens Angst genesen,
Götterjugend sich verheißt!
Unser Himmel wird bestehen! —
Unergründlich sich verwandt,
Hat sich, eh' wir uns gesehen,
Unser Innerstes gekannt.

Da ich noch in Kinderträumen,
Friedlich, wie der blaue Tag,
Unter meines Gartens Bäumen
Auf der warmen Erde lag,
Und in leiser Lust und Schöne
Meines Herzens Mai begann,
Säuselte wie Zephyrstöne
Dietimas Geist mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Mir des Lebens Schöne schwand,

Da ich, vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder ſtand;
Da die Laſt der Zeit mich beugte,
Und mein Leben kalt und bleich,
Sehnend ſchon hinab ſich neigte
In der Schatten ſtummes Reich, . . .

Da, da kam vom Ideale,
Wie vom Himmel — Muth und Macht,
Du erſchienſt mit deinem Strahle,
Götterbild, in meiner Nacht!
Dich zu finden, warf ich wieder,
Warf ich den entſchlaf'nen Kahn
Von dem ſtummen Porte nieder
In den blauen Ocean. —

Nun ich habe dich gefunden,
Schöner, als ich ahnend ſah',
In der Liebe Feierſtunden —
Hohe, Gute! biſt du da.
O, der armen Phantaſieen!
Dieſes Eine bildeſt nur
Du in ew'gen Harmonieen,
Froh vollendete Natur!

Wie die Seligen dort oben,
Wo hinauf die Freude flieht,
Wo, des Daſeins überhoben,
Wandellose Schöne blüht,
Wie melodiſch bei des alten
Chaos, Zwiſt, Urania,
Steht ſie, göttlich rein erhalten,
Im Ruin der Zeiten da.

Unter ſtillen Huldigungen
Hat mein Geiſt, beſchämt, beſiegt,
Sie zu faſſen ſchon gerungen,
Die ſein Kühnſtes überfliegt.

Sonnengluth und Frühlingsmilde,
Streit und Frieden wechselt hier
Vor dem schönen Engelbilde
In des Busens Tiefe mir.

Habe, wenn in reicher Stille,
Wenn in einem Blick und Laut
Seine Ruhe, seine Fülle
Mir ihr Genius vertraut,
Wenn der Gott, der mich begeistert,
Mir an ihrer Stirne tagt,
Von Bewundrung übermeistert,
Zürnend Gott mein Nichts geklagt;

Dann umfängt ihr himmlisch Wesen
Süß im Kinderspiele mich,
Und in ihrem Zauber lösen
Freudig meine Bande sich;
Hin ist dann mein dürftig Streben,
Hin des Kampfes letzte Spur,
Und in's volle Götterleben
Tritt die sterbliche Natur.

Da wo keine Macht auf Erden,
Keines Gottes Wink uns trennt,
Wo wir Eins und Alles werden,
Da ist nun mein Element;
Wo wir Noth und Zeit vergessen,
Und den kärglichen Gewinn
Nimmer mit der Spanne messen,
Da, da weiß ich, daß ich bin.

Wie der Stern der Tyndariden,
Der in lichter Majestät
Seine Bahn, wie wir, zufrieden
Dort in dunkler Höhe geht,
Wie er in die Meereswogen,
Wo die schöne Ruhe winkt,

Von des Himmels steilen Bogen
Klar und groß hinuntersinkt:

O Begeisterung, so finden
Wir in dir ein selig Grab,
Tief in deine Wogen schwinden,
Still frohlockend, wir hinab,
Bis der Hore Ruf wir hören
Und, mit neuem Stolz erwacht,
Wie die Sterne wieder kehren
In des Lebens kurze Nacht.

Liebesabenteuer.

Ein schöner Junitag — es war der erste des Jahres 1796 — neigte sich seinem Ende zu. Die tiefer rückende Sonne vergoldete die Häusermasse des ruhig und friedlich am Mainstrome hingestreckten Frankfurts, und ließ den Pfarrthurm, so wie die Mauern und Thürme der Festungswerke fast feurig erglühen. Der Himmel strahlte im reinsten Blau, die Schwalben schwirrten lustig durch die Luft, und alles hätte ein Bild des Friedens abgegeben, wären die Zelte nicht gewesen, die sich seit gestern vor dem Gontard'schen Gartenhause auf der Wiese erhoben, die sich bis zu dem sogenannten „Grindbrunnen" und dem „Gutleut-Hof" hinzog.

Sie bildeten das Lager eines neu angekommenen österreichischen Regimentes, das übrigens nur vorübergehend hier bleiben sollte, und störten das Bild des Friedens und der Ruhe für den Augenblick um so we-

niger, als das Leben und Treiben in ihnen und um sie herum jetzt gerade den häuslichen Angelegenheiten galt.

Ueberall wurde gekocht, an den Waffen und Kleidern geputzt und gescheuert; Vorräthe von Speise und Trank kamen aus der Stadt heran; muntere Lieder, Scherz und Lachen ertönte dabei auf allen Seiten, und die neugierig gaffenden Bürger der guten alten Stadt, die herausgekommen waren, dem munteren Treiben zu ihrer Unterhaltung zuzuschauen, dachten gewiß nicht entfernt daran, daß gerade heute die Feindseligkeiten zwischen der Republik Frankreich und dem deutschen Reiche wieder eröffnet worden seien. Gab es doch damals noch lange keine Eisenbahnen und electromagnetischen Telegraphen, die mit der Schnelle des Gedankens die Kunde der Freude und des Schmerzes, der frohen und der schlimmen Ereignisse auf ihren Flügeln uns zutragen.

Nur der alte Jacob, der Majordomus des Gontard'schen Hauses, schüttelte manchmal bedenklich sein graues Haupt, wenn er — der soeben den Theetisch für heute Abend zu einem Familiencircle herrichtete — durch die, der frischen Main-Luft geöffneten Fenster hinausschaute.

Jacob wollte das Anhäufen der Truppen in und um Frankfurt gar nicht gefallen. Er hatte sich im Gontard'schen Hause, im Laufe von vierzig Jahren, ein hübsches Sümmchen erspart, — dazwischen auch einmal

eine Erbſchaft gemacht, und war ſomit in den Beſitz eines kleinen Vermögens gekommen, das — ſo beſcheiden es auch an und für ſich erſchien — Niemand hinter ſeiner Livree geſucht hätte. Nur im Gontard'ſchen Hauſe ſelbſt, wußte man, was der alte ſchlaue Fuchs für ſich zurückgelegt.

Kriegszeiten ſind aber ſchlimme Zeiten; und ſo machten denn die Symtome eines neuen politiſchen Sturmes den alten Jacob ſehr bedenklich, . . . zumal er gerade mit dem Gedanken umging, ſeinem Alter wo möglich, noch eine ganz anderweitige Stütze zu geben.

Kein Wunder, wenn er daher eben jetzt gar manchmal den Kopf verdrießlich zum Fenſter hinausſtreckte und noch mit verdrießlicherem Schütteln zurückzog.

Der Theetiſch war jetzt geordnet. Er gab dem Zimmer — trotz der überall herrſchenden ſoliden Pracht — doch etwas ungemein Behagliches.

Jacob dachte daran: wie ſchön es ſei, im Alter auch eine gewiſſe, wenn auch ganz beſcheidene Häuslichkeit ſein zu nennen.

„Eigener Herd iſt Goldes werth!" — ſagte er leiſe vor ſich hin, indem er das ganze Gemach noch einmal überſchaute.

Es war ein kleiner Salon in der erſten Etage des Hauſes, deſſen drei Fenſter nach dem Mainſtrome hinaus gingen.

Der Fußboden, von verſchiedenfarbigen Holzarten künſtlich eingelegt, war ſpiegelglatt gebohnt. Dennoch überdeckte ihn noch, vor dem Sopha und unter dem Theetiſche, ein koſtbarer grüner, mit Blumen überſäter Teppich. Auch die Tapeten von Lyoner Seidenſtoff — auf das Kunſtreichſte mit kleinen zierlichen Bouquetts durchwoben — waren von grünem Grunde, ſo wie die ſeidenen Vorhänge und die Plüſchmeubles die gleiche Farbe trugen. Eine goldene Einfaſſung, die ſowohl an den Tapeten, wie an den Meubles hinlief, hob dabei beides und gab dem Ganzen ſowohl einen reichen, als freundlichen Anſtrich.

Die großen Lehnſeſſel, ſo wie das übrige Ameublement waren im reinſten Rococco-Geſchmack gearbeitet, und trugen das Gontard'ſche Wappen im ſchönſten Schnitzwerke.

Ein großer eirunder Spiegel, mit einem breiten, ebenfalls geſchnitzten und ſchwer vergoldeten Rahmen, zierte die Wand über dem Sopha; Familienbilder die gegenüberliegende.

Ueber den, auf jeder Seite des Sopha's ſtehenden Seſſeln, rechts und links von dem Spiegel, hingen zierliche Etagères, die Handbibliothek der Frau vom Hauſe tragend: die übrigens nicht aus den heute ſo beliebt gewordenen Miniatur-Ausgaben, ſondern noch aus jenen ſoliden Groß-Octav-Bänden zuſammengeſetzt war, welche

die Werke gediegener Claſſiker verriethen. Die franzöſiſche Literatur war beſonders darin vertreten, da ſie natürlich die Hauptlectüre in den Häuſern der zu den Refügiés zählenden Familien franzöſiſcher Abkunft bildete. Außer den Werken Molière's, Rouſſeau's, Voltaire's u. ſ. w. hatten aber auch bereits die erſten Schriften der Madame de Genlis — die gerade in jener Zeitepoche erſchienen, und welchen bei den Frauen die willkommenſte Aufnahme ward — ihren Platz gefunden.*)

Dieſem einfachen, aber geiſtig werthvollen Schmucke des Zimmers trat um ſo glänzender ein zur Seite aufgeſtellter ovaler Tiſch entgegen, auf welchem ſich ein reiches Silberſervice bemerkbar machte, das zum Behufe des Goûte's beſtimmt war, welches der Familiencircle nach dem Thee zu erwarten hatte. Die ſchweren ſilbernen Leuchter, ſo wie die zu verſchiedenen anderen Zwecken dienenden ſilbernen Gefäße, Teller, Gabeln, Löffel, Meſſer u. ſ. w. verriethen dabei ebenſo den Luxus des Hausſtandes, wie ſie überhaupt dem ganzen Ameublement zur Zierde gereichten und Zeugniß davon gaben, daß ſich hier eine Geſellſchaft comme il faut verſammeln werde.

*) „Das Puppenhaus" ein Erbſtück in der Gontard'ſchen Familie S. 265 u. f.

Aber noch hat das wachſame und im Dienſte unermüdlich ſorgſame Auge des alten Jacob die Hauptſache prüfend zu muſtern . . . und zwar . . . den Theetiſch ſelbſt.

Eine dunkelgrüne mit Goldſchnüren beſetzte Sammetdecke, über welche ſich noch eine Thee-Serviette von feinſtem Damaſt breitet, bedeckt den Tiſch. Auf ihm ſtellt ſich ein zweites Silber-Service dar, dem es an nichts gebricht, was den Comfort der Theeſtunde in angenehmſter Weiſe zu erhöhen vermag.

Auch hier bilden zwei maſſiv ſilberne Girandolen in der Mitte des Tiſches das Pivot, um welches ſich alle die verſchiedenen Geräthſchaften gruppiren, welche der trauliche Genuß des Theetrinkens in Anſpruch nimmt.

Die ſilberne Maſchine, welche das unentbehrliche ſiedende Waſſer dazu liefert, repräſentirt dabei vor allem und beherrſcht die ihr zur Seite ſtehenden Thee- und Milchkannen aus demſelben edlen Metall, gleichſam wie ihre Trabanten, die ſich erſt dann in Bewegung ſetzen können, wenn ihnen der heiße Inhalt ihrer Beherrſcherin die nöthige Lebensthätigkeit zufließen läßt.

Um den Rand des Tiſches harren dabei die Taſſen des duftenden Trankes, deſſen belebender Einfluß ſich durch ihre Vermittlung auf die Stimmung der ihn Erwartenden übertragen wird. Damit dieſelbe aber nicht eine allzu ſtarke nervöſe Reizung erleide, bieten zwei

ſilberne Präſentirteller die paſſenden Ableiter derſelben, während zwei ſchön gearbeitete Körbchen vom gleichen Metall ſüße Näſchereien in reichem Maaße enthalten.

Zur Seite des Platzes endlich, welchen die Dame des Hauſes einnehmen wird, zeigt ſich auf ſilbernem Dreifuß eine große und tiefe ſilberne Schüſſel, die als Schwenkkumpen zu dienen hat, aber ſelbſt in dieſer untergeordneten Beſtimmung ein Prachtſtück bildet und nicht wenig zum Glanze des eleganten Salons beiträgt, deſſen augenfällige Opulenz den Reichthum des Hauſes Gontard würdig repräſentirt.

„Alles in Ordnung!“ — brummte jetzt der alte Jacob vor ſich hin, indem er noch das Eine und das Andere zurecht rückte. — „Alles in Ordnung! Es iſt eben doch ſchön, wenn man ſeine eigene Haushaltung hat, wenn ſie auch ganz, ganz einfach iſt!“

Und wunderliche Gedanken durchkreuzten bei dieſen Worten des alten Jacob's altes Gehirn: er hatte ſich wirklich in den Kopf geſetzt, in ſeinen alten Tagen noch zu heirathen.

Seltſam! . . . bis in die letzte Zeit wäre ihm ſo etwas — Monſieur Gontard würde es eine Bêtise genannt haben — nicht im Entfernteſten eingefallen. Jetzt redete er ſich allerlei ein: daß er eine Pflege für ſein Alter brauche; obwohl er recht gut wußte, daß ein ſo alter treuer Diener, wie er, im Gontard'ſchen Hauſe

keine Sorge in dieſer Beziehung haben durfte; — jetzt redete er ſich plötzlich ein: daß in den drohenden Kriegszeiten ein eigener Heerd ein beſonderes Glück ſei, — obwohl ihm die Vernunft gerade das Gegentheil ſagte, — und dergleichen Dinge mehr.

Allein es ging dem guten alten Jacob hier, wie vielen Menſchen im Leben, die im Begriffe ſtehen einen albernen Streich zu machen. Sie möchten ſich gerne die Verkehrtheit ihres, den eigenen Schwächen ſchmeichelnden Vorhabens nicht eingeſtehen, und ſo bemänteln ſie daſſelbe und entſchuldigen es bei ſich und Anderen durch Vorwände, die ſie — ſie mögen noch ſo wenig Stich halten — aus der Luft greifen.

Jacob hätte nie an das Heirathen gedacht, wenn Eines nicht geweſen wäre . . . nämlich die großen glänzenden Augen der neuen Haushälterin. Ihr Rollen und Funkeln hatte den guten ſechzigjährigen Major-Domus, der doch ſein ganzes Leben hindurch faſt ein Weiberfeind geweſen, ganz aus der Faſſung gebracht; denn da er nicht wiſſen konnte, daß jene Manövers bei Mamſell Clara nur eine Angewohnheit waren, bezog er dies Blitzen und Rollen auf ſich — zumal ihm ſein ſtill erworbenes kleines Vermögen ebenſo gut Selbſtbewußtſein gab, wie Monſieur Gontard dies aus ſeinem großen Reichthum ſchöpfte. Kurz . . . Jacob hatte ſich in Mamſell Clara, wie man zu ſagen pflegt . . . ver-

schossen. Er war entschlossen, sie mit seiner Hand zu beglücken, und da die Rückkunft seines Herrn aus Paris auf die nächsten Tage angekündigt war, auch der Krieg, seiner Ansicht nach, vor der Thüre stand und der heutige Tag sein Geburtstag — es galt ihm dieser stets als ein Glückstag — so hatte er den Entschluß gefaßt: seine Erklärung noch heute an Mamsell Clara abzugeben.

Dieser große Entschluß ging ihm denn auch jetzt unter dem Arrangement des Theetisches im Kopfe herum.

Aber auch in Mamsell Clara's Seele war ein großer Entschluß zur Reife gediehen, — ein Entschluß, der ihr Herz gewaltig klopfen machte.

Der Gedanke, der ihr Leben und Streben seit ihrem sechzehnten Jahre leitete, war: als ein alleinstehendes und unvermögendes Mädchen so bald und so gut als möglich unter die Haube zu kommen. Ein Gedanke, der ihr wahrhaftig nicht übel zu nehmen, und den sie wohl mit Tausenden ihresgleichen theilte, die auch eine Ehe ohne Liebe einem Leben ohne Selbstständigkeit gerne vorziehen mochten. Der Gedanke bis an sein Ende dienen oder für Andere arbeiten zu müssen, hat gerade da, wo einige Bildung und einiges Selbstgefühl vorhanden ist, etwas zur Verzweiflung treibendes.

Indeß . . . Mamſell Clara hatte Unglück! Sie gehörte zu den Menſchenkindern, welchen alles fehl ſchlägt. Sie war jetzt vierundzwanzig Jahre alt, und . . . noch hatte ſich kein Mann für ſie finden wollen. Und lag dies denn an ihr? . . . gewiß nicht! Sie hatte ſich in der That — ſo weit es die Gränzen der Sittlichkeit nicht überſchritt — alle Mühe gegeben, ein Herz zu fangen, aber alles ſchlug fehl!

Ein Frühling nach dem anderen kam und ging (— es war jetzt ſchon wieder einer vorüber! —) Eine Hoffnung auf die andere zertrümmerte . . . ſie blieb, ihrer blitzenden und rollenden Augen, ihrer, unter zauberhaftem Lächeln ſtets gezeigten Elfenbeinzähne, ihrer friſchen Geſichtsfarbe, ihres hübſchen Mundes, ihres zuvorkommenden Weſens ungeachtet . . . ledig!

Und dabei fing auch noch nachgerade die Naſe an ſpitz und ſpitzer zu werden und ihr inneres Weſen verbitterter, ſchärfer, aigrirter!

Vierundzwanzig! . . . fünfundzwanzig! . . . ein viertel Jahrhundert!

Gott! . . . Gott! . . . es war wahrlich Zeit, den Rechten zu finden!

Bis jetzt hatte ſie wenigſtens noch nicht wirklich geliebt . . . wenn auch oft genug geliebelt, mit der Liebe „Verſteckens“ geſpielt oder im höchſten Falle zu lieben geglaubt. Da wollte es das Unglück, daß Herr Höl-

derlin, der junge hübsche Hofmeister, in dem Gontard'schen Hause eintrat . . . und nun . . . war es um ihr Herz geschehen!

Aber nein! das war ja kein Unglück, sondern ihr höchstes Glück! Herr Hölderlin liebte sie ja wieder;... wußte sie dies doch seit einigen Tagen ganz gewiß! ... hatte sie doch die schlagendsten Beweise dafür!

Es ist wahr, Herr Hölderlin zeigte sich, dem Anscheine nach, sehr knapp und kalt gegen sie; aber war denn dies bei dem jungen Manne nicht theils Schüchternheit, theils wohl auch kluge Berechnung, um keinen Verdacht zu erregen?

Nahm er nicht stillschweigend — wohl mit heißem innerlichem Danke und warmer innerer Anerkennung hin — was sie an Aufmerksamkeiten für ihn that: die Blumenbouquetts, die Schalen mit Erdbeeren oder sonstigen auserlesenen Früchten, die sie, in seiner Abwesenheit, auf sein Zimmer stellte?

Und . . . o Gott! o Gott! . . . sprach denn nicht seit einiger Zeit fast jeden Abend seine Flöte in den weichsten, süßesten, tief bewegtesten Tönen zu ihr?

Der junge Hauslehrer und sie bewohnten ja beide hübsche Mansardenstübchen, die auf dem gleichen Gange aber an den verschiedenen Enden desselben lagen. Da aber jede dieser Mansarden, als auf den Flanken des Hauses, um ein Kleines vorgebaut, und in diesem Vor-

ſprung ein ſchmales Seitenfenſterchen angebracht war, ſo vermochte ja Mamſell Clara in ſchönen Nächten den Flötiſten wohl zu beobachten. Sie konnte dies, des kleinen Vorhanges wegen, ganz bequem, ſelbſt im tiefſten Negligé thun.

Und ſah und hörte ſie hier denn nicht, wie er, in dem heiligen Dämmerſcheine der prächtigſten Sternennächte, oft bis Mitternacht an ſeinem offenen Fenſter ſtand und ſein Inſtrument wunderbar ſchön behandelte. Ach! ſo herrlich, ſo ſeelenvoll ſpielen konnte nur die Liebe! . . . ſo ſchwärmeriſch dabei zu den Sternen aufblicken konnte nur ein bis zum Tode ſüß verwundetes Herz!

Selbſt unten in den Gemächern der Frau Gontard, hörte ſie oft die Fenſter erſt ſpät leiſe ſchließen. Clara war ſtolz auf ihr Liebesglück, auf die eine Bevorzugung, die ſie doch vor jener vom Glücke ſonſt Ueberhäuften voraus hatte. Sie war ſo entzückt oft, daß ſie ſelbſt ihr Fenſterchen leiſe öffnete — man konnte ſie ja wegen der Dunkelheit nicht ſehen — und er . . . er . . . o! er ſuchte ja in ſeinen Verzückungen, ihr Bild nur unter den Sternen!

Sie war ganz glücklich . . . und nahm ſich vor, jetzt des Herrn Doktor Ehrmann zweideutige heimliche Bewerbungen — ſo weit es ohne einen vollſtändigen Bruch geſchehen konnte — entſchieden zurückzuweiſen.

Vollständig und ganz abbrechen mit dem Doktor mochte sie allerdings nicht, da man immerhin nicht wissen konnte, ob denn der junge Hauslehrer auch im Stande sei, ihr mit seiner Hand eine anständige Versorgung bieten zu können; . . . Doktor Ehrmann konnte dies im vollsten, glänzendsten Maße, nur . . . wußte sie freilich immer noch nicht, ob er im Scherze oder im Ernste mit ihr verhandle.

Indeß! . . . was sollte auf die Dauer das Schwärmen des jungen Mannes! . . . „Les affaires avant tous!“ war der Wahlspruch hier im Hause, und Mamsell Clara hatte so viel praktische Einsicht in das Leben, daß sie diesen Wahlspruch ihres Herrn vollkommen sanctionirte und annahm. Außerdem . . . konnte es nicht Krieg geben? und was konnte dieser nicht alles für schöne Bande zerreißen!

Ein Entschluß, eine Erklärung mußte also herbeigeführt werden . . . und da der junge Lehrer zu schüchtern war, so durfte hier wohl ein anständiges, sich in den Gränzen der Sitte bewegendes Entgegenkommen gestattet sein.

Mamsell Clara hatte ihren Entschluß gefaßt! Schon in der Frühe schrieb sie mit zitternder Hand auf ein Blättchen feines, rosafarbenes, mit einem leichten Rande von goldenen Arabesken versehenes Postpapier — es

stammte von dem Schreibtische der Madame Gontard — folgende Worte:

„Wenn die Ruhe und der Frieden meines Herzens auch nur den kleinsten Werth für Sie haben, so gönnen Sie mir heute Abend 11 Uhr einige Minuten. Es gilt einer wichtigen Besprechung, die für mein Leben entscheiden wird. Ich erwarte Sie im Garten-Tempelchen. Sollte Ihr edles Herz dem Schmerzensrufe meiner Seele zu entsprechen gedenken, so nehmen Sie die Rose, an welcher dies Blättchen befestigt ist, mit diesem selbst hinweg, und legen das Bouquett auf den kleinen Altar des ebengedachten Tempels."

Als Mamsell Clara diese Zeilen geschrieben, zusammengefalten und, an der dafür bereit gehaltenen halb aufgeblühten Moosrose befestigt hatte, die den Mittelpunkt eines zierlichen Blumenbouquettes bildete, begab sie sich — es war gerade in der Zeit, in welcher der Hauslehrer mit den Kindern kleine Turnübungen im Garten vorzunehmen pflegte — auf dessen Zimmer und stellte den Strauß, wie sie schon oft gethan, in die kleine Porzellanvase, die auf Herrn Hölderlins Schreibtisch stand.

Ihr Herz klopfte dabei so gewaltig, — ihr schöner voller Busen wogte so stürmisch auf und ab, daß er, der nach der damaligen Mode von dem Kleide nur wenig eingeschnürt und nur mit einem leichen Halstuche

bedeckt war, beide zu sprengen und zu verdrängen drohte.

Rasch und mit glühenden Wangen eilte sie daher hinweg, als wolle sie vor sich und anderen den Schritt verbergen, den ihr Gewissen eben doch nicht ganz billigen konnte, obgleich sie eigentlich nur vor hatte, dem Hauslehrer durch eine erfundene Klage über ihr Schicksal und ihre Stellung im Gontard'schen Hause, auf die Zähne zu fühlen und ihn womöglich zu der Erklärung seiner Liebe zu ihr hinzudrängen.

Indeß heute gerade kam Hölderlin sinnender als sonst auf sein Zimmer zurück. Er hatte durch Jacob eben erfahren, daß heute Familienthee eingenommen werde — es war dies ein Strich durch seine schönste Tagesstunde — und dann, . . . die demnächst erwartete Rückkunft des Herrn Gontard von Paris. Er hatte sie nicht zu fürchten . . . und doch wehte ihn die Nachricht eiskalt an.

Wohl sah' er die neuen Blumen, — wohl dankte er im Stillen dem Zartsinn Diotima's, die zweifelsohne den Auftrag gegeben hatte, das Stübchen des Dichters stets mit den schönsten Kindern Flora's zu schmücken;... aber ein trübes Etwas beschäftigte ihn zu sehr, um ihnen seine Aufmerksamkeit heute näher zu widmen.

So war es Mittag, so war es Abend geworden und der alte Jacob hatte eben den Theetisch in dem

grünen Salon mit dem großartigen Entschluß fertig gebracht: Mamsell Clara seine alte, aber durchaus nicht leere Hand anzutragen, als der Hauslehrer — aus tiefen Gedanken auffahrend — seinen Hut ergriff, um mit einem Spaziergange durch den nahen Wald die schöne Ruhe und den Aufschwung der Seele wiederzufinden, die ihn bisher so erquickt.

Schon stand er unter der Thüre seines Zimmers, als seine Zöglinge die Treppe heraufgeeilt kamen und Henry und Helene fast im gleichen Augenblicke freundlich an ihn heransprangen. Da den Kindern die Verstellungskünste des Lebens noch fremd sind, so ist ihr Gesicht zumeist der Spiegel ihrer Seele. Wenn sie etwas fragen wollen, steht die Frage in den Zügen, ehe Worte sie nennen.

Auch Hölderlin erkannte eine solche sofort bei seinen Zöglingen: „Was giebt es?" — sagte er daher mit mild-ernster Freundlichkeit.

„Wir haben eben von der Bonne gehört" — versetzte Henry fast noch athemlos — „daß heute des alten Jacobs Geburtstag sei!"

„Und da wollten wir fragen" — ergänzte Helene und ihr blasses Gesichtchen blickte wirklich rührend auf — „ob wir ihm nicht eine Freude machen dürfen?"

Der Hauslehrer belobte diese schöne Herzensregung gegen einen alten treuen Diener und billigte das kind-

liche Vorhaben, nur müsse hierbei auch die Bewilligung und der Rath der Mutter eingeholt werden.

Die Kinder versprachen es und Hölderlin ging.

Aber die Mutter war daran, Toilette zu machen und so konnten die Kinder nicht zugelassen werden; später aber kamen die Oheims und Tanten und dann war Jacob beschäftigt.

Was also thun? . . . Kinder lieben bei solchen Dingen keinen Aufschub. Des Hauslehrers Zimmer ward demnach sofort zum Berathungssalon erhoben und jedes der Kinder hatte bald im Geiste irgend einen Gegenstand aus seinem kleinen Besitzthum erwählt, der dem alten treuen Jacob, der sie alle auf den Armen getragen, — an seinem Ehrentage zum Geschenke werden sollte: Henry bestimmte dazu einen alten „Krönungs-Ducaten" aus seiner Sparbüchse; Henriette eine kleine silberne Bonboniere — Jacob konnte sie ganz gut als Schnupftabaksdose verwenden; Helene ein Etui mit Scheere, Fingerhut und dergleichen und Amalie ein Paar silberne Schnallen von ihrer großen Puppe. Sie mußten sich auf des alten „Chaussure" ganz schön ausnehmen.

„Gut!" — rief Henry, als diese Beschlüsse gefaßt waren — „jetzt holt Jedes sein Geschenk; dann kommen wir wieder hier zusammen und ich rufe den alten Jacob herauf."

Gesagt gethan. Schon hatten sich die Kinder mit

vor Freude strahlenden Blicken neben einander aufgestellt, jedes seine Gabe in der Hand haltend, — schon hörte man des Alten Schritte auf der Treppe, als Helene plötzlich noch einmal in die offen gebliebene Stube des Hauslehrers sprang und mit behender Hand das Bouquett aus der Vase riß.

„Recht! recht!“ — riefen die Uebrigen und im selben Augenblick erschien der Alte auf dem Gange.

Aber wie überrascht war er jetzt von der Liebe und Freundlichkeit des jungen Herrn und der Fräuleins. Thränen füllten seine Augen und als ihm Helene nun gar mit kindlicher Grazie den schönen Strauß überreichte, wußte der Alte kaum mehr, was er sagen sollte.

„Und den haben Fräulein Helene selbst für mich alten Menschen gepflückt?“ — stotterte er verlegen.

Da aber regte sich in der jugendlichen Brust doch ein wenig der Familienstolz. Helene fühlte, daß sie einem Diener Geschenke geben . . . aber keinen Blumenstrauß pflücken konnte. Glücklicherweise fiel ihr ein, daß sie am Morgen — da sie früher als gewöhnlich aufgestanden — aus ihrem Fenster gesehen hatte, wie die Mamsell einen solchen Strauß gepflückt.

„Ich nicht!“ — sagte sie daher jetzt rasch — „er kommt von Mamsell Clara!“

Und damit sprangen die Kinder jubelnd davon, den Alten ganz überrascht stehen lassend.

„Er kommt von Mamsell Clara!“ — wiederholte jetzt der alte Jacob strahlenden Auges und drehte vor Entzücken seinen Hals in der hohen weißen Binde hin und her, was immer ein Zeichen ungemeinen Wohlbehagens bei ihm war.

„Na!“ sagte er dann — „alter Jacob, da hast du dich also doch nicht getäuscht, wenn sie dich so mit ihren großen Feueraugen ansah'! . . . Bin auch, trotz meinen Sechzigen so übel nicht. Und dann . . . die Mädels sehen alle auf's Geld . . . aber!“ — rief er hier fast erschrocken aus — „was ist denn das? . . . ein Briefchen? . . . Alle Wetter! am Ende überhebt sie mich gar selbst der leidigen Erklärung.“

Und der Alte versuchte mit zitternder Hand — es war sein verliebtes Herz, was sie zittern machte, — das Briefchen zu lösen. Indeß es ging nicht von der Rose ab, da es zu fest gebunden war, doch ließ es sich zur Hälfte auffalten und so las Jacob:

„Wenn die Ruhe und der Frieden meines Herzens auch nur den kleinsten Werth für Sie haben, so gönnen Sie mir heute Abend“ — Jacob traute seinen Augen nicht — „heute Abend 11 Uhr . . .“ in diesem Augenblick ertönten schwere Tritte auf der Treppe. Jacob war wie berauscht . . . heute Abend um 11 Uhr! . . . ein Rendez-vous mit der Mamsell! . . . er? . . . er? . . . der alte Jacob? . . . die Augen Cla-

ras fielen ihm ein und brannten vor seiner Seele wie Feuerräder!

Die schweren Tritte kamen näher. Rasch blickte er nur nach dem Schlusse des Billetchens: „Ich . . . erwarte Sie . . . im Garten-Tempelchen." . . .

Schnell war jetzt das Papierchen wieder zusammengefalten und zwischen die Blumen zurückgeschoben.

Und es war Zeit, denn Doktor Ehrmann trat eben auf den Gang. Als er den Alten mit dem Blumen-Bouquett sah, lachte er nach seiner ungenirten Weise laut auf: — „Jacob, verfluchter Kerl!" — rief er dabei — „ich glaube gar, du machst da den Postillon d'amour! . . ."

In dem Augenblick ertönte die silberne Schelle der Madame Gontard. Jacob zuckte zusammen und wollte fort. Doktor Ehrmann aber vertrat ihm den Weg.

„Halt!" — rief er lachend — „alter Sünder! von wem und für wen ist der Strauß?" — und mit diesen Worten nahm er ihn mit einem kühnen Griffe an sich.

Jacob schnappte wie verzweifelt darnach; aber der Doktor hielt ihn hoch und unseligerweise schellte es jetzt zum zweitenmale und heftig in den Zimmern der Herrschaft.

Jacob rannte erschrocken hinab.

Der Doktor hielt sich den Bauch vor Lachen. Er hatte Hölderlin, den er sehr lieb gewonnen, besuchen

wollen. Jetzt sah er — noch immer den Strauß haltend — durch die offene Thüre des Zimmers, daß der junge Mann ausgegangen sei.

Aber was sollte es hier oben mit dem hübschen Bouquett. Plötzlich stieß Doktor Ehrmann einen Laut der Ueberraschung aus.

Er hatte die Moosrose mit dem Briefchen entdeckt!

„Ei so schlag ein Donnerwetter hinein!" — rief er freudestrahlend — „also wirklich? . . . ein Liebeshandel? . . . und der alte Narr macht in der That den Brief tragenden Amor? . . . So soll dich dann gleich! . . ."

Und in demselben Momente war auch die Rose mit dem Briefchen aus dem Bouquett herausgezogen und das letztere entfaltet.

Doktor Ehrmann las:

„Wenn die Ruhe und der Frieden meines Herzens auch nur den kleinsten Werth für Sie haben, so gönnen Sie mir heute Abend 11 Uhr. . . ."

„Alle Wetter!" — fuhr der Doktor dazwischen . . . „einige Minuten. . . ."

„Warum nicht?" — meinte Ehrmann — „auch Stunden!"

. . . Es gilt — fuhr er im Lesen fort — einer wichtigen Besprechung . . .

„O ho!“ — meinte der Arzt — „etwa eine Leichenrede an die Tugend?“

. . . die für mein Leben entscheiden wird. . . .

„Sehr möglich!“

. . . Ich erwarte Sie im Garten-Tempelchen. . . .

„Vortrefflich!“

. . . Sollte Ihr edles Herz dem Schmerzensrufe meiner Seele zu entsprechen gedenken, . . .

„Warum denn nicht!“

. . . so nehmen Sie die Rose, an welcher dies Blättchen befestigt ist, mit diesem selbst hinweg . . .

„Ist bereits geschehen!“

. . . und legen das Bouquett auf den kleinen Altar des eben gedachten Tempels.

„Gottwoll!“ — rief jetzt Doktor Ehrmann lachend — „auf den Altar des Tempels! Saperment! Mir scheint da noch mehr darauf gelegt werden zu sollen. Jedenfalls ein liebeglühendes Weiberherz. Und warum auch nicht? Die Menschen gebrauchen ja ohnedem die Tugend aus lauter Achtung, wie die Mexikaner ihr Gold; das heißt: blos zur äußeren Ausschmückung . . . nicht aber im Handel und Wandel! Bei uns macht man höchstens noch ein paar schlechte Verse auf sie, daß man glauben sollte, sie sei eine Königin oder eine Geliebte und die Besingenden seien ihre Unterthanen oder Liebhaber! — Unsinn! daß muß unser Eines besser

wissen: die Tugend ist nur die Seekrankheit, der sich die Menschen auf der Schifffahrt durch's Leben eben unterziehen müssen ... Aber, zum Teufel! ... von wem kommt dies Briefchen? ... und für wen ist es bestimmt? ... für den alten Jacob?" — rief der Doktor lachend — „nein! der ist nur, wie ich vorhin im Scherz sagte, der Postillon d'amour ... aber für wen denn?"

Ehrmann dachte eine Minute nach, dann schlug er sich mit der Hand vor den Kopf und rief:

„Narr! der ich bin! ... vor wessen Zimmer stehe ich denn hier? ... und war denn nicht der alte Sünder gerade auf dem Wege zu dem Hauslehrer? ... Na! ... wundern kann es mich nicht, das Kerlchen ist schön, wie Apoll und schwärmt und dichtet ... alles Dinge, um den Weibern die Köpfe zu verrücken! ... aber jetzt ... von wem?"

Eine Pause entstand. Ehrmann schüttelte den Kopf; dann sagte er ernst:

„Das ist nicht möglich! ... nie! ... nie! ..."

Er schwieg wieder; aber seine Augen musterten das Papier.

„Ich habe allerdings schon solches auf ihrem Schreibtische gesehen" — fuhr der Arzt fast finster fort — „aber ... kann man denn nicht ein solches Papierchen wegnehmen? ... und die Schriftzüge? ... nun sie

sind ganz nett und zierlich . . . verfluchte Geschichte!... Aber, du mein Gott" — rief er plötzlich und die alte Heiterkeit kehrte zurück — „wie kann ein vernünftiger Mensch hier nur einen Augenblick zweifeln?! Sind Brief und Strauß auf dem Boden dieses Hauses gewachsen, so giebt es doch nur Eine, von der beide kommen können . . . eine . . . eine . . . die ganz verdammt verführerisch ist und Augen hat, die einem das Herz verkohlen können!... Kein Zweifel, es ist Mamsell Clara! . . . aber warte, du kleine Spitzbübin! meine Anträge weißt sie ab und dem Verse-Helden macht sie selber welche! O, ich will dir die Suppe versalzen! Jedenfalls muß ich ohne dem hier klar sehen. — — Wenn ich mich täuschte!... nein!... nein!... und warum nicht? . . . die Weiber haben es alle hinter den Ohren!"

Doktor Ehrmann ging einigemale mit großen Schritten den langen Gang auf und ab; . . . dann . . . mit raschem Entschluß in des Hauslehrers Zimmer tretend, schrieb er mit verstellter Hand auf ein Zettelchen:

„Um Tod und Leben heute Abend 11 Uhr im Garten-Tempelchen!" — faltete das Papier, schloß es, adressirte es an den Freund und legte es auf dessen Pult.

Als dies geschehen, nahm er das Bouquett, barg es so gut er konnte unter seinem Rock, schob das Briefchen in die Tasche und machte sich auf den Weg, das

Sträußchen an den, in dem Billet angegebenen Ort zu legen.

Unterweges hoffte der Dokter noch auf den alten Jacob zu ſtoßen, und von dieſem — der ihm ja ganz ergeben war — das Genauere zu erfahren, oder ihn — unter dem Vorwande, daß er einen Scherz ausführen wolle, — zum Schweigen zu bewegen. Aber Ehrmann kam zu ſpät: eben war Herr Franz Gontard, Bruder und Aſſocier des Herrn Jacob Friedrich Gontard in und Jacob hinten auf den eiligſt vorgefahrenen Wagen geſtiegen.

Es mußte da irgend etwas Beſonderes vorgefallen ſein; bemerkte doch der Hausarzt auch, daß ſich der alte Jacob, der blaß wie der Tod ausſah, ganz ſonderbar benahm. Es lag faſt Verzweiflung in ſeinen Zügen und Ehrmann kam es vor, als mache der Alte mehr als einmal Miene mit Todesverachtung von dem Bedientenplatz herabzuſpringen.

Selbſt jetzt, während der Wagen davon donnerte, ſah ſich Jacob noch einmal in wahrer Desperation um.

„Was geht denn hier vor?“ — frug Doktor Ehrmann einen anderen Diener, der Herrn Franz Gontard ein großes Porteſeuille in den Wagen nachgetragen und gereicht hatte.

„Weiß es nicht, Herr Dokter!“ — antwortete dieſer. — „Hab' nur ſo viel gehört, die Taubenpoſt ſoll

heute Mittag von Paris angekommen ſein und bitterböſe Nachrichten gebracht haben."

„Und wo fährt Herr Franz Goutard hin?"

„Zum Landgrafen nach Rumpenheim."

„Nach Rumpenheim?" — wiederholte der Arzt ärgerlich — „da wird der alte Jacob erſt ſpät wieder nach Hauſe kommen?"

„Vor zehn, . . . elf Uhr gewiß nicht!" — entgegnete der Lakai.

Ehrmann kratzte ſich verdrüßlich hinter den Ohren und ging . . . das Sträußchen auf dem Altare des Gartentempelchens nieder zu legen.

Das Rendez-vous.

Elf Uhr war nahe herangekommen, als Doktor Ehrmann — der, als Hausarzt, für unvorhergesehene Fälle einen Schlüssel zu der hinteren Thüre des Gontard'schen Garten besaß — in denselben eintrat.

Alles war hier still und friedlich und — zumal bei dem dicht umwölkten Himmel — in tiefes Dunkel gehüllt; ja es war so finster, daß der Doktor, der doch hier jeden Schritt und Tritt kannte, Mühe hatte, sich zurecht zu finden und nicht in das Buschwerk zu gerathen.

Endlich bemerkte er an dem leisen Aufsteigen des Weges, daß er dem bewußten Garten-Tempelchen ganz nahe sei.

Die Hände ausgestreckt, um sich nicht zu stoßen, kam er denn auch glücklich an demselben an, und hier nun war es ihm ein Leichtes, sich in der dichten Jasminhecke zu verbergen, die den Tempel auf drei Seiten umschloß.

Doktor Ehrmann war in seiner besten rosigsten Laune! Eine kleine Teufelei, wie die heutige, war so recht nach seinem Geschmack. Und daß es sich hier doch sicher nur um Mamsell Clara handle, war ihm nach längerem ernsten Nachdenken fast zur Gewißheit geworden. Ja er hatte in sich selbst für eine andere flüchtige Vermuthung vor dem Bilde der reinsten und edelsten Weiblichkeit Abbitte gethan.

Dennoch mußte er Gewißheit haben. Schwören wollte er doch nicht . . . auch nicht für die personificirteste Tugend.

Aber es galt ihm noch mehr! Ging das Briefchen wirklich von Mamsell Clara aus und er sah und hörte was hier vorging, so war sie, die seine geheimen Anträge bis jetzt immer noch — ein Tugendspiegel — zurückgewiesen, in seiner Hand. Ueberall und zu jeder Zeit konnte er dabei eingreifen und — durch ein Räuspern, durch ein wenig Lärm und dergleichen — die Scene zum Schluß bringen. Trat er dann vor . . . war Clara, wenn er wollte, vernichtet.

Da ihm aber auch als „Geradeaus" jede Scheinheiligkeit in den Tod zuwider war und er Hölderlin seine Freundschaft zugewandt, so kam ihm alles darauf an, zu wissen: ob denn der, sich so rein und edel gebende Hauslehrer, dies auch wirklich sei? oder ob er,

wie die meisten Menschen, mit einem heiligen Scheine ein sehr unheiliges Innere berge?

Ehrmann hoffte den Freund die Feuerprobe bestehen zu sehen; alsdann aber hatte der Doktor ein unermeßliches Feld, um den Armen zu necken und seine Witze mit ihm zu treiben.

War doch Doktor Ehrmann überhaupt eine ungemein originelle Erscheinung: gescheidt und capriciös, gutmüthig, wo er Natur, Offenheit und Herzensgüte fand . . . und doch wieder im höchsten Grade abstoßend, wo er einmal die Menschen nicht leiden mochte; — voller Rücksichten und wieder, wenn es ihm einfiel, rücksichtslos bis zum Exceß. Natürlich erwarb sich Ehrmann auf diese Weise eben so viele Feinde wie Freunde, und nur Diejenigen wußten, wie sie mit ihm daran waren, die seine schlimmen Seiten übersahen und nur seine guten zu schätzen wußten; zu diesen aber gehörte vor allen Dingen sein einfaches, consequentes Heilverfahren: Doktor Ehrmann galt in der That und zwar mit Recht, für einen ausgezeichneten Arzt, und besaß, als solcher, denn auch schon damals einen großen Ruf. Freilich war der Ruf seiner Originalität nicht geringer und ebenso wußte man, daß er, wenn er wollte, einer der köstlichsten Gesellschafter sein konnte.

Ganz Frankfurt erzählte sich fortwährend eine Menge originelle Züge von ihm, da Alles, was er dachte, bei

ihm heraus mußte, unbekümmert um die Wirkung, welche es hinterließ.

So war es Doktor Ehrmann, der seiner Zeit unter seinen Freunden den humoristischen Orden ... der „verrückten Hofräthe“ stiftete. Er vertheilte dabei seine Diplome nach eigener Wahl und seine Stiftung stimmte mit seinem innersten Wesen vollkommen überein. Freilich war er selbst dabei ein verrückter Hofrath, ... doch dies nur in der besseren Bedeutung des Wortes.*)

War es da nicht natürlich, daß ihm diese Rendezvous-Geschichte wie gerufen kam? Möglicherweise bot sie ihm ja viel ... den köstlichsten Stoff zu weiteren tollen Streichen ... und ...

Jetzt schlugen die Thurmuhren der nahen Stadt elf Uhr!

Ehrmann rieb sich in seinem Jasminversteck vergnüglich die Hände. Er dachte an Mamsell Clara ... und ... die möglichen Folgen dieser Stunde.

„Diejenigen Weiber“ — sagte er dabei still lächelnd vor sich hin — „sind doch immer die amüsantesten, die uns Leuten von Verstand das Herz aus der Brust und das Gehirn aus dem Kopf entwenden, und zwar nicht

*) „Das Puppenhaus,“ ein Erbstück in der Gentard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familien-Papieren eines Siebenzigers.

aus Liebe zum gestohlenen Gute, sondern aus Liebe zum raubenden. Sie schicken — wie vornehme Leute, bei welchen das Stehlen Idiosynkrasie ist, — den anderen Morgen das Gut dem Eigenthümer wieder redlich zurück. «Ich denke Mamsell Clara gehört zu diesen; ihre Augen sind wahre Diebsschlüssel für Männerherzen; sie wäre im Stande ein ganzes Haus — und wenn es noch so geordnet — mit denselben unter und durcheinander zu bringen."

Ehrmann schwieg einen Augenblick und lauschte. Alles blieb todtenstill.

„Wenn nur eine Eventualität nicht eintritt!" — sagte der Doktor jetzt wieder leise vor sich hin. — „Aber nein!... nein!... das ist ja nicht möglich!... Und warum nicht möglich?" — wiederholte er, den Kopf leise hin und herwiegend. — „Alter Practicus, kennst du die Weiber nicht genug?... Wenn erst — und wer ergründet ein Weiberherz — wenn erst einmal platonische Liebe platzgegriffen hätte!... ich sage hätte!... zu merken ist freilich nichts;... aber wenn... der Teufel geht wie ein brüllender Löwe umher... und... das Hochzeitsbett der platonischen Liebe ist gar oft das Todtenbett der Tugend!"

Ehrmann hielt abermals inne und lauschte schweigend.

Kein Laut ließ sich hören.

„Und darf man ihr denn nicht nur in das Geſicht blicken?“ — fuhr er nach einigen Minuten fort. — „Das Geſicht, will ein Satyriker wiſſen, ſei der Spiegel der Seele, darum ſehe man ſo viele „Thierſtücke“ und ſo ſelten „Altarblätter.“ Nun! bei Gott . . . ihr Geſicht iſt ein „Sternbild!“

Jetzt ließen ſich leiſe Schritte hören.

Ehrmann ſpitzte die Ohren.

Der Sand des nahen Weges knirſchte. So viel die Dunkelheit ſehen ließ, trat eine dicht verhüllte weibliche Geſtalt in den Tempel.

Ein tiefer Seufzer ſchlug an des Doktors Ohr.

„Der erſte Signalſchuß!“ — dachte der Arzt.

„Er iſt noch nicht da!“ — klang vorwurfsvoll eine weibliche Stimme.

„Clara!“ — rief es in Ehrmanns Bruſt; . . . aber jetzt kamen auch andere Schritte näher. Sie waren feſt, . . . zu laut faſt für ein nächtliches Rendez-vous. Es lag in dieſem Auftreten und kecken Vorwärtsſchreiten etwas wie Trotz und Zorn.

Und es lag auch beides in ihnen. Hölderlin's Herz und Kopf glühte: wäre es möglich, daß er hier ſeinen Himmel in Trümmer zerſchlagen fände? . . . oder was ſollte dieſe ſonderbare Beſtellung?

„Es wäre entſetzlich!“ — dachte er jetzt, den kleinen Hügel wie im Fieber hinanſteigend, — „wohl gar Ver-

rath, Verläumdung! . . . nun denn . . . es ist immer besser zu sterben, weil man lebte, als zu leben, weil man nie gelebt! Ich beneide die Leidensfreien nicht, die Götzen von Holz, denen nichts mangelt, weil ihre Seele so arm ist . . . die nichts fragen nach Regen und Sonnenschein, weil sie nichts haben, was der Pflege bedürfte. Ja! ja! . . . es ist recht sehr leicht, glücklich und ruhig zu sein mit seichtem Herzen und eingeschränktem Geiste. Gönnen kann man's euch, ihr Vornehmen . . . Besitzenden! Wer ereifert sich denn, daß die bretterne Scheibe nicht wehklagt, wenn die Kugel sie trifft, und daß der hohle Topf so dumpf klingt, wenn ihn Einer an die Wand wirft!"

Er trat in den Tempel; . . . der Athem stockte ihm fast . . . nahe bei ihm stand eine dunkele Gestalt.

„Es muß sich wirklich um Tod oder Leben handeln!" — sagte jetzt wie aus hohler Brust eine männliche Stimme . . .

„Hölderlin!" — flüsterte der Doktor.

„Verzeihen Sie!" — hauchte fast tonlos und unvernehmbar eine weibliche entgegen — „nie würde ich gewagt haben, Sie zu diesem Schritte aufzufordern; . . . nie hätten meine Bitten sich so weit von den Gränzen entfernt, die Sittsamkeit und Tugend dem weiblichen Geschlechte ziehen. . . ."

„Ei, so schlag' ne Bomb' hinein!" — dachte der

Arzt — „ja wohl! wenn deine Außenſeite nicht das Feigenblatt und die ſpaniſche Wand deines Inneren wäre!“

„Sprechen Sie! ſprechen Sie! was iſt es,“ — bat Hölderlin, und ſeine Stimme zitterte vernehmbar.

„O! wenn Sie wüßten, mit welch' kindlichem Vertrauen meine Seele an der Ihren hängt . . . wie ich auf Ihren Rath, Ihren Troſt, Ihre freundliche Hülfe alles ſetze. . . .“

„S'iſt doch wahr!“ — dachte hier Ehrmann — „der Teufel iſt nicht immer ſo ſchwarz, als ihn die Maler und Komödianten machen; wer ihn genau kennt, weiß, daß er auch oft rothe Wangen hat und ſelbſt manchmal braune oder blonde Haare!“

„Aber um Gottes Willen zur Sache!“

„Sie vergeben alſo!“ — ſagte hier die weibliche Stimme lauter und es klang ein Ton der Freude in ihr an.

Hölderlin bebte zuſammen.

„Was iſt das?“ — rief er erſchrocken — „zu wem ſpreche ich?“

„Sagt Ihnen das nicht eine leiſe Regung ihres Herzens?“

„Meines Herzens?“

„Haben Ihnen das nicht die Blumen geſagt. . . .“

„Ja proſit!“ — dachte Ehrmann — „die hab' ich!“

„Welche Blumen?“ . . .

„Die den edelsten der Dichter täglich grüßten?“

„Die Bouquetts in meiner Vase?“

„Verfluchte Mädels!“ — dachte der Arzt — „Stimme, Blick, Wort, Ton, Blumen . . . lauter Maschen des unsichtbar ausgeworfenen Fanggarns.“

„Ja!“

„Aber diese Stimme?“

„O nur hier keine Verstellung! Haben mir denn die süßen, die unaussprechlich entzückenden Töne Ihrer Flöte nicht alles verrathen?“

„A ha!“ — meinte Ehrmann — „und jetzt soll er nach ihrer Pfeife tanzen!“

Hölderlin war wie verwirrt . . . wie ein feuriges Rad ging es ihm im Kopfe herum. Sein Herz schlug zum Zerspringen. Sein Gehirn brannte. Die Stimme kam ihm nicht fremd vor . . . und doch . . . sie schien ihm heute etwas verändert . . . und dann . . . diese Sprache?! . . . und von ihr?! . . . und doch wieder die Blumen und die Flöte, der er sein ganzes Herz anvertraut!

Es war, als ob ihn eine eiserne Faust zwischen Himmel und Hölle umschwinge. Er hätte vor Aufjauchzen sein Leben wie einen Bettelpfennig wegwerfen können, und doch! . . . und doch! . . . schrie es nicht auch wie: „Fluch!“ durch seine Seele: „Fluch! — jetzt

iſt die ganze Welt nichts mehr und alle Ideale ſind Wahnſinn und Tollheit!"

Aber wie mit Wahnſinn erfaßte es ihn auch: zitternd griff er nach der Hand, die ſich zitternd in die ſeine legte. Da durchbebte ſein ganzes Weſen eine unausſprechliche Wonne . . . ein berauſchendes Taumeln und Toben war in allen ſeinen Sinnen; . . . ſeine Hand brannte, da er die ihre berührte. Nur ein einziger Gedanke erfüllte ihn noch: vor ihr, der Himmliſchen niederzuſtürzen und ihr ſein ganzes Herz auszuſchütten.

„Was iſt alles!" — rief er — „was in Jahrtauſenden die Menſchen thaten und dachten, gegen Einen Augenblick . . . wie dieſer!"

Aber in dieſem Momente — die Wolken hatten ſich etwas verzogen — fiel ein matter Schimmer über die dunkele weibliche Geſtalt.

„Mamſell Clara!" — ſchrie Hölderlin entſetzt auf.

„Ja!" — entgegnete jene und ihre Augen funkelten groß und freudig durch die Nacht.

„Und Sie ſind es, die mir geſchrieben? . . ." — ſtöhnte Hölderlin.

„Nun freilich, ja!"

„Oder ich!" — meinte der Doktor.

„Und von Ihnen ſtammen die Blumen?"

„Köſtlich!" — murmelte Ehrmann für ſich — „da ſitzt ein Irrthum. Jetzt wird's ſchön losgehen!"

„Nun freilich sind die Blumen von mir. Konnte ich einem Dichter, einem so zartfühlenden Manne ..."

„Und sie konnten denken ..."

„An ihm einen Ehemann zu fischen? warum nicht?"

„Aber ich begreife nicht!" — sagte jetzt Clara überrascht und verwirrt — —

„Unglückselige!" — rief Hölderlin finster und stieß des Mädchens Hand zurück.

Clara schrie leise auf. Im gleichen Augenblicke vernahm man neuerdings Schritte im Sande und Jacobs Stimme sagte:

„Nur, um Gottes Willen nicht böse sein, Mamsell Clara, daß ich so spät komme. Aber unseligerweise mußte ich mit dem Herrn Franz Gontard in wichtigen Geschäften zum Landgrafen von Rumpenheim und bin eben erst wieder zurück."

„Ei, so wollt' ich denn!" — platzte Ehrmann halblaut heraus — „jetzt kommt auch der alte Narr noch! Ich glaube wahrhaftig ..." Aber der Doktor wäre hier fast an dem Versuche, einen erschütternden Lachanfall zu unterdrücken, erstickt, wenn ihn nicht etwas anderes über die Maßen entzückt hätte: Mamsell Clara hatte sich nämlich bei Jacobs Annäherung dicht bei ihn in das Jasmingebüsch geflüchtet.

Der Hauslehrer schien verschwunden.

Der alte Jacob dagegen tappte mit kleinen Schrittchen dem Hügel hinauf, keuchend und schnaufend:

„Wo sind Sie denn, Mamsell Clara!“ — flüsterte er jetzt — „ach, Sie glauben nicht, was mich Ihr Briefchen erfreut hat; ... aber ich finde Sie ja nicht? ... und der schöne Strauß, den Sie mir durch Fräulein Helene schickten! ... und den mir, Gott soll's ihm verzeihen, der Doktor wegnahm. O! er kam mir gerade recht, ich wollte Ihnen ja heute ... Mamsell Clara ...“ Alles schwieg. Mamsell Clara stand — die eine Hand an die Stirne, die andere auf das Herz gepreßt — sprachlos und wie betäubt in dem Gebüsche.

„Mamsell Clara!“ — wiederholte der alte Jacob mit den Händen umher fühlend. — „O! lassen Sie mich nicht umsonst warten!“

„Nun sage Einer: die Liebe verjünge nicht!“ — dachte Ehrmann, den des Alten Liebesgluth köstlich amüsirte. — „Hat sie hier doch zweiundsechzig Jahre in neunzehn verwandelt!“

„Sie ist nicht hier!“ — fuhr jetzt der Alte klagend fort — „und ich wollt' ihr doch sagen: daß sie es als meine Frau gut haben sollte; ... daß ich mir ein gar nettes Sümmchen zusammengespart ... das verwünschte Rumpenheim! ... Mamsell Clara! ...“

Alles schwieg.

„Ich bin zu spät gekommen!“ — rief Jacob ärgerlich.

„Ich denke es auch!“ — meinte der Arzt, der sich noch immer neben der Haushälterin so unbeweglich hielt, wie eine Klapperschlange neben dem Vogel, den sie erbeuten will.

Noch einmal rief der Alte in fast weinerlichem Tone: „Mamsell Clara!“

Noch einmal verharrte er lauschend einige Minuten; . . . dann hörte man ihn murrend den Hügel hinabgehen . . . und . . . seine Tritte verhallen.

Clara und der Doktor standen noch immer unbeweglich in der Dunkelheit zwischen den Jasminen.

Endlich sank Clara's Hand von der Stirne herab:

„Wache ich oder träume ich? — sagte sie dabei leise. — „Ich verstehe von allem dem nichts! . . . Fräulein Helene gab Jacob den Strauß? . . . und der alte Narr glaubt ich liebe ihn? . . . und doch lag das Sträußchen ohne die Rose zum Zeichen des Einverständnisses hier? . . . und auch er sprach von meinem Schreiben? . . . und der Doktor, was hatte der mit dem Strauße zu thun? . . . O Gott! o Gott! ich verstehe von dem allen nichts! . . . aber das eine habe ich verstanden . . . daß er mich nicht liebt! . . . Aber wie? . . . sagte er denn nicht und Sie sind es, die mir geschrieben? . . . von Ihnen stammen die Blumen?“ . . .

„Alſo liebt er doch!“ — fügte ſie hier immer leidenſchaftlicher und wilder hinzu — „alſo glaubt er, eine Andere habe ihn hierher beſtellt?! von einer Anderen ſeien die Blumen! . . . Himmel! Himmel! mir tagt etwas Ungeheures! . . . Ha! welche Wohlthat! . . . jetzt kann ich mich rächen! und bei Gott! ich werde es, wenn ich erſt Gewißheit habe!“

Sie ſchwieg einen Moment, dann aber rief ſie ſchmerzerfüllt:

„Und ich? . . . ich? . . . O ſoll denn dies arme Herz niemals Liebe finden?“

„Warum denn nicht?“ — ſagte eine Stimme dicht an ihrem Ohre — „wenn Sie nur den Rechten nicht verſchmähen wollen!“

Clara fuhr mit einem halbunterdrückten Schrei zuſammen und wollte fliehen; . . . aber . . . vergebens! zwei ſtarke Männerarme hatten ſie umſchlungen und hielten ſie feſt, während ein kühner Mund ihre glühenden Wangen mit Küſſen bedeckte.

Die Flucht.

Herr Jacob Friedrich Gontard war von Paris zurückgekommen. Extrapost mit unterlegten Pferden hatte ihn gebracht ... aber auch mit ihm die erschreckende Nachricht ... von dem Wiederausbruche des Krieges! ...

Die Feindseligkeiten hatten am ersten Juni begonnen, und zwar in Folge der glänzenden Siege, die General Buonapart in Italien errungen. War doch Oesterreich dadurch genöthigt, durch Erzherzog Karl den Waffenstillstand kündigen zu lassen, um womöglich seine Besitzungen in Italien zu decken. Rasch sandte es seine besten Generale und Truppen über die Alpen, entblößte aber durch diesen unvorsichtigen Schritt Deutschland um so mehr.

Erzherzog Karl hatte nun zwar die Franzosen zweimal, an der Lahn und an der Sieg, tapfer zurückgeworfen. Jetzt aber, da General Wurmser eine Diversion zu Gunsten des in Italien stehenden Heeres zu

machen beauftragt war, und sich mit dem Kern der Truppen dem Süden zugewandt hatte, ergriff der französische General Moreau die Gelegenheit und brach, von Straßburg aus über den Rhein her, in Deutschland ein.

Wohl eilte jetzt auch Erzherzog Karl an den Rhein, um des Vaterlandes Gränzen mit Hülfe der dort aufgestellten deutschen Heere mannhaft zu vertheidigen; doch vergebens: er mußte der Uebermacht weichen und die siegenden Franzosen drangen durch die Pässe des Schwarzwaldes nach Schwaben und Baiern vor.

Nun aber war auch die an der Lahn aufgestellte Kaiserliche Armee, um nicht abgeschnitten zu werden, genöthigt, sich zurückzuziehen, was denn auch unter dem Befehle des Generals von Wartensleben glücklich und in guter Ordnung geschah, indem sie durch das Taunusgebirge und über Friedberg die Richtung nach Frankfurt einschlug.

Das alte ehrwürdige Frankfurt war damals noch — freilich zum eigenen Schaden — mit Bollwerken und Gräben gut versehen, wenn auch ohne alle Außenwerke. Konnte es sich nun auch einer Belagerung und einem ernstlichen Angriffe nicht lange Trotz bieten, so erkannte General Wartensleben doch sofort, daß es sich zur Deckung seines Rückzuges vortrefflich eignete und immer im Stande sei, die Franzosen einige Tage aufzuhalten.

Wartensleben säumte daher nicht, Frankfurt mit gehöriger Besatzung zu versehen und auf den Wällen Kanonen auffahren zu lassen.

Welch' ein panischer Schrecken aber ergriff bei dieser Wendung der Dinge die Bewohner Frankfurts! Wie ein furchtbares Gespenst trat jetzt die Erinnerung an die Beschießung der Stadt im Jahre 1792 durch die Hessen wieder vor aller Augen. Jeder malte sich die damals erlebten Schreckenstage mit den glühendsten Farben wieder aus, und Vornehm und Gering, und Arm und Reich sahen mit Furcht und Grausen auf die kriegerischen Zurichtungen die jetzt General von Wartensleben an allen Ecken und Enden der Stadt vornehmen ließ.

So war der elfte Juli herangekommen und mit ihm stieg — da General Jourdan von der Lahn, Moreau von Straßburg heranzogen und alles nach Frankfurt drückte — die Angst, die Beglommenheit und die Aufregung der Bürger auf das Höchste.

Der Tag war blendend schön . . . aber zugleich erstickend heiß; dennoch war alles, was Beine hatte und gehen konnte, auf den Straßen.

Die Aufregung war eine ungeheuere.

Alle Geschäfte, alle Magazine, alle Comptoirs, alle Schulen waren geschlossen. Alle Herzen schlugen höher. Die Leute standen überall in Gruppen: man sprach über

die neueſten Nachrichten, frug nach den heute Morgen eingelaufenen Berichten vom Kriegsſchauplatze, wollte wiſſen, was General Wartensleben mit ſeinen Oeſterreichern machen werde?

Hier bivouakirten Truppen, dort fuhr Artillerie vorüber; an allen Straßenecken ſtanden die Bürger in Haufen, Unentſchloſſenheit in den bleichen Geſichtern, denn Niemand wußte woran er war: ob er flüchten ſolle und wohin? ob dies überhaupt nöthig ſei? ob Frankfurt verſchont bleiben werde oder am Ende gar einer abermaligen Beſchießung ausgeſetzt ſei?

Dabei bließ der Thürmer fortwährend — ein altherkömmliches Zeichen in Kriegszeiten, daß ſich Truppen in der Ferne ſehen ließen.

Das dichteſte Gedränge war indeſſen in der Nähe des Rathhauſes, des ſogenannten „Römers," da ſich der Magiſtrat in Permanenz erklärt hatte und jetzt eben in fortwährender Verhandlung mit General Wartensleben ſtand, den er dringend hatte erſuchen laſſen, die Stadt zu räumen, damit ſie nicht etwa einem Bombardement durch die Franzoſen ausgeſetzt ſei.

Der ganze Römerberg*) ſtand Kopf an Kopf; aber die Menge war nicht ruhig, wie ſonſt etwa, bei feierlichen Gelegenheiten, wo es etwas zu ſchauen gab; ...

*) Der freie, etwas anſteigende Platz vor dem „Römer."

die Köpfe bewegten sich hin und her, wie dunkele Wogen . . . bald hinaufschauend zu den langen riesigen Fenstern des weltberühmten „Kaisersaales," das Erscheinen einer Rathsdeputation und das Verkünden irgend einer Proclamation erwartend, bald nach der Straße „zu den neuen Krämen," von woher der letzt abgesandte Parlementär erwartet wurde, der Wartensleben um Abzug gebeten hatte.

Plötzlich bildete sich in der Menge eine Gasse, denn vom Fahrthore her kamen einige gewichtige Männer: es war der Quartiervorstand des löblichen IV. Quartiers, Bürger-Capitän Caspar Hyronimus Löschhoff mit seinem Leibschützen, und der Bruder des Capitäns, der ehrsame Zunftmeister und Bierbrauer.

Waren doch die Quartiervorstände gerade in jenen Tagen besonders wichtige Leute, denn da leider die Einquartirungen gar nicht mehr aufhörten, und die Quartiervorstände von städtischer Seite mit diesem unerquicklichen Geschäfte betraut waren — die Truppenbefehlshaber nahmen ihnen freilich die Mühe zumeist auf categorische Weise ab — so blieben sie das Organ der gegenseitigen Verständigungen bei allen Klagen, Fragen und Widerwärtigkeiten.

Herr Caspar Hyronimus machte denn auch wirklich in diesem Augenblicke ein sehr ernstes Gesicht, während er, in seine glänzende Bürger-Uniform und in das volle

Bewußtsein seiner Bedeutung gehüllt, wahrhaft majestätisch einherschritt.

Martialisch saß ihm dabei der mit breiter Goldtresse garnirte dreieckte Hut auf dem Haupte. Die vollen goldenen Epauletts glänzten mit der Nase um die Wette. Auch die Uniform war mit Gold galonirt, und Scherpe und Degen hätten dem alten Herrn das Ansehen eines Generals gegeben, wenn nicht der dicke Bauch, die kurzen Hosen, Strümpfe, Schnallenschuhe und der große Stock mit silbernem Knopfe, den er in der rechten Hand trug, gewissermaßen zwischen Militär und Civil vermittelt hätten. Auch sein Adjudant — der Leibschütz — stak in einer ähnlichen, wenn auch ganz einfachen Bürger-Uniform.

Immerhin! — Herr Capitän Caspar Hyronimus Löschhoff war als Quartiervorstand ein Mann bei der Stadt, und da er als solcher der Regierung näher stand, als Andere, so drängte sich jetzt die Masse der Neugierigen auf ihn und seine Begleiter zu, während Hunderte von Fragen auf den alten Herrn zugleich einstürmten.

Vergebens winkten der Leibschütz und des Capitäns Bruder ab, die allgemeine Spannung und Aufregung war zu groß, um sich beschwichtigen zu lassen: man frug nach der letzten Antwort des General Wartensleben? — nach dem Beschluß des Raths? nach der Zukunft, welche

die Stadt erwarte? — ob man sein Geld und seine Kostbarkeiten bergen solle? — wo die Franzosen ständen? — und hundert Dinge mehr, von welchen die guten Leute hätten wissen können, daß sie der Befragte zu beantworten ebenso unfähig sei, wie sie selbst.

„Der Deiwel!" — rief endlich der alte Capitän, als ein momentanes erwartungsvolles Schweigen eintrat — „der Deiwel beantwort all' die Frage uff ämol! Habbt Ihr Borjer dann all' de Kopp verlohr'n? ... Meent*) mer net, der Bunnebart wär aus Italije komme unn ständ schon am Schneidwall odder am Bockemer Dohr? ... Ei, Gott verdamm mich! vor was hawwe merr dann die viele Kanone im Zeighaus? Vor was hawwe mer dann die schen'**) alt Sitt***) unn den ehrwärdige Gebrääch, daß jeddwetter†), der in de Rath kimmt, e††) Kanon in's Zeighaus stifte muß? Dunnerwetter! sinn dann die nur, daderzu da, um ze knalle, wann's zu fresse unn ze saufe gibt, bei feſtliche Gelägeheite, odder wann der Kaiſer gekreent wärd? ... Den Deiwel aach! ... vor de Feind ſein ſe do! ... Unn wann er kimmt, dann kreiſcht: Borjer erraus! unn

*) Meint man nicht.
**) Schöne.
***) Sitte.
†) Jeder.
††) Eine.

macht äch uff die Wäll . . . unn zeigt em, daß die Frankforter aach Pulver rieche könne!"

In dieſem Augenblick bemächtigte ſich der ganzen, den Römerberg füllenden Volksmaſſe eine lebhafte Bewegung. Die Köpfe neigten ſich überall gegeneinander; — man drängte nach „den neuen Krämen" hin, von wo die Bewegung ausgegangen zu ſein ſchien; — das Sprechen wurde laut und lauter, alle Bewegungen leidenſchaftlicher.

„Millerche!" — ſagte jetzt der Capitän zu ſeinem Leibſchütz — „geh' mal hin un horch, was es da Neues gewwe thut?"

Aber der Leibſchütz war noch nicht weg, als ſchon Vetter Winkler mit bleichem Antlitz heranſtürzte und die Nachricht brachte: es zeigten ſich in der Gegend von Sindlingen*) dicke ſchwarz aufſteigende Rauchwolken, von welchen man auf eine große Feuersbrunſt ſchließen müſſe; . . . auch höre man von Königſtein her mächtigen und anhaltenden Kanonendonner!

„Dunnerwetter!" — ſagte der Kapitän erbleichend — „dann werds Ernſt! Millerche komm! mer miſſe häm un de Keller zurecht mache, von wege dene oſige Bombe!"

Und Capitän und Leibſchütz zogen ſich eilenden

*) Einige Stunden von Frankfurt am Main gelegen.

Schrittes in die schützenden Mauern ihrer Wohnung zurück.

Aber schon wogte die Menge wieder nach einer anderen Seite. Das eine Fenster des Kaisersaales hatte sich geöffnet und mehrere Magistratspersonen erschienen an demselben. Der Stadtschultheiß der an ihrer Spitze stand, hielt eine Schrift in den Händen.

Sofort erfolgte Todtenstille und der Stadtschultheiß verkündete: daß so eben hochweisem Rath eine Proclamation von Seiten des Generals Jourdan zugegangen sei, nach welcher der französische Feldherr den Einwohnern Frankfurts, wenn sie sich ruhig verhalten würden, mit den Worten Schutz verspreche:

„Euer Eigenthum soll nicht verwüstet werden.
„Ihr werdet Euere Häuser nicht in den Flammen
„aufgehen sehen."

Der Stadtschultheiß ermahnte noch zur Ruhe . . . und die Fenster schlossen sich. In der Menge aber gaben sich allerseits Freude und Genugthuung kund, und nur wenige waren es, die vor einem allzugroßen Vertrauen auf dies Wort eines französischen Feldherrn warnten.

Aber die Freude sollte ohnehin nur kurz dauern; denn eben stieb die Menge in der Gegend des Marktes auseinander. Ein Reiter kam im raschen Trappe von der Mainbrücke über den Markt her, und schwenkte nach-

dem Römer. Es war der zuletzt an den General von Wartensleben abgesandte Offizier.

In dichten dunkelen Wogen drängte die Masse nach. Ungeduldig, in höchster Spannung umschloß sie nun wie ein ungeheurer, kaum zu übersehender Bienenschwarm das Rathhaus.

Eine ängstliche Stille trat ein. Jeder wartete mit Besorgniß auf die Verkündigung der Antwort: denn zogen sich die Oesterreicher aus Frankfurt zurück, so ging wohl das drohende Ungewitter an der Stadt vorüber; blieb diese aber von Wartensleben und dessen Truppen besetzt, so war das Schlimmste zu befürchten.

So verstrich in ängstlicher Spannung eine viertel ... eine halbe Stunde. Auch Meister Löschhoff befand sich unter den Harrenden, und wahrlich auch auf ihm lastete als Bürger, als thätiger Gewerbsmann, der sich ein schönes Vermögen durch jahrelangen Fleiß erworben und als Familienvater die ganze Bürde der sorgenvollen schweren Zeit.

Und sorgenvoller denn bisher war denn auch wirklich sein Antlitz, als er jetzt plötzlich Herrn Sinklair ansichtig wurde, der sich durch die Menge durchzuarbeiten suchte. Der junge Mann war von dem Landgrafen von Homburg gesandt, um für gewisse Eventualitäten mit dem Rathe der Stadt Rücksprache zu nehmen.

In kurzen Worten tauschten die beiden Männer dies-

mal nur ihre Besorgnisse aus, da der Ernst des Augenblickes keinen anderen Gedanken aufkommen ließ.

Ehrenmeister Löschhoff erfuhr dabei von Sinklair, daß Soldaten des Infanterieregiments Kaiser die Brücke, die bei Bonames — einem zwei Stunden von Frankfurt entfernten Dorfe — über die Nidda führte, besetzt hielten; auf der Fläche nach Homburg hin sich aber die Regimenter Mitrowsky und Hohenlohe, die Husaren Blankenstein und einiges Geschütz aufgestellt hätten. Von dem Feinde sei übrigens noch nichts wahrzunehmen.

Da Sinklair sich seines Auftrages bei hohem Rathe zu entledigen hatte, konnte von keiner längeren Besprechung die Rede sein.

Mühsam bahnte er sich den weiteren Weg . . . da kam ihm aus dem Römer die Nachricht entgegen: General Wartensleben werde Frankfurt besetzt halten!

Wie ein Donnerschlag traf diese Nachricht die Menge, die denn auch sofort zerstiebte, da jeder die Schreckenskunde zuerst nach Hause bringen und dann die nöthigen Vorkehrungen treffen wollte.

Jetzt aber änderte sich auch wie auf einen Zauberschlag die Physiognomie der Stadt.

Wer nicht zu Hause sein Hab und Gut in Sicherheit zu bringen hatte, eilte auf die Wälle und richtete die besorgten Blicke in die Ferne.

Dumpf vernahm man den Kanonendonner von dem

fernen Königstein her. Rauch- und Feuersäulen stiegen hier und da auf.

Durch die Stadt selbst zog jetzt unter Bedeckung einer Abtheilung Blankensteinischer Husaren ein Trupp von nahe 500 französischen Kriegsgefangener.

Sogleich verbreitete sich wie ein Lauffeuer das freudige Gerücht: die Feinde seien in der Nähe von Friedberg geschlagen.

Jubel erfüllte sofort die leicht beweglichen Herzen.

Aber der Jubel milderte sich wieder gewaltig, als eine Stunde später die sichere Nachricht eintraf: daß die Kaiserlichen ihre Magazine zu Sindlingen verbrannt und sich zurückgezogen . . . Mainz dagegen von beiden Seiten, mit Ausnahme der Mainspitze, von den Franzosen eingeschlossen sei.

Wie sich aber die Menschen bei Sturm und Schiffbruch an jedem dahin treibenden Schiffstrümmer halten, so hob sich die Angst der Bürger sofort wieder an einem anderen Stadtgespräche. Es hieß: man habe Seitens der Stadt die Kaiserlichen Magazine gekauft. Die retirirenden Oesterreicher würden sich daher in Frankfurt nicht weiter halten können und die Franzosen, — sollten sie auch allenfalls die Stadt erreichen — dieselbe daher auf friedliche Weise besetzen!

Dennoch faßten nur Wenige Vertrauen. Ueberall war man beschäftigt die werthvollsten Gegenstände: Pa-

piere, Geld, Pretiosen, Silber und sonstige Kostbarkeiten zu retten, zu bergen, zu vergraben.

Immer neue Truppenmassen wälzten sich indeß der Stadt zu und zogen retirirend durch dieselbe, um die Armee des General Wartensleben, durch eine Aufstellung von zehntausend Mann auf den Sachsenhäuser Höhen, zu decken.

Reiter sprengten durch die Straßen, — Artillerie donnerte vorüber, — Wagen mit Verwundeten kamen an.

Von den Thürmen aber rief und blies es fortwährend; ... da fuhren plötzlich drei elegante vierspännige Wagen in gestrecktem Galopp über die Zeile dem Friedberger Thore zu. Sie trugen das Gontard'sche Wappen. Es war die ganze Familie des Herrn Jacob Friedrich Gontard, ... der mit Frau und Kindern, Hauslehrer und Dienerschaft nach Hessen-Cassel flüchtete.

Die Furie des Krieges.

So war denn — nach einer von fast allen Bürgern unter Angst und Besorgnissen durchwachten Nacht — der zwölfte Juli des Jahres 1796 angebrochen. Aber schon mit dem Grauen des Tages ward es auf den Straßen Frankfurts lebendig, denn Jedermann wollte erfahren, wie es jetzt mit dem Feinde stehe . . . ob und was für heute zu befürchten sei?

Die Eifrigsten und Neugierigsten bestiegen daher die Thürme, andere die Wälle und schauten mit Fernrohren nach allen Seiten hin. Zu erkennen war da freilich noch wenig. Nur dunkle Rauchsäulen, die näher und ferner aufstiegen, verkündeten: daß der Krieg mit allen seinen Schrecken in das arme Vaterland eingezogen sei, und dort schon unglückliche Menschen mit herzzerreißendem Jammer an den Trümmern ihrer bisherigen Habe weinten.

Bald indessen traf auch die Nachricht ein, daß die Franzosen während der Nacht sämmtliche Ortschaften an

der Nidda besetzt hätten. Uebrigens kreuzten und widersprachen sich auch heute — wie stets in solch' aufgeregten Zeiten — die Gerüchte fortwährend und nahmen bald eine günstige, bald eine bedrohliche Färbung an, je nachdem sie durch hoffende oder fürchtende, durch muthige oder verzagte Seelen verbreitet und fortgepflanzt wurden.

So belebte es alle Gemüther auf's Neue mit Hoffnung, als der Magistrat bekannt machen ließ: daß die Besatzung von Mainz immer noch 20,000 Mann betrage, und daher ein weiteres Vordringen der Franzosen aus dem Taunusgebirge wohl nicht zu vermuthen stehe. Die oberste Behörde der Stadt verknüpfte mit dieser Anzeige eine weitere Aufforderung an die Bürger: sich ruhig und so viel als möglich in ihren Häusern zu verhalten.

Aber gar Wenigen war dies eben bei der ungeheueren Aufregung möglich. Viele flüchteten auch heute noch, ihr Hab und Gut aus den eigenen unsicher gelegenen Häusern, in andere Lokalitäten die sicherer schienen. Viele der reicheren Familien verließen — wie schon gestern Herr Jacob Friedrich Gontard — die Stadt ganz, um sich nach Cassel oder nach Preußen zu begeben, mit welchem Frankreich damals noch für den Moment in Frieden stand.

So blieb die Stadt fortwährend in Bewegung; ja

dieſe wuchs noch bedeutend, als gegen Mittag die am Malaperr'ſchen Hofe außerhalb der Stadt aufgeſtellten öſterreichiſchen Grenadiere unter General Werneck in Frankfurt ſelbſt einrückten, und deſſen Beſatzung ſomit auf 6 bis 7000 Mann ſteigerten.

Ueberall wimmelte es jetzt von Oeſterreichern. In der Stadtallee — da wo jetzt der erzerne Goethe in friedlicher Majeſtät thront — lagerten 200 Mann Cavallerie; 800 Mann Infanterie ſtanden auf dem Roßmarkte — in der Gegend, in der ſich jetzt das Guttenbergdenkmal mit ſeinen Statuen erhebt; — eben ſo viel auf der Zeil bis nach dem großen Gaſthofe „zum römiſchen Kaiſer" hin.

Dazwiſchen zeigten von Strecke zu Strecke Kanonen ihre gefürchteten todtſpeienden Mündungen; während die Hauptmaſſe der kaiſerlichen Artillerie bereits ſchon auf den Wällen ſtand und ſchuß- und ſchlagfertig war.

So ließ denn die allgemeine Spannung und Aufregung nirgends nach, obgleich ſich im Laufe des Tages keine eigentliche Gefahr zeigte. Befand ſich aber auch faſt durchweg die ganze Bürgerſchaft Frankfurts in dieſer geſteigerten peinlichen Seelenſtimmung, ſo gab es doch auch ein Herz das nichts von ihr wußte, und das — obgleich ebenfalls einer namenloſen Pein verfallen — gerade im Gegentheil, in eine traurige Apathie verſunken war.

Das Erste, was wir am Schmerze zu bekämpfen haben, ist seine giftige lähmende Süßigkeit, die wir so ungern mit der Arbeit des Tröstens und der Vernunft vertauschen und vertreiben. Freilich vermag es die Vernunft nicht, wie Rubens zu machen, der mit einem einzigen Striche das Bild eines weinenden Kindes in das eines lachenden verwandelte. Aber sie kann immer etwas thun . . . und es ist in schlimmen Fällen schon viel, wenn sie die ganze, Herz und Geist zerknirschende Trauer der Seele in eine milde, den Tröstungen zugängliche Halbtrauer umschafft.

Aber dazu bedarf der Mensch entweder eines ganz gewaltig energischen Charakters, einer hohen philosophischen Stellung . . . oder . . . der Zeit!

Philosophisch gebildet war nun freilich der junge Neuber nicht; und wenn er auch, was den Charakter betrifft, für einen recht tüchtigen jungen Mann gelten konnte, dem zur rechten Zeit Muth und Energie nicht fehlten, so war der Schicksalsschlag, der sein Herz in der letzten Zeit getroffen, doch ein so harter für ihn, daß ihm der Schmerz und die Niedergedrücktheit, die ihn seitdem erfaßt, wahrlich zu verzeihen waren.

August Neuber liebte Jungfrau Käthchen Löschhoff, seit ihrem Begegnen auf dem Feldberge und der Geschichte mit dem geretteten Hute, innig und ehrlich. Für ihn war das Leben der Liebe an dem frischen lieblichen

Kinde in voller holdseliger Blüthe aufgegangen. Mit der Liebe aber ist es ein eigenes Ding: wohl schlägt sie leicht überall Wurzel, soll sie aber erfreulich gedeihen, so muß dieser Blume des Herzens nicht nur freundliche Pflege, sondern auch heitere Witterung werden.

Der arme Reuber fand aber für seine treue Herzensneigung weder das Eine noch das Andere. Im Gegentheile, Käthchen pflegte — trotz der vernünftigen Warnung ihrer schwesterlichen Freundin — eine ganz andere Neigung in ihrem kleinen Herzen, und so konnte denn auch natürlich den Bewerbungen August's keine günstige Witterung zukommen.

Das Schicksal spielt den Menschen oft sonderbar mit: so viel ist gewiß, hätte sich damals Sinklair nicht mit in der Gesellschaft befunden, würde der kleine schalkhafte Gott Amor zweifelsohne seinen Pfeil aus Reubers Augen heraus auf das Herz Käthchens abgeschossen haben. Waren doch sowohl der erste Eindruck, welchen der junge Mann auf sie machte, als auch die Art und Weise, wie er ihr entgegentrat, günstig genug; ... nur das eben sein stilles bescheidenes und ganz anspruchloses Wesen bei dem noch ganz unerfahrenen Kinde neben Sinklairs ungemein gewandtem, leichtem und gefälligem Auftreten naturgemäß in den Hintergrund treten mußte.

Später war es alsdann gerade die innige Liebe zu Käthchen, die August Reuber noch bescheidener und un-

beholfener machte; während Sinklair — der gar nicht daran dachte, zu lieben oder daß er geliebt werde, — die volle Unbefangenheit behielt, und durch diese und sein artiges Wesen gegen die hübschen Bürgersmädchen, nur noch liebenswürdiger erschien.

Von diesem Vorzuge Sinklairs in Käthchens Herzen wußte nun freilich der junge Reuber nichts, wenn ihm auch manchmal schon die Ahnung gekommen, daß Jungfrau Löschhoff nicht ganz kalt gegen den feinen jungen Mann sei. Der Abstand der Stellung im Leben zwischen den beiden war aber doch gar zu groß, als daß wohl ernstlich an eine gegenseitige Annäherung gedacht werden konnte, und so faßte denn Reuber endlich Muth, die Sache seines Herzens einmal in's Reine zu bringen. Oefter und öfter kam er zu einem Glase Bier in das Löschhoff'sche Brauhaus, bis er endlich an einem schönen Abende bei dem alten Herrn anklopfte.

Der aber machte gar wunderliche Mienen dazu; und als er, auf sein kurz angebundenes Fragen hin, nun gar erfuhr, daß Reuber, wenn auch aus guter und achtbarer bürgerlicher Familie, doch ohne Vermögen und bis jetzt nur Schreiber bei einem Advocaten sei, da schüttelte Meister Löschhoff den Kopf und sagte in seiner geraden aber derben Weise:

„Schlag sich das der Herr Reuber aus dem Kopf.

Mein Käthchen ist für einen tüchtigen Handwerker oder für einen Mann bei der Stadt bestimmt!"

Vergeblich bemühte sich der junge Mann dem Vater darzuthun, daß er ja gerade auf eine Anstellung bei der Stadt hinarbeite und ihm von Rathsverwandten auch schon eine solche, auf seine guten Zeugnisse hin, zugesagt sei.

Meister Löschhoff blieb bei seinem Wort.

„Wenn der Herr einmal Beamter ist, statt Schreiber," — sagte er trocken — „dann wollen wir sehen. So lange das aber nicht der Fall ist, mag er sein Bier wo anders trinken, ich dulde keine Liebeshändel im Hause!"

Das waren nun freilich harte Worte aus dem Munde eines Mannes, der bisher so freundlich gegen ihn gewesen. Aber in solchen Dingen ist eben der gute Frankfurter Bürger eigen und streng: er will, wenn es an das Verheirathen seiner Töchter geht, wissen, wohin diese und sein sauer erworbenes Geld kommen. Und wer kann es dem Handwerker alsdann verargen, wenn er dabei an das Sprüchwort denkt, das ihm sein eigenes Leben so schön bewahrheitete: „Handwerk hat einen goldenen Boden!"

Jetzt freilich ist es nicht mehr so! . . . Die traurige Sucht nach äußerem Glanz und Schein hat sich auch im vollen Maße des ehrenwerthen Handwerks-

ſtandes bemächtigt. Gar oft ſchämen ſich in unſeren Tagen unſeligen Schwindels Töchter und Söhne der Handwerker des väterlichen Geſchäftes und ſuchen ihr Glück durch das Ergreifen einer anderen Laufbahn oder durch das Heirathen in andere Stände zu erreichen. Lehrt aber nicht die Thatſache, wie oft hier fehlgegriffen wird?

Freies Streben über alles! aber nur in der Freiheit kein Aufgeben ruhig berechnender Vernunft und jener bewährten anſpruchsloſen Solidität, die die einzig wahre Baſis bürgerlichen Glücks iſt.

Der junge Reuber war von jenem Tage an wie vernichtet.

Er ſollte, . . . er durfte die Geliebte nicht mehr ſehen, und gerade mit des Vaters Erlaubniß hatte er ſich ihr erſt recht nähern, ſeine Liebe erklären, die ihre erwerben wollen.

Jetzt war ihm alles dies abgeſchnitten, und was für ihn das Aergſte war: der Wiederausbruch des Krieges nahm dem armen jungen Manne nun auch noch alle Hoffnung auf eine baldige und günſtige Anſtellung.

Da überkam ihn eine düſtere und ſchwere Melancholie, die mit den Schrecken des Krieges und dem, über ſo viele Menſchen hereinbrechenden Unglück noch wuchs; ſo daß Reuber — hätte er nicht eine alte und kranke Mutter zu verſorgen gehabt — in ſeiner Verzweiflung

wohl selbst Dienste bei den Deutschen genommen und seinen Tod auf dem Felde der Ehre gesucht hätte. Das Leben war ihm vollkommen gleichgültig und werthlos geworden.

Aber das ist ja eben das Traurige, daß unser Geist so gerne die Gestalt des irren Herzens annimmt; daß der Gedanke, der die Schwächen des Herzens heilen sollte, selber krank wird!

So waren denn Neuber auch die letzten, nach Außen hin so sturmbewegten Tage in dumpfem Brüten dahingeschwunden. Zu arbeiten gab es ohnehin nichts für ihn, da auch der Advocat, bei dem er schrieb, sein Bureau geschlossen hatte, wie dies mit den Geschäften jeder Art für den Moment der Fall war.

Wohl fühlte er in manchen Stunden — bei all' dem Trübsinn, der ihn mit magischer Gewalt erfaßt hatte und fast zu Boden drückte — daß noch jugendliche Kraft, Seelenstärke, ja ein kühnes, verzweifeltes Wagen in der Tiefe seiner Seele ruhe . . . aber wie sollte er dies — und wo? — zur Geltung bringen?

Die Mutter konnte er ja, am wenigsten jetzt, verlassen, und der Ort zu großen kühnen, mit kalter Lebensverachtung unternommenen Thaten, war ja doch wohl nur das Schlachtfeld!

So ward es denn immer düsterer in seiner Seele.

Selbst der 12. Juli war spurlos an ihm vorüber-

gegangen. Hörte er doch kaum die Schreckenskunde, die mit dem Nachmittage die Stadt allarmirte, ... die Schreckenskunde: der linke Flügel der französischen Hauptarmee, commandirt von dem Divisionsgeneral Kleber, habe sich Frankfurt genähert, ... ja! die Avantgarde derselben zeige sich bereits auf den Anhöhen Bornheims und jenen der Friedberger Warte.*)

Jetzt war das Aeußerste in Aussicht!

Die dort aufgestellten kaiserlichen Dragoner und Husaren griffen zwar sofort den Feind an und schlugen dessen Vortrab zurück, aber ... den nachfolgenden Massen nicht gewachsen, mußten sie bald den Schutz der Wälle suchen.

Die französische Artillerie drang jetzt rasch bis nahe der Stadt vor.

Da blies es von allen Thürmen, da rasselten die Trommeln durch alle Straßen, da riefen die Signalhörner unter die Waffen, da rannten die Menschen schreiend und ängstvoll durcheinander. Und doch waren

*) Wartthürme: aus dem Mittelalter stammende Thürme auf den Anhöhen und Gränzen Frankfurts erbaut, ... und zwar erbaut unter Aufpflanzung von Falkonetstücken, die die Arbeitsleute vor dem Unbill der umwohnenden Fürsten und Ritter schützen mußten. Die Thürme selbst dienten zum Schutze von schnellen Ueberfällen der Stadt. Sie stehen noch heutigen Tages.
„Kirchner I. 481."

die Straßen noch gefüllt, als plötzlich — mit den letzten Schlägen der sechs Uhr Stunde — der Kanonendonner zu rollen anfing und die ersten Granaten in der Nähe der Haupt- und der Friedbergerstraße prasselnd niederschlugen und krachend zersprangen.

Geheul und Weheruf der Bürger — die bisher noch immer auf General Jourdans friedliche Proclamation gezählt — erfüllte jetzt die Lüfte; Verwirrung und Bestürzung bemächtigte sich der Massen, die jetzt, bei diesem mörderischen Gruße — französische Wortbrüchigkeit verfluchend und verdammend — mit Gedankenschnelle auseinanderstoben.

Jetzt aber erwiederten auch die schweren kaiserlichen Geschütze von den Wällen aus das Feuer der Franzosen. Und siehe! der Erfolg war ein glücklicher, die leichtere französische Artillerie mußte nach einer halben Stunde verstummen und sich zurückziehen.

Alsobald erschien vor dem Friedberger Thore ein französischer Offizier mit einem Trompeter.

Fanfaren erschallten, der Ausfall wird geöffnet. Man verbindet dem Einlaß Verlangenden die Augen und führt ihn — von einem kaiserlichen Offiziere und einer Abtheilung Soldaten begleitet — zu dem Stadtcommandanten, Baron von Menfrault, der damals in

dem Schernbergischen Hause, der Hauptwache gegenüber,*) wohnte.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde dieser „Aufforderung zur Uebergabe der Stadt" durch diese verbreitet, und da hiernach ein einstweiliges Aufhören des Beschießens mit Recht zu erwarten stand, so eilten Alle, die sich bis jetzt in fremde Häuser geflüchtet hatten, auf die Straße, um schnell zu den Ihrigen zu gelangen**)

Nur ein junger bleicher Mann zog sich nicht zurück. Die Arme auf der Brust gekreuzt, die Stirne in düstere Falten gelegt, den starren Blick auf den Boden gerichtet, stand er an einer der gefährlichsten Stellen der Bilbelerstraße, gegen den Thürpfosten eines Tabaksladens gelehnt, vor dem ein kleiner hölzerner Mohr — eine thönerne Pfeife im Munde — angebracht war.

Was er hier wollte? . . . was er sann? . . . wer konnte es wissen! Unbeweglich stand er dort und selbst das warnende Rufen der Nachbarn weckte ihn nicht aus seinen Träumen. —

Indessen war die Aufforderung zur Uebergabe der Stadt an die Franzosen von dem österreichischen Obergeneral abgeschlagen worden.

---

*) Jetzt das Schepeler'sche Haus.

**) Pfeiffer: „Erinnerungskränze aus Zweigen der Vergangenheit Frankfurts."

Schrecken verbreitete sich über die ganze Bürgerschaft; jetzt stob der letzte Rest der Menge auf den Straßen auseinander und flüchtete — Verzweiflung im Gesicht und im Herzen — nach Hause.

Gleichgültig — mitunter lachend — sahen die auf der Zeile und auf dem Roßmarkte campirenden Soldaten den angsterfüllten Einwohnern nach. Als ob gar nichts in Frage stünde, rührten die abgehärteten Krieger ihre Töpfe und tranken sorglos und heiter aus ihren Feldflaschen.

Noch einmal traf ein Parlementär ein . . . umsonst! . . . General Wartensleben bestand auf der Vertheidigung der Stadt.

Während dessen war ein Theil des fortwährend für das Gemeinwohl unermüdlichen Magistrates auf dem Römer versammelt, um die nöthigsten und zweckdienlichsten Vorkehrungen stets schleunigst treffen zu können.

General Kleber hatte bei seinem Vordringen über Vilbel das dortige Schloß niederbrennen lassen, weil die Einwohner allda seinem Befehle: „die abgebrochene Brücke schleunigst herzustellen," nicht schnell genug nachgekommen waren. Das Gerücht hiervon, dahin vergrößert, ganz Vilbel sei von den Franzosen den Flammen überliefert worden, hatte gegen Abend die Stadt durchlaufen und trug jetzt natürlich dazu bei, Angst und Besorgniß noch zu vermehren.

Gemartert von solchen Empfindungen, fühlten Frankfurts Einwohner daher wenig Verlangen zur Nachtruhe und der erste Ton der zwölften Stunde traf keines Schlafenden Ohr.

Als aber auch bald die zweite Stunde entschwunden war, da regte die nie sterbende Hoffnung ihren Zauberstab und gaukelte den Ermatteten in schönen Bildern die so sehnlichst zurückgewünschte Ruhe und den alten gewohnten süßen Frieden vor, und manches Auge senkte sich zum Schlummer, beschwichtigt von der Ueberzeugung, daß nun mehr auch der übrige Theil der Nacht glücklich vorüberziehen werde.

Und viele der Müden, der Erschöpften und Umhergetriebenen deckte wohlthätiger Schlaf, da tönten die Glocken dreiviertel auf Zwei und mit ihrem Verhallen blitzten Flammen auf von den nördlichen Anhöhen, — zogen Feuerstreifen durch die Luft und rollte ferner Geschützesdonner über das schweigend daliegende Frankfurt.

Wie stürzten die Schläfer da aus den Betten! — wie eilten besorgt die so unfreundlich Erwachten an die Fenster!

Gerechter Gott! mit klopfendem Herzen vernehmen sie den fernen Donner, in den sich jetzt plötzlich auch die furchtbaren Schläge der kaiserlichen Lärmkanonen mischen, die — in den Straßen abgefeuert — die Häuser flammend erleuchten und alle Fenster erbeben lassen.

Und „auf!“ . . . „auf!“ . . . schallt es durch alle Straßen und Gassen — und „auf! auf!“ — hallt es nach in jedem ruhigen Hause.

Und wieder rasseln die Trommeln, rufen die Thürmer, schmettern schauerlich die Hörner, als ging es zum jüngsten Gerichte!

Und wie nun die entsetzten Bürger den Blick zum klaren Sternenhimmel wenden, da scheinen Kometen den Horizont sausend zu durcheilen, — glühend fahren die Kugeln dahin, lange feurige Linien nach sich ziehend!

Und fort und fort kollt der Donner der feindlichen Geschütze, verstärkt, verdoppelt jetzt durch das lebhafte Feuer der von den Wällen spielenden kaiserlichen Batterieen.

Viele Bürger stürzen im ersten Schreck durch die Straßen! . . . die überall zerspringenden Granaten scheuchen die Flüchtigen zurück; . . . und als jetzt die feindlichen Geschosse Dächer zertrümmern, daß Balken, Bretter und Schiefer mit vernichtender Kraft umherprasseln, flüchten die Einwohner, ihr Leben zu retten, in die schützenden Keller.

Aber dennoch erreicht das Feuer der Haubitzen der unglücklichen Opfer genug*).

*) „Pfeifer:“ a. a. O. aus der Vergangenheit Frankfurts. I. Theil S. 86—103. als Augenzeuge.

Endlich, gegen Morgen, schwieg das Feuer. Unterhandlungen begonnen; aber sie führten zu nichts. Das Gräßlichste stand bevor. Jetzt, da die Leibschützen athemlos in den Quartieren herumeilten, anzusagen: daß das Straßenpflaster aufzureißen, nasses Stroh und Mist vor den Häusern zu streuen, die Dächer mit nassen Gegenständen zu decken, und aller Orten Bütten mit Wasser aufzustellen seien, — jetzt entstand erst unter der entsetzten Bevölkerung allgemeine Verwirrung.

Ein neues Bombardement der Stadt stand bevor... und es ließ nicht lange auf sich warten.

Von neuem donnerten auf beiden Seiten die Geschütze, — von neuem regnete es Kugeln auf die Dächer der Stadt. Der Feind zielte dabei hauptsächlich nach dem Zeughause.

Da ertönte mit einemmale der Schreckensruf: „Feuer!" — „Feuer!"

Es brannte zugleich an verschiedenen Plätzen. Dunkelroth schlug die Gluth in der Eschenheimer Straße aus mehreren Häusern auf! — Himmelhohe Flammen leckten aus einem Hause der Friedbergergasse empor!*)

Die Thürmer riefen! — die Trommeln rasselten! — die Feuerhörner ließen ihren schauerlichen Ruf ertönen!

*) Das jetzige Hôtel Drexel.

Wer aber konnte hier Hülfe leisten?!

Wie feurige Kegelkugeln sprangen die Granaten durch die Straßen, — wie feuriger Regen fielen sie vom Himmel!

Aber was war denn dies alles noch?

„Feuer!" — „Feuer!" — rief es auf's Neue und die Sturmglocke schlug, wie in Verzweiflung ächzend, fort und fort ihre drei beängstigenden hülferufenden Schläge an.

Und „Feuer!" — „Feuer!" — heulte es wieder, mit dem entsetzlichen Zusatze „in der Judengasse!"

Die Kugeln, die nach dem Zeughause zielten, hatten in der nahen, durch Mauern und Thore eingeschlossenen Judengasse — dieser grauenhaften Anhäufung schmaler, hoher alter Holzhäuser — gezündet!

Binnen wenigen Minuten standen schon eine Masse Häuser in vollen Flammen und sandten ein wahres Feuermeer dem nächtlichen Himmel entgegen.

Auch hier erschallte jetzt Hülferuf; doch auch hier machten die in der Nähe der brennenden Häuser in Masse niederstürzenden feurigen Geschosse jede Rettung unmöglich, und so fraß denn das wilde, das tobende Element ungezügelt, unbeirrt und in jedem neuen Opfer seine Wuth steigernd, gierig fort, bis es endlich, seine Gluthfahne in gräßlichem Triumphe schwingend, die un-

beſchränkte Herrſchaft ſich errang und ſchonungslos, was zu erreichen war, vernichtete.

Die, durch Gartenhäuſer und Bäume gut gedeckten und von dem Geſchütz der Wälle ſehr wenig beläſtigten Feinde arbeiteten jedoch an ihren zerſtörenden Feuerſchlünden unterdeſſen rüſtig fort.

Die Batterie der Bornheimerhaide ſchleuderte ihre Kugeln bis in den Main und nach Sachſenhauſen; die Geſchütze am Neuhof warfen ihre Granaten bis auf den Markt und in die Fahrgaſſe, und die Haubitzen am Stallburgiſchen Brünnchen hatten ſich den weſtlichen Theil der Stadt bis zum Comödienplatze, Roßmarkt, Katharinenpforte und Kornmarkt zum Tummelplatze auserleſen.

Während nun ſo himmelanſtrebendes Feuer das ſchreckdurchbebte Frankfurt wie zu hellem Tage glühend roth erleuchtete und die umherſchwirrenden Granaten an vielen Orten Dächer zerſchlugen und ſonſt zündeten, was aber gleich wieder gelöſcht wurde, befand ſich der geſammte Magiſtrat der Bürgerſchaft in der Rathsſtube, um für das Gemeinwohl beſtmöglichſt zu ſorgen:

Eine Deputation ſollte hinauseilen zu dem franzöſiſchen Befehlshaber und um Schonung der Stadt bitten. Alſo war der Beſchluß, und ungeſäumt beſtiegen die ernannten Ehren-Männer die Herrenkutſche, um das gefährliche Werk zu vollbringen.

Die beiden Stadttrompeter zu Pferde voraus, ging ihr Weg durch die verödeten Straßen, deren Menschenleere nur zuweilen durch eine, über nasses Stroh leis auftretende kaiserliche Patrouille, und deren unheimliche Todesstille nur durch das ferne Donnern der Geschütze, durch das Anschlagen der Sturmglocke und den heulenden Feuerruf der Thürmer unterbrochen wurde.

Hier und da schaute ein bleiches Gesicht zagend aus den schutzverheißenden starken Kellern; die Magistratsmitglieder aber verfolgten im ungeschirmten Fuhrwerke auf offener Straße muthig ihr Ziel.

Mochten auch die Granaten ihre Eisenstücke verheerend umherschleudern, — wie namentlich als die Abgeordneten am „Tannenhirsche" auf der Schäfergasse sich befanden, eine zerspringende Kugel an der Ecke des „Römischen Kaisers" das Pferd eines vorüberreitenden Adjutanten des Grenadierbataillons „Würtemberg" tödtete; — sie schreckte, die Rettung der geliebten Vaterstadt im Auge, keine Gefahr.

Jemehr sie sich dem „Neuen-Thore" näherten, desto heftiger umprasselten sie die niederstürzenden Geschosse. Doch eine höhere Hand schirmte sie und so erreichten sie das letzte Thor, durch welches, in Uebereinstimmung mit dem kaiserlichen Commandanten Montfrault und unter Begleitung des von dem General Wartensleben

als Parlamentair mitgesandten Obristen von Brady, sie die Stadt verließen.

Die hart an den Gärten stehenden französischen Vorposten nahmen die Ankommenden nach kriegrechtlichem Gebrauche in Empfang und geleiteten sie nach der nahegelegenen Frankfurter Ortschaft Bornheim, in das Gasthaus zum Adler, wo General Kleber sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Der Hinausweg führte dicht an einer der aufgeworfenen Batterieen vorbei.

Hier mußten sie sehen wie die französischen Kanoniere die zur Zerstörung der Vaterstadt bestimmten Granaten herbeitrugen, — wie sie luden, — wie sie richteten, — wie sie die furchtbaren Geschosse abfeuerten! ... Und im Hintergrunde das flammende Frankfurt. . . .

Es war ein herzzerreißender Anblick! . . . Ein Bild des Jammers und des Entsetzens! — — — — —

Endlich! endlich! — der Mittag des 13. Juli war schon herangekommen — schwiegen die feindlichen Geschütze: die abgesandte Rathsdeputation hatte einen Waffenstillstand auf 48 Stunden erwirkt, während welcher Zeit über eine Capitulation der Stadt verhandelt werden sollte.

Die Bomben hagelten nicht mehr auf Straßen und Dächer, — die Kanonen hatten aufgehört zu donnern; . . . aber das Feuer raste fort . . . ein großer

Theil der Judengasse — es waren hundert und fünfzig Häuser — bildeten einen einzigen Flammenocean!*)

Ganz Frankfurt war in Gefahr ein Schutt- und Aschenhaufen zu werden!

Und Niemand hatte sich bisher unter dem Kugelregen herbeigewagt, um zu helfen und zu retten! . . . und wie? . . . wie? . . . sollte überhaupt hier dem Wüthen des furchtbaren Elementes Einhalt gethan werden?

Die Judengasse — zwischen hohe Mauern eingezwängt, mit Thoren geschlossen, eng zum Erdrücken, von alten schmalen hochaufragenden Häusern gebildet, zum Theil von ihren Bewohnern, die sich nach Hanau geflüchtet, verlassen — war an ihrem in die Fahrgasse mündenden Theile nur eine einzige Gluth.

Wolken dicken schwarzen Rauches, den Tag verfinsternd, wälzten sich und wirbelten empor, oft von unten gluthroth gefärbt! Feuersäulen stiegen dazwischen auf! Funken sprühten zu Millionen umher, und wenn eines oder das andere der kleinen Häuser in sich selbst zusammenstürzte, war es, als ob ein Vulkan seine Feuereisse geöffnet und, wie ein zürnender Höllengott, seine Flammen und Blitze gen Himmel schleudere!

Und hieher rief es nun und blies es und trommelte

*) „Kirchner:" Geschichte von Frankfurt. II. Theil S. 60.

und stürmte die Bürger zusammen, um — wenn auch das Brennende nicht mehr zu retten war — doch wenigstens dem Umsichgreifen der wüthenden Flammen Einhalt zu thun!

Und wer ein Herz im Busen hatte und Muth und menschliches Mitgefühl der eilte herbei.

Der junge Neuber war einer der ersten.

Furchtbar hatte ihn die furchtbare Catastrophe aus seiner Apathie aufgeschreckt!

Was war jetzt noch das Leid und Weh' des Einzelnen gegenüber dem Elend und Jammer einer ganzen Bevölkerung?

Wie durfte sein Herz jetzt noch einem egoistischen Kummer nachhängen, wo Tausende von dem Entsetzlichsten bedroht waren, — die theure Vaterstadt in der größten Gefahr schwebte?!

Wie der reife Kern die Schale sprengt und wegschleudert, so hatte er — den die Stunde des Entsetzens gereift — seine Herzensnoth von sich geworfen und groß und gewaltig richtete sich jetzt sein jugendliches „Ich" wieder empor; . . . ja es erhob sich um so muthiger, als er für sich selbst nichts mehr zu verlieren hatte und das Leben ihm gleichgültig war.

So stürzte der junge Mann — da er die Mutter geborgen wußte — aus dem Hause, . . . so eilte er der Brandstätte zu.

Jetzt! . . . jetzt! war er nahe bei ihr, . . . da feſſelte für den Moment Entſetzen ſeinen Fuß; . . . da raubte ihm der Anblick des unermeßlichen Feuermeeres Bewegung und Sprache!

Aber es war auch nur ein Augenblick, der ihn, wie verſteinert, feſthielt.

Dort ſank eben wieder krachend und ſprühend ein Haus in ſich zuſammen! . . . dort wieder eines! . . . Hier war nichts mehr zu machen!

Auch jenſeits nicht, wo, auf der einen Seite, weißglühend, Berge von Kohlen ſich thürmten und auf der anderen die dunkelrothen Flammenzungen von ſchwarzem Rauche umfaßt aus den weitvorſtrebenden Dachgiebeln leckten!

Brennende Balken ſtürzten dabei krachend nieder, — Mauertheile rutſchten zuſammen, während die Hitze alles, was ſich näherte, zu verſengen drohte.

So wagte ſich hier denn auch Niemand heran. Dem eigenen ſchrecklichen Schickſale mußte überlaſſen werden, was nicht mehr zu retten war.

Aber die Flammen hatten ja jetzt auch andere Straßen ergriffen. Acht und zwanzig beträchtliche Magazine, in den Hintergebäuden des Gaſthauſes „zum gelben Hirſch" gelegen, waren dem Feuer verfallen *).

*) Frankfurter Journal 1796 Nr. 130.

Dorthin! dorthin! stürzte jetzt die Menge. Auch der junge Reuber eilte dahin.

Wieder war ein Haus erfaßt worden . . . schon brannte der Giebel! . . . schon hatte das Feuer auch den unteren Theil ergriffen! . . . da flog ein Fenster im zweiten Geschosse auf und — ein Bild der gräßlichsten Verzweiflung — stürzt ein Weib an das Fenster. Es ist eine Mutter, die unter herzzerschneidendem Hülferuf in jeder Hand ein kleines Kind emporhebt. Die Treppe steht in Flammen . . . sie kann nicht hinunter! . . . es brennt unter ihr! es brennt über ihr! . . . das Entsetzliche scheint ihren Verstand verwirrt zu haben. . . . „Hülfe! Hülfe!" schreit sie und scheint im Begriff, ihre Kinder hinabwerfen zu wollen.

„Leitern her!" — Leitern her!" — schreit es jetzt von allen Seiten.

Eine Leiter kommt . . . Niemand aber will sich hinauf wagen. Noch ehe Mutter und Kinder erreicht sind, kann es auch die Leiter durch das Feuer sein und — zusammenbrechend — dem Retter wie den zu Rettenden Tod bringen.

„Hülfe!" — „Hülfe!" — schreit die Mutter noch einmal, daß es Mark und Bein erschüttert.

Da eilt ein junger Mann herbei, . . . es ist Reuber! Rasch, wie der Gedanke der ihn leitet, klimmt er hinauf und holt eines der Kinder.

Es ist gerettet.

Noch einmal . . . und auch das zweite befindet sich unten in schützenden Armen.

Aber jetzt fängt auch die Leiter zu glimmen an . . . und es ist keine andere in der Nähe . . . und doch muß auch die Mutter gerettet werden.

Und Neuber klettert noch einmal hinauf:

„Zurück!" — „zurück!" — schreien Viele — „die Leiter bricht!"

Aber Neuber hört nicht, . . . mit einem Muthe, der alle Anwesenden erstarren macht, steigt er aufwärts.

Jetzt ist das Fenster erreicht . . . jetzt schwingt er sich hinein . . . jetzt hilft er der Unglücklichen auf die Leiter — halb im Wahnsinn der Verzweiflung steigt sie hinab. . . .

Sie ist unten! . . . Freudenrufe begrüßen sie. . . .

Neuber folgt . . . da kracht es, . . . die Leiter bricht . . . und . . . der junge Mann stürzt aus der Höhe herab!

Ein furchtbarer Schrei tönt durch die Massen.

Der Unglückliche liegt bewußtlos mit Brandwunden bedeckt . . . und . . . mit zerschmettertem Arme. — — — — — —

Und das Feuer brennt fort und fort . . . schon wüthet es in verschiedenen Straßen: auf der Aller-

heiligengasse, hinter den Predigern*), in der Fahrgasse. . . .

„Gerechter Gott! es wird Herr der Stadt werden!"

Uebermenschlich ist die Anstrengung der Bürger . . . drei Nächte haben sie jetzt nicht geschlafen, Angst, Sorge und Kummer erfüllen sie. Ermattet lassen die Kräfte nach . . . erschlafft hängen die Arme . . . verzweiflungsvoll starren sie zu dem Himmel auf . . . da! . . . da! . . . hat dieser Erbarmen: linde fängt es an zu regnen, . . . und der Regen wird stärker und stärker . . . und was Menschenhänden nie gelungen wäre, vollendet ein Element in dem Kampfe mit dem anderen: die Gluth wird gedämpft, sie sinkt in sich selbst zusammen . . . und Frankfurt, die altehrwürdige Reichs- und Krönungsstadt ist gerettet!

*) Jetzt Klostergasse genannt.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Hölderlin.

Culturhiſtoriſch-biographiſcher Roman

in zwei Theilen

von

Heribert Rau.

Zweiter Theil.

Leipzig,
Theodor Thomas.
1862.

Inhalt.

Ideal und Welt.

	Seite
Im Exil	3
Stilles Glück	26
Ein Brief	42
Wendung	47
Geistiges Leben	67
Ein Fest des Friedens und der Liebe	88
Der nächtliche Hülferuf	130
Haß und Liebe	146
Ein ideales Verhältniß	172
Hyperion und Diotima	187
Der Freier	197
Der Rache Erfüllung	229
Der Bettler	267

Nach vierzig Jahren.

Ein stiller Mann	297

Ideal und Welt.

Im Exil.

Die Donner der franzöſiſchen Revolution rollten noch über die Welt.

Das Mittelalter mit ſeinen die Menſchheit entwürdigenden Feſſeln, mit ſeinen hierarchiſchen und politiſchen Tyrannen, mit ſeinem alle bürgerliche Freiheit untergrabenden Feudal- und Lehnsweſen, mit ſeinem Geheimverfahren und ſeinen Privilegien, mit ſeiner geiſtigen Verdumpfung und ſeiner Unterdrückung jeder freiſinnigen Idee, — das Mittelalter war unter Trümmern, Blut und Flammen zu Grabe gegangen. Noch raſten die Stürme der Revolution, die es geſtürzt, — dieſes gewaltigen politiſchen Ungewitters; — aber es ſtand ja in dem großen Buche der Geſchichte geſchrieben, daß ſich auch hier wieder aus Blut, Flammen, Staub und Aſche das Morgenroth einer beſſeren Zeit, gleich einem ſtrahlenden Phönix, erheben ſollte.

Während indeß in Italien, in Oeſterreich, am Rhein

und Maine der Krieg wüthete, lag der nördliche Theil Deutschlands noch in Frieden, . . . wenn auch allerdings in einem drückenden und beängstigenden.

Dem Beispiele Preußens und Spaniens waren auch andere Staaten gefolgt. So hatte sich auch Hessen-Cassel dem Frieden mit der französischen Republik angeschlossen und erfreute sich daher der anscheinend tiefsten Ruhe, während die Furien des Krieges — ihre gräßlichen Fackeln schwingend — schon über das benachbarte Frankfurt hinzogen.

In Hessen regierte damals Landgraf Wilhelm IX. (nachheriger Kurfürst Wilhelm I.), und zwar hatte derselbe sein Regiment unter guten Auspicien für sein Volk angetreten.

Hatte doch das arme Hessen unter Landgraf Friedrich II. — dem Vater Wilhelm's IX. — eine gar traurige Zeit erlebt.

Allerdings war Friedrich der Vertreter des philosophischen achtzehnten Jahrhunderts für Cassel gewesen; aber zugleich auch aller der Ueppigkeiten und Weichlichkeiten, die es in seinem Gefolge mit sich führte. Hessen-Cassel ward unter Friedrich II. eine französische Stadt in Mitten Deutschlands.

Vor allen Dingen wurden eine Menge Prachtbauten in Angriff genommen: so der Paradeplatz mit der schö-

nen Kolonade, das Opernhaus, das große Museum Fridericianum und die katholische Kirche.

Theater und Kapelle, französische, italienische Oper und Ballet wurden mit unerhörtem Luxus ausgestattet und mit einem Personal versehen, wie es bei ähnlichen Instituten nur in den größten Hauptstädten vorkommt.

Auf diese Weise wurde Cassel, im Norden Deutschlands, wie gleichzeitig unter Herzog Karl Stuttgart im Süden, der Sitz einer der glänzendsten Höfe, zu welchem Fremde aller Stände von allen Seiten herbeiströmten, die der Landgraf mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit aufnahm. Der Geist der Aufklärung wehte dabei aus allen Anstalten für Wissenschaften und Kunst, der Geist der Freude aus den steten Festen und Vergnügungen; und froheste Lebenslust belebte die Cassler Einwohnerschaft, der das zahlreiche Militär, die Menge der Staatsbehörden, die vielen Fremden und die ununterbrochenen Neubauten Wohlstand, ja Ueberfluß verschafften.

Aber! . . . aber! . . . der Glanz und Luxus des Cassler Hofes hatte auch — namentlich für das übrige Land — eine sehr düstere Schattenseite! Ueberstieg doch der ungeheuere Aufwand weit die Kräfte eines kleinen Staates.

Und doch mußte Geld herbei! . . . Was that daher der Landgraf?

Leider ist es nur zu bekannt!

Um die nöthigen Gelder zu erlangen, griff Friedrich zu zwei sehr schlimmen . . . ja himmelschreienden Mitteln: zu dem unglückseligen Lotto und zu der empörendsten Seelenverkäuferei!

Die unglaubliche Spielwuth, die die Bevölkerung — in Folge der verführerischen Lotteeinrichtung — ergriff, ließ sie die Verderblichkeit des Glücksspieles übersehen, bei welchem über dem Gewinne der einzelnen Amben, Ternen, Quaternen und Quinten . . . Tausende von Menschen in ihrem Vermögen vollständig zu Grunde gerichtet wurden.

Und nun gar die Seelenverkäuferei!

Schon im Jahre 1775 schloß Hessen jenen berüchtigten Vertrag ab, kraft dessen der Landgraf 12,800 seiner Unterthanen — zum Gebrauch in den Colonien — an England verkaufte. Es war dies der dreiunddreißigste Theil der Einwohnerschaft, indem das hessische Ländchen damals nur 400,000 Einwohner zählte.

Bis zum Jahre 1782 — man kann die schreckliche Thatsache nicht oft genug wiederholen und dem Volke in das Bewußtsein zurückrufen! — bis zum Jahre 1782 wurden dann noch 4200 Rekruten nachgeschickt. Dazu mußte Hanau noch besonders 2400 Mann stellen.

Und diese 19,400 Mann machten also nun nahe

den 20. Theil der sämmtlichen Bevölkerung Hessens aus!

Und wie ging man dabei zu Werke? O! die Geschichte weiß davon zu erzählen . . . aber Niemand hat die Thränen und die gebrochenen Herzen gezählt, die das unglückliche Hessen damals aufzuweisen hatte.

Es kamen englische Commissarien nach Cassel und besichtigten die verkauften Menschen auf dem Markte, wie sie die Neger in Amerika zu besichtigen gewohnt waren. Dabei zahlten sie Hundert Thaler für jedes Stück.

Als man den Landgrafen einmal Friedrich dem Großen „seinen Schüler" nannte, sagte er: „S'il était sorti de mon école, il n'aurait pas vendu ses sujets aux Anglais, comme on vend du bétail pour le faire égorger."

Und in seinem Antimachiavelli im letzten Kapitel sagt derselbe große König: „Solche Fürsten sollten erröthen über die Schändlichkeit, mit welcher sie das Leben der Menschen verkaufen, die sie, als Väter ihrer Völker, beschützen sollten."

Aber diese Zeit schien ja vorüber. Wilhelm IX. zeigte sich bald als das vollständige Gegentheil seines Vaters. War dieser prunkhaft und üppig gewesen, so war Wilhelm IX. sparsam bis zum Geize.

Wie der Vater die Franzosen liebte und begünstigte, so haßte sie der Sohn.

Der Anfang der Regierung ließ sich zwar gut an:*) der neue Regent machte eine Rundreise zu Pferde mit geringer Begleitung fast von Dorf zu Dorf, um die Beschwerden seiner Unterthanen zu erfahren. Reformen erfolgten nun und das Prunksystem des Vaters wurde aufgegeben. Auch das unselige Lotto hob man auf, so wie die kostspielige Oper und das noch kostspieligere Ballet. Für die Kapelle wurden dabei nur deutsche Künstler beibehalten; wegegen sämmtliche Abenteurer und Windbeutel in Civil und Militär ihren Abschied bekamen.

Aber darauf beschränkte sich der neue Regent noch nicht: jetzt kam die Reduction auch an die Truppen, wobei besonders die insolente erste Garde — die die Ehrenwache in dem Schlosse hatte und sogar nach der Weise der römischen Prätorianer eine Verschwörung gegen das Leben des Landgrafen versucht haben sollte — aufgelöst und unter andere Regimenter gesteckt wurde.

Auch das Carolinum sah sein Ende. Die Anstalt ward, als zu kostspielig, mit der Universität Marburg verbunden; viele Professoren folgten ihr dahin, andere

*) Ueber Landgraf Friedrich II. und Kurfürst Wilhelm I.: „Behse's Geschichte der Höfe." V. Thl. 161—237.

gingen außer Landes: wie Müller nach Mainz, Forster nach Wilna, Mauvillon nach Braunschweig, Dohm und Sömmering nach Berlin, Runde nach Göttingen.

Ebenso hörten der Beamtenunfug und die Sinecuren auf.

Endlich erließ der neue Landgraf den Ständen das zeither übliche don gratuit bei der Huldigung, eine Summe von 100,000 Thalern, indem er erklärte: er sei, weit entfernt die Lasten seiner getreuen Unterthanen zu vermehren, auf Verminderung derselben bedacht.

Schon jubelten Stände und Volk, da . . . wandte sich das Blatt: ehe die Stände auseinander gingen, legte ihnen der neue Landesvater eine Rechnung vor, nach der sie ihm seit 1704 noch 1,100,661 Thaler an Reichs-, Kreis- und Landessteuern schulden sollten.

Jetzt trat auf einmal die Sparsamkeit in einem ganz anderen Lichte auf. Und in der That, sie erstreckte sich bei dem Landgrafen, wie bei Friedrich Wilhelm I. von Preußen, sogar auf die Details der Tafel. Der Regent von Hessen-Cassel schrieb eigenhändig auf einen Speisezettel, auf welchem herumgelegte Citronenscheiben erwähnt waren: „Gelbe Rüben thun's auch."

Aber . . . diese Sparsamkeit machte Landgraf Wilhelm reich!

Reicher aber noch machte es ihn, daß er — bei

allen wirklichen und scheinbaren Reformen — die abscheuliche Seelenverkäuferei seines Vaters, als eine Goldgrube, beibehielt. Sie dauerte fort bis in die Zeit der französischen Revolution hinein. Noch 1794 — also zwei Jahre vor unserer Geschichte — wurden wieder 4000 Hessen in die Colonien verkauft; . . . und zwar geschah dies, als schon das Haupt des Königs von Frankreich gefallen war, . . . als schon der republikanische Nationalconvent seine furchtbare Volksmacht entwickelt hatte.

So wurde denn Landgraf Wilhelm IX., — später Kurfürst Wilhelm I. — der reichste Fürst Deutschlands, und bekanntlich haben die reichsten Banquiers Europas, die Rothschilds, ihr Glück durch ihn gemacht. War doch der Stamm, des jetzt so großartig dastehenden Hauses Mayer Amschel von Rothschild und Söhne — Rothschild wohnte in dem Theile der Frankfurter Judengasse, der dem furchtbaren Brande von 1796 ganz nahe lag, — ein kleiner, unbedeutender Geldwechsler.

Da er, unter Anderem, auch mit alten Münzen — namentlich mit persischen und byzantinischen — handelte, so brachte ihn dies dem Regenten von Hessen-Cassel, der ein großer Liebhaber von solchen Münzen war, näher. Eines gab dem Anderen die Hand. Amschel Rothschild bot sich auch zu Geschäften in curenten Münzsorten an, und da der Mann durch Um-

sicht, Pünktlichkeit und Präcision in Geschäften sich das Vertrauen des Herrschers verdient hatte, so erhob ihn der Landgraf endlich zu seinem Hofagenten.

Von diesem Momente an war das Glück des Hauses Rothschild gegründet: der Landgraf vertraute ihm alles an, bei der französischen Invasion fast sein ganzes Vermögen — und nun negotiirte Rothschild so glücklich damit, daß die ungeheuren Summen dem Kurfürsten nicht nur gerettet, sondern daß Rothschild selbst ... dabei zum Millionäre ward.

Aber so weit war es zur Zeit unserer Erzählung noch nicht; damals zeichnete sich der Landgraf von Hessen-Cassel noch durch zwei Neigungen vorzüglich aus — freilich hatte er sie mit vielen seiner Verfahren gemein — und diese Neigungen waren: die Soldatenliebhaberei und die Baulust.

Um das Desertiren zu verhindern, erließ er einen Befehl, darin er ankündigte, daß an den Grenzorten beständig Husaren reiten würden, die für jeden todt oder lebendig eingebrachten Deserteur fünf Thaler bekommen sollen; die lebendig Zurückgebrachten liefen zwei Tage hinter einander Spießruthen und kamen dann lebenslänglich in Eisen!!

Die Armee blieb noch immer auf dem Fuße von 14,000 Mann.

Ja der neue Landgraf unternahm sogar mit ihr einen kleinen Feldzug, um Schaumburg-Lippe — als wegen einer unstandesmäßigen Heirath vermeintlich erledigtes Lehn — an sich zu bringen. Der succedirende Graf war nämlich ein Kind von zwei Jahren.

Nun war dieser Feldzug freilch ein Landfriedensbruch, wie ihn Kaiser Joseph II. auch geradezu in einem strengen Reſcripte bezeichnete, indem Kaiser und Reich zugleich mit einer Executionsarmee drohten.

Indeß der Landgraf fürchtete — in diesen traurigen Tagen völliger Zerfallenheit des deutschen Reiches — weder dieses noch den Kaiser. Er verließ sich auf Preußen, und erst als König Friedrich Wilhelm II. ihn im Stiche ließ und ihm ebenfalls sein Unrecht in scharfem Tone vorhielt, entschloß er sich, seine Eroberung wieder zu räumen. Der härteste Schlag für ihn aber war: daß er den liquidirten Schaden erstatten mußte.

Landgraf Wilhelm glühte vor Zorn! . . . das Geld mußte wieder herbei! . . . und . . . so schloß der Landgraf abermals einen neuen Subsidientractat mit England auf vier Jahre, kraft dessen er wieder 12,000 Mann in englischen Sold gab und dafür ohne die Einkleidungsentschädigung eine Subsidie von 675,000 Kronthalern oder 1,822,500 Gulden erhielt!!!

Nur in einer Beziehung huldigte Landgraf Wilhelm

dem Geize nicht; . . . seit dem Jahre 1787 überkam ihn die Leidenschaft des Bauens.

Sein Lieblingssitz war der Weißenstein bei Cassel: er ließ das alte von Landgraf Moritz erbaute, von Friedrich II. erweiterte Schloß abbrechen und ein neues bauen, das nun — seit 1794 — nach ihm Wilhelmshöhe genannt wurde, und in dieser neuen Gestalt seinen weltberühmten Ruf doppelt behauptete: zumal er den schon früher so großartigen Wasserwerken einen Aquaduct von vierzehn Bogen, die Teufelsbrücke und den großen Wasserfall sammt einem schönen Park, hinzufügte.

Auch die Löwenburg wurde von ihm erbaut und mit Rittersaal, Kapelle und Rüstkammer ausgeschmückt. Auch Schloß Wilhelmsbad war eine seiner Schöpfungen.

Unter diesen Bauten nun nahte der Sturm der französischen Revolution.

Die Stimmung in Cassel war schon durch die Ideen ernster geworden, die das Restchen der aus Amerika zurückkehrenden Truppen in Umlauf brachten. Aber obgleich Emissäre der Mainzer Propaganda auch nach Hessen kamen, um den Geist der Freiheit und Gleichheit zu proclamiren, regte sich doch keine Hand. War doch das Volk zu schwer geknechtet und zu allgewaltig unterdrückt und überwacht. Im Gegentheile: Cassel

füllte ſich mit Emigranten, die bis zu dem Frieden, den Preußen 1795 in Baſel ſchloß, verweilten.

Jetzt aber, bei und nach der Beſchießung Frankfurts durch General Kleber und der Beſetzung dieſer Stadt durch die Franzoſen, waren wieder neue Flüchtlinge maſſenweiſe von dort her in Caſſel eingetroffen; ſie gehörten zumeiſt den reicheren Familien der Reichs- und Handelsſtadt an, und unter ihnen befand ſich namentlich auch die Familie Gontard.

Herr Jacob Friedrich Gontard hatte in der Eile und ſchon am zweiten Tage nach ſeiner Ankunft in Caſſel ein Privatlogie genommen. Daſſelbe war zwar für eine Familie die an großartige Wohnungen gewöhnt iſt, klein zu nennen; einmal aber wollte Monſieur Gontard um keinen Preis mitten im Lärm eines Gaſthofes logiren . . . und dann . . . war bei der Ueberfüllung der Stadt durch Flüchtlinge in der That für den Augenblick keine andere zu haben geweſen.

Was indeſſen der Wohnung an Raum und Glanz abging, erſetzte ſie durch ihre Gemüthlichkeit. Die Zimmer waren allerdings weder hoch noch geräumig; aber ſie hatten in Größe, Höhe und Einrichtung etwas ungemein Trauliches, für welches man freilich den Sinn mit hinein bringen mußte.

Frau Gontard-Borkenſtein ſaß eben in einem derſelben — es war dasjenige, was in dieſer Zeit der

Flucht als Wohn- und Speisesalon zugleich dienen mußte — und suchte vergebens ihre trüben Gedanken über das Schicksal Frankfurts — von dem man bereits wußte, daß es theilweise in Flammen stehe — durch Lectüre zu vertreiben. Mehr aber noch als das Buch, welches sie in der Hand hielt, und in welches sie oft Minuten lang hinein starrte, ohne es zu wissen und ohne ein einziges Wort zu lesen; — weit mehr als dies Buch zog sie noch der Blick in die Nebenstube ab. Saßen doch dort — sie gewahrte es ja durch die offen stehende Thüre — ihre lieben Kinder um einen runden Tisch herum, an welchem ihnen der Hauslehrer Unterricht ertheilte.

Und mit welch' kindlich frommer Hingabe, mit welchem — durch die Ereignisse der letzten Tage noch gesteigertem — Ernste hingen die Kinder an den schönen edlen Zügen des jungen Mannes, der ihnen eben von der Religion des Herzens sprach, die sich gerade in so schlimmen und traurigen Zeiten durch eigene Festigkeit und eine ruhige Hingabe an eine höhere Führung am schönsten zeige. Hölderlin sagte dies natürlich auf eine Weise, die den Begriffen seiner kleinen Zuhörer angepaßt war. Mit der Mutter hatte er gestern denselben Gegenstand besprochen und gesagt:

„Eines zu sein mit Allem, was da lebt! Mit diesem Worte legt die Tugend den zürnenden Harnisch,

der Geiſt des Menſchen den Zepter weg, und alle Gedanken ſchwinden vor dem Bilde der ewig einigen Welt, wie die Regeln des ringenden Künſtlers vor einem Götterbilde, und das eherne Schickſal entſagt der Herrſchaft, und aus dem Bunde der Weſen ſchwindet der Tod, und Unzertrennlichkeit und ewige Jugend beſeliget und verſchönert uns und die Welt! . . . das iſt Religion!"

Auch heute wieder ſprach er ſo ſchön, ſo klar, ſo liebevoll zu den Kindern, . . . auch heute wieder hörten die Kinder ſo aufmerkſam zu, . . . frugen ſo kindlich und doch verſtändig zugleich, daß es für Frau Gontard-Borkenſtein, in der momentan ſo peinlichen Lage, eine recht wohlthätige Zerſtreuung war, zuzuhören. Ihr Auge ruhte dabei mit ſtillem Vergnügen auf der ſchönen Gruppe.

So ſaß ſie eine längere Zeit, bald leſend, bald hörend und ſchauend, als ihr Gatte, Herr Jacob Friedrich Gontard, eintrat.

Er war bleich und aufgeregt und ſeine Züge drückten Unmuth und Beſorgniß aus.

Freilich waren die Nachrichten, die er brachte, noch ziemlich beruhigend: die Beſchießung der Vaterſtadt durch die Franzoſen hatte aufgehört. Es brannte zwar noch, aber — „glücklicherweiſe" — nur in der „alten Judengaſſe." An allen übrigen Stellen war das Feuer

bereits gelöscht und weder das Geschäftshaus, noch die vielen übrigen Besitzungen der Familie Gontard hatten Noth gelitten, und da ja außerdem Feldmarschall Jourdan in seiner Proclamation vom 11. Juli den Einwohnern Frankfurts Schonung des Eigenthums versprochen hatte, so war wohl nichts mehr zu fürchten.

Dennoch blieben die Ungewißheit, die Spannung, die ewige Unruhe, die Unterbrechung der Geschäfts- und Hausordnung Herrn Gontard — der an die größte Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit gewöhnt war — unerträglich, so wie ihn die augenblickliche Beschränkung in Wohnung und Bedienung bald außer sich brachte.

Herr Jacob Friedrich Gontard war nur Geschäft; jetzt aber war — wenigstens für den Moment — von Geschäften gar nichts zu machen. Selbst von dem Comptoir, seinem Heiligthume, war er getrennt, und bei dem allem auch noch aus den Sphären seines gewöhnlichen Umgangs geworfen. Ein „Gontard" flüchtig, — auf die mäßige Wohnung eines Cassier Privathauses beschränkt, — auf die Küche eines Gasthauses angewiesen, — mit Menschen in Berührung, die weit, weit unter seinen Vermögensverhältnissen standen! . . . es war entsetzlich! . . . unerträglich! . . . „dégoûtant!" . . .

Auch jetzt strömten Herz und Mund in Klagen über diesen unseligen Zustand über. . . . Und wie ein ge-

wöhnlicher bürgerlicher Mensch seine Kinder im Nebenzimmer unterrichten lassen zu müssen! . . .

„Enfin! j'y pers mon latin!“ — rief er jetzt, die Thüre nach dem Nebenzimmer schließend — „die Kinder den ganzen Tag um sich haben . . . und den halben . . . die Luft mit dem Hofmeister athmen!“

„Aber, mein Lieber,“ — sagte hier die Frau ruhig — „Sie können doch nicht über die Aufnahme in Cassel klagen!“

Gontard zuckte verächtlich die Achsel.

„Die ersten Häuser“ — fuhr jene fort — „sind Ihnen mit offenen Armen entgegengekommen!“

„Die ersten Häuser! . . . hier!“ — wiederholte Herr Jacob Friedrich Gontard mit abermaligem Achselzucken und spöttischem Lächeln — „was will das heißen?“

„Selbst der Adel und der Hof haben Sie doch gewiß mit Zuvorkommenheit empfangen und bemühen sich . . .“

„Dem Chef des Bankier-Hauses Jacob Friedrich Gontard & Söhne, in dessen Büchern sie meist stehen, die Achtung zu erweisen, die ihm zukommt. Parbleu, Madame! . . . ich glaube, das ist nicht mehr wie billig.“

„Oberkammerherr von Moltk, Excellenz, — Hofmarschall, Graf von Bohlen, — der Director der Ca-

binetscasse, Buderus und Andere haben uns mit liebenswürdiger Gastfreundschaft in ihren Familien empfangen."

„Courtoisie!" — entgegnete der Bankier, die Hände auf den Rücken gelegt ungeduldig im Zimmer auf- und abgehend, — „leere Courtoisie, die man Notabilitäten der Frankfurter Handelswelt schuldig ist. Der Name „Gontard", der sich dem „illüstren" nicht entfremdet glaubt, hat Ansprüche auf eine noch ganz andere Aufnahme. Haben Sie nicht die Nonchalance bemerkt, mit der der Adel dieser Courtoisie nachkam? Enfin! der Adel" — setzte Herr Jacob Friedrich hinzu, und seine Achseln hoben sich abermals mitleidig — „was ist Adel ohne Geld?!"

„Wir haben auch Männer von Geist hier gefunden, wie Heinse, den berühmten Kunstkenner und Schriftsteller!"

„Parbleu!" — rief hier der Bankier lachend und blieb stehen — „Sie scherzen wohl, meine Liebe! sonst könnten Sie wahrlich den Namen Gontard nicht mit solchen Menschen in Berührung bringen! ... Fürwahr, pikante Nüancen ... was heißt Geist? ... Ich glaube, der Mann schreibt Bücher für Geld?"

„Ich dächte!" — sagte hier Madame Gontard-Borkenstein sanft — „selbst Fürsten dürften sich des Um-

ganges mit Männern von Geist — den Vertretern der Kunst und der Wissenschaft — nicht schämen."

„Die alten Bizarrerien!" — rief der Bankier ungeduldig. — „Nun ja, man kann sie brauchen, wenn es gilt den Glanz des Hauses durch ihr Zuziehen in Gesellschaften zu mehren. Enfin! . . . das will die hergebrachte Mode! . . . ist nun leider einmal Usus! . . . aber man kann doch nicht mit Menschen umgehen, die nichts sind . . . da sie nichts besitzen! . . . Lassen wir diese barocken Ideen, meine Liebe! Ich habe nichts dagegen, wenn Sie zu Ihrem Vergnügen Bücher lesen; . . . aber ich, meine Beste! . . . enfin! . . . ich bin Geschäftsmann, mein Ideal ist die Größe und der Glanz meines Hauses, . . . das Streben meines Lebens: dies Haus, das in der Handelswelt fürstlich dasteht, immer mehr zu heben und zu immer größerem Glanze zu bringen. Bitte, schonen Sie mich dabei etwas, Madame,... les embarras et les chagrins me tombent coup sur coup et de cette manière l'on se lasserai d'exister!"

Frau Gontard-Borkenstein lächelte trüb; dann sagte sie milde:

„Ich wollte Sie trösten und ermuntern, lieber Gontard, nicht mit neuen Unannehmlichkeiten belästigen. Hoffen wir, daß wir bald nach Frankfurt zurückkehren. Sie sind ein ausgezeichneter Geschäftsmann, das weiß

alle Welt; . . . es ist daher sehr natürlich, daß Sie sich in die Ihnen eigene Wirkungssphäre zurücksehnen."

„Parbleu! ja! . . . aber auch in die alten Verhältnisse!" — rief der Bankier — „in die gute alte Zeit! die neuen Ideen sind mir ein Horreur! Die Evenements überstürzen sich . . . und ich . . . enfin! . . . ich bin ein Mann der Stabilität, des guten alten Regime der Ordnung und Ruhe! . . . Diese neuen weltstürmenden Ideen können einem ja effectiv zur Desperation bringen!"

In diesem Augenblick klopfte es an der Thüre.

„Herein!" — sagte Frau Gontard-Borkenstein leise; während eine dunkle Zorn- und Schamröthe in dem Antlitze des Bankiers aufflammte, der gewohnt war, daß jeder Besuch durch einen Lakaien angemeldet wurde.

Die Thüre öffnete sich, und ein bescheiden aber anständig gekleideter Mann trat ein:

Der Bankier schaute kaum nach ihm hin, rief aber barsch:

„Was will er?"

Eine peinliche Pause enstand: Frau Gontard-Borkenstein war roth und bleich geworden . . . sie hatte in dem Eintretenden sofort den Besitzer des Hauses erkannt, in dem sie jetzt wohnten, einen angesehenen Bürger Cassels.

Auch der Fremde stand blaß und überrascht da; aber er faßte sich rasch und sagte scharf:

„Kein Geld und keine Anstellung bei Ihnen, mein Herr!"

Der Bankier stutzte.

„Vergeben Sie die Verwechslung!" — fiel hier Madame Gontard ein, die rasch aufgestanden war und sich dem Hausherrn jetzt mit der ihr eigenen Grazie näherte — „Herr Gontard hat sie nicht erkannt."

Und sie stellte den Eingetretenen mit solcher Liebenswürdigkeit vor und wußte beide Männer so freundlich sich näher zu bringen, daß Herr Jacob Friedrich Gontard sich genöthigt sah, von seiner gewitterumwölkten Höhe ein wenig herabzusteigen und etwas zu murmeln, das einer Entschuldigung glich.

Kalt aber artig übergab jetzt der Hausherr dem Bankier eine Depesche, die ein Courier von Frankfurt so eben gebracht hatte. Der Courier selbst war so rasch geritten, daß er beim Absteigen vom Pferde ohnmächtig zusammen gesunken. Der Hausherr hatte die Abgabe des Schreibens übernommen.

Er wartete den Dank nicht ab und empfahl sich kurz und ernst.

Eine abermalige Stille trat ein, während welcher Herr Gontard die Depesche erbrach. Die Blicke der Gattin ruhten dabei besorgt auf seinen Zügen.

Der Bankier erblaßte.

„Ein neues Unglück?“ — frug sie, an ihre Kinder in mütterlicher Besorgniß denkend.

„Parbleu!“ — rief der Bankier, mit dem Fuß aufstampfend, — „acht Millionen Livres!“

„Um Gottes Willen, was ist mit ihnen?“ — rief die Besorgte.

„Frankfurt hat capitulirt!“

„Und?“

„Enfin! am 16. Juli zogen sich die Kaiserlichen aus der Stadt zurück und die Franzosen zogen ein. Jetzt hat der commandirende General en chêf Feldmarschall Jourdan für Frankfurt, laut Capitulation, eine Contribution von sechs Millionen Livres baar und zwei Millionen Livres in Naturallieferungen ausgeschrieben! macht acht Millionen Livres ... sage acht Millionen Livres!“

Und er setzte sich erschöpft auf einen Stuhl.

Auch die junge Frau war erblaßt; aber sie faßte sich rasch wieder und sagte:

„Die Bürgerschaft Frankfurts ist reich und patriotisch, sie wird die Summe schon aufbringen.“

„Mais mon Dieu!“ — flüsterte der Bankier — „sie wird! sie wird! ... wir werden, wir ... die Besitzenden!“

„Armes Frankfurt!“ — sagte die junge Frau —

„unglückliche Stadt, die schon durch Brand und Beschießung so stark beschädigt wurde, daß der Verlust sich gewiß auf Millionen beläuft . . . und jetzt noch acht Millionen Contribution!"

„Welche Calamität!" — rief Herr Jacob Friedrich Gontard, jetzt wieder aufspringend. — „Parbleu! . . . und nun gar . . . si la bonne ville de Francfort avait le malheur d'être pillée!"

„Dieu la préserve!" — seufzte Frau Gontard.

„Ich muß sogleich hin!" — sagte der Bankier, nach dem Bedienten schellend.

„Wie? . . . Sie wollten? . . ."

„Ich muß! . . . Mein Bruder Franz bittet um schleunige Abreise. Das Haus Gontard hat in solchen Zeiten zu zeigen, was einzelne Frankfurter Bürger vermögen! Die Prärogative des Reichthums sind manchmal auch schmerzlich . . . parbleu! . . . und dann . . . der Einfluß des Hauses Gontard in Paris — seine exclusive Stellung — ich kenne dort die fleur militaire; meine culinarischen Diners und Soupers haben mir Freunde in den höchsten Regionen erworben . . . das sind immer Chancen! . . . Enfin! ich werde nach Paris müssen! . . . Wenn nur keine Provocation . . ."

„Und wir?"

„Sie, meine Beste, bleiben mit den Kindern, bis auf weitere Nachrichten hier!"

Der Diener trat ein.

„Extrapoſt . . . vier Pferde . . . auf der Stelle . . . und ein Courier voraus auf den Weg nach Frankfurt . . . Relais zu legen!“ — herrſchte der Bankier.

Er ſelbſt ordnete in Eile das Nöthigſte. . . . Eine viertel Stunde ſpäter flog Herr Jacob Friedrich Gontard nach flüchtigem Abſchied von Frau und Kindern — er beſtand nur in ein Paar Worten — der bedrängten Vaterſtadt zu.

Stilles Glück.

Ein neues eigenthümliches Leben begann jetzt für Frau Gontard-Borkenstein, — ein Leben so stiller Zurückgezogenheit, wie sie es bis dahin nicht gekannt, — ein Leben, das ihr in früheren Jahren, als Weltdame, entsetzlich gedeucht haben würde und in dem ihr nun ein kleines, stilles, aber wunderliebliches Paradies aufblühte.

Was kümmerte sie Cassel mit sammt dem Hofe und den vornehmen Cirkeln, die sich ihr — der warm Empfohlenen, der Trägerin des Namens „Gontard" — mit Freuden geöffnet hätten, wenn sie es nur von Ferne gewünscht; . . . was kümmerten sie überhaupt die Menschen um sie her, mit ihrem geheimen Grollen gegen den „Seelenverkäufer," wie sie den Landesfürsten nannten; — was frug sie jetzt nach den Stürmen des Krieges, die immer mächtiger zu rasen anfingen. Frau Gontard-

Borkenſtein lebte ganz ſtill und völlig zurückgezogen in ihrer kleinen Wohnung am Schloßplatze, aus deren Fenſtern ſie eine herrliche Ausſicht über die „Aue" und das reizende Fuldathal genoß. Sie lebte hier nicht nur mit ihren Kindern ſondern auch ganz und gar für dieſelben, nur noch umgeben von einer älteren Kammerfrau, einem Kindermädchen — Mamſell Clara war zur Ueberwachung des Hauſes in Frankfurt geblieben — dem alten Jacob, als Major Domus, einigen anderen Untergebenen und dem Hauslehrer, dem der Unterricht der Kinder und deren Erziehung anvertraut war. Herr Jacob Friedrich hatte dies alles ſelbſt ſo angeordnet und über die Dinge ſo disponirt: denn zu den werthloſen Dingen und Sachen zählte er auch ſämmtliche Dienerſchaft und Bedienſteten, . . . mithin auch den Hauslehrer. Sie exiſtirten für ihn und ſeines Gleichen eigentlich gar nicht . . . wenigſtens nicht als mitzählende Menſchenſeelen. Menſchen fingen überhaupt bei ihm erſt zu zählen an, wenn ſie — wie der Engländer ſagt — einige Hunderttauſend werth waren.

Anders freilich dachte ſeine Gattin, die — wenngleich ihre Stellung nie vergeſſend und ſchon in ihrer Erſcheinung imponirend — doch ſtets freundlich gegen ihre Untergebenen war; in dem talentvollen Hauslehrer aber nicht nur den Mann von Geiſt und Wiſſen ſchätzte, den edlen vortrefflichen Menſchen achtete, —

sondern auch den liebenswürdigen Dichter begeistert ehrte. Mit seinem Eintritt in ihr Haus hatte sich ja ihre innere Welt unendlich erweitert, . . . war ihr ein ganz neues beseligendes Geistesleben aufgegangen.

Und eben dies schöne, hohe Geistesleben war es, was sie jetzt in dieser unfreiwilligen Zurückgezogenheit doppelt zu pflegen bemüht war, da es ihr den besten Trost und Ersatz in den wildbewegten Zeiten des Krieges und der Mißgeschicke bot.

Aber auch Hölderlin machte diese unfreiwillige Zurückgezogenheit, die ihn mit dem Ideale seines Lebens so unerwartet in eine fast vertrauliche Nähe führte, ganz selig! Das Schicksal selbst hatte sich für ihn überboten an Glück, indem es sie beide hier, wie auf einer einsamen Zauberinsel abgesetzt. Freilich war die Zauberin seine angebetete Diotima, deren hoher Geist und tiefes Gemüth die schöne geistig-bewegte Einsamkeit im Kreise ihrer Kinder und im Gedankenaustausche mit Männern von Geist — auch der schon ältere Dichter Heinse, Hölderlins neu gewonnener Freund, hatte hie und da Zutritt — einem oberflächlich heiteren Leben in den Salons der vornehmen Welt vorzog. Herr Jacob Friedrich freilich — jetzt wieder in Paris, um bei den Capitulations-Forderungen durch seinen Einfluß, sein Geld und seine Persönlichkeit vermittelnd zu wirken —

Herr Jacob Friedrich freilich konnte sich seine Gattin nur in jenen Salons denken.

Und höher noch wie früher gingen für Hölderlin jetzt und gerade hier die Wogen geistigen Lebens.

Hölderlin lernte, wie schon bemerkt, in Cassel nicht nur den berühmten Kunstfreund und Schriftsteller Heinse kennen, sondern auch noch andere ausgezeichnete Künstler, mit welchen er in der dortigen Gemäldegallerie und unter den Antiken des Museums glückliche Stunden verlebte.

Aber was waren denn diese gegen die Stunden in der jetzt so traulichen Nähe seines angebeteten Ideales zugebracht: wenn er die Kinder unterrichtete und sie in dem geöffneten Nebenzimmer, mit einer leichten Arbeit beschäftigt, saß; . . . oder umgekehrt, wenn er — nach den Unterrichtsstunden — seiner vergötterten Diotima vorlas oder über die höheren und höchsten Interessen der Menschheit begeistert sprach, und die Kinder in dem geöffneten Nebenzimmer spielten?

O! traten alsdann nicht oft Hölderlin Thränen der Wonne in's Auge, über das Heilige, das so anspruchslos ihm gegenüber saß und so bewegt und so kindlich rein die Tiefen seiner Seele öffnete?

So gab es Stunden der reinsten, heiligsten Seligkeit für Beide, — Stunden der Seligkeit und des Entzückens für ihn, wenn er in die Stille dieses Auges

geſehen. Friede der Schönheit, . . . göttlicher Friede kam dann über ihn und das ſtürmende Leben und der zweifelnde Geiſt und jede Leidenſchaft beſänftigten ſich an ihrem Anblick.

Und jeder Tag brachte ſo ein neues Glück; . . . die äußere Welt verſank beiden immer mehr, und glänzender und ſeliger und ſchöner ſtieg die innere empor.

O! er bewahrte es ja auch heilig! Wie ein Palladium trug er es in ſich, ſtill und verſchloſſen, das Göttliche, das ihm erſchienen war. Er fühlte ſich ſelbſt ein Gott, und — das dunkele Fatum im Uebermaße ſeines Glückes herausfordernd — rief er in ſtiller ſeliger Stunde: — „Und wenn mich hinfort das Schickſal ergreift und von einem Abgrund in den anderen wirft, und alle Kräfte ertränkt in mir und alle Gedanken, ſo ſoll dies Einzige doch mich ſelber überleben in mir, und leuchten in mir und herrſchen, in ewiger unzerſtörbarer Klarheit!“

Und nach und nach ging Beiden in tiefſter Seele eine wunderbare Erkenntniß auf, — eine Erkenntniß die ſie im Anfang erſchreckte, dann mit eigenthümlich wonnigen Schauern — faſt wie der Gedanke an ein ſüßes Verbrechen — überrieſelte und endlich mit ſtiller aber maßloſer Wonne übergoß. Es war bei jedem von ihnen die Erkenntniß: daß ſein Herz dem anderen überall nahe ſei, . . . das andere erfülle und von ihm erfüllt

werde, . . . ihm so ganz und gar und unbedingt gehöre, als sei es nur für dieses geschaffen. Sie erkannten sich durch und durch; . . . sie lasen in ihren Seelen, wie in einem Spiegel!

Was war für ihn jetzt noch die Welt?!

Sie, die Himmlische, war sein Lethe, . . . sein heiliger Lethe, woraus er die Vergessenheit des Daseins trank, . . . so daß er vor ihr stand, wie ein Unsterblicher, und freudig sich schalt, und wie nach schweren Träumen lächeln mußte über alle die Ketten und Banden und Sorgen, die ihn früher gedrückt.

Und doch wie rein und ursprünglich blieb dies Verhältniß, . . . wie immer nur auf Erles gestützt. Die Erziehung des Menschen . . . seine weitere Veredlung waren das Thema, von höherer Liebe durchglüht.

Sie hatten zu Kämpfern sich geheiligt, beide, für das Reich und den Sieg der Schönheit unter den Menschen. Sie stärkten sich gegenseitig und feuerten sich an, durch Blicke auf das alte Griechenland, seine Geschichte, seine Philosophie und Kunst.

Sollte es sich besser unter den Menschen gestalten, so mußte ja ein neues Geschlecht — dem griechischen Wesen befreundet — erzogen werden.

Vor allen Dingen mußte in den Herzen und in dem Geiste der eigenen Kinder der Schönheitssinn geweckt werden. Natürlich sollten sie dabei bleiben und eine

natur- und vernunftgemäße Erziehung ihnen zu Theil werden.

Es versteht sich von selbst, daß man auf die verschiedenen Erziehungsweisen kam. Und wie schön sprach sich Hölderlin hierüber aus.

„Ich glaube" — sagte er in einer solchen Stunde, mit einer Wärme, aus der die Liebe zu der Sache wie zu den Kindern deutlich hervorleuchtete — „ich glaube, die Hauptsache bei der Erziehung ist, den Kindern Zeit zu lassen, sich selbst zu bilden."

„Aber wie dies?" — frug Diotima.

„Das Beste, was man in dieser Beziehung thun kann" — fuhr der junge Mann in schönem Eifer fort — „ist, daß man die Triebe schärft und damit zugleich das Kind reizt, ein vortrefflicher Mensch zu werden."

„Aber das dünkt mir ja gerade die schwere Aufgabe und Arbeit der Erziehung zu sein?"

„Die das Kind an sich selbst vollführen soll, . . . nur muß man ihm die eigene Arbeit dabei so viel wie möglich erleichtern."

„Freilich!" — meinte Diotima — „alle Natur, wenn sie groß und herrlich werden soll, muß freie Luft haben."

„Nur muß allerdings der Stoff dazu in den Urkräften liegen, und diesen muß ein guter Erzieher mit raschem Blick zu erkennen wissen. Jeder kräftige Geist

wirft schon in der Kindheit, obgleich noch im Chaos und Nebel, helle Strahlen von sich. Alcibiades legte sich als spielender Knabe Wagen und Ochsen in den Weg und zwang den Treiber zu halten; Scipio erkannte auf einen Blick den künftigen Marius im jungen Soldaten. Ein einziger Gedanke, — eine einzige That, von scharfem tiefem Gefühl oder vielfacher Ueberlegung entsprossen, wenn auch noch roh auf verschiedenen Seiten, ist eine glückliche Vorbedeutung. Ueberhaupt muß das Kind naturwüchsig bleiben, und zwar an Körper und Seele! Alles was Kindern eingetrichtert wird, was sie nicht aus eigener Lust und Liebe halten, . . . haftet nicht, und ist vergebliche Schulmeisterei!"

„Sie reden mir aus der Seele!" — sagte Diotima, und es glühte wunderbar schön in ihren tiefen stillen Augen. — „Was ein Kind nicht mit seinen Sinnen begreift, wovon es keinen Zweck ahndet, sei es zu seinem Nutzen oder Vergnügen: das verfliegt wie Spreu im Winde."

„So ist es bei allem Lebendigen in der ganzen Natur!" — versetzte der Hauslehrer — „wenn auch ohne Bewußtsein . . . vom Grashalm bis zum Baume, vom Wurm im Staube bis zum Adler!"

„Und der Mensch macht davon wahrlich keine Ausnahme!" — setzte Diotima mit Bedeutung hinzu. — „Jeder gehe in sein Leben zurück, und sehe ob etwas

von all' dem Vorzeitigen oder naturwidrig Aufgezwungenen geblieben ist."

„Darum Freiheit für die kleine und für die große Menschheit!" – sagte hier Hölderlin begeistert. – „Freiheit ist Naturbedingung, ist Schönheit, Göttlichkeit!"

Hölderlin konnte nicht sehen, wie ein unterdrückter Seufzer hier den Busen der schönen Frau für einen Moment höher hob.

„Und für die Kinder Natur!" — sagte sie leise, sich tiefer über ihre Stickerei beugend.

„Viel Natur und wenig Bücher!" — versetzte der junge Hauslehrer, — „mehr Erfahrung als Gelerntes, einen aufgehellten Geist und ein warmes Herz, zu großen Empfindungen fähig und zu reicher schöner allumfassender Liebe, das giebt vortreffliche Menschen."

„Und glückliche!" — setzte Diotima mit wunderbarem Tone hinzu.

Es durchzuckte Hölderlin; als er aber aufblickte und zu ihr hin, und sie das liebe Gesicht auch hob ... sah er in ein Auge, daß schon wieder still und klar blickte und in ruhige Züge. Sie aber sagte mit eben so ruhiger Stimme:

„Wie beneide ich Sie um Ihren schönen Beruf, Menschen zu erziehen und zu edlen, trefflichen Wesen heranzubilden ... nicht in der Kinderstube allein, sondern auch auf der weiten Bühne der Welt, durch ihre

Bücher und Poesien. Was sind wir Frauen dagegen? unser Leben ist ein schwacher Kahn im stürmischen Meer, oft von Wellen überschlagen."

„Und ist nicht unseres" — setzte der junge Mann hinzu — „oft ein *schwerer, schwerer Kampf* — oft eine harte Arbeit . . . während die Frauen still wirken wie die Sonne und schon glücklich durch ihre Schönheit machen. Wir müssen erringen und erkämpfen, . . . sie strahlen nur um sich . . . und die Welt liegt zu ihren Füßen."

„Sagten Sie nicht jüngst!" — fiel die junge Frau hier mit ruhiger Freundlichkeit ein — „nach Platons Erklärung *sei die Schönheit die ursprüngliche Idee der Dinge in Gott?*"

Hölderlin bebte. Sein Herz war so voll, es drängte ihn so gewaltig zu sprechen, — sich auszuschütten, — Diotima zu Füßen zu sinken und zu rufen:

„Herrliche! ich liebe Dich und Du liebst mich ja auch! O Gott! o Gott! warum sagen wir es uns denn nicht! . . . Es ist ja der Wille der Natur, . . . die That Gottes, der unsere Herzen sonst anders geschaffen . . . uns nicht zu einander hingeführt hätte!"

Aber die Gedanken erstarben bei dem Blick auf dies still-freudige ruhige Antlitz, das voll Seligkeit und himmlischer Reinheit ihn jetzt erstaunt und mit verwundertem Lächeln anblickte, da er verwirrt schwieg. Be-

durfte es indeß der Worte? Sagte ihm denn nicht dieser Engelsblick und dieses Lächeln: „Warum denn etwas aussprechen, was wir ja beide wissen; . . . was, unausgesprochen, ein heiliges gotterfülltes Glück für uns ist, . . . in Worte gekleidet aber, menschlichen Gesetzen nach, zum Vergehen wird."

Und dies Verstehen durchglühte ihn mit Entzücken und warf dessen purpurnen Wiederschein über sein strahlendes Antlitz.

„Himmlische! Erhabene!" — rief es jauchzend in seinem Inneren und sein ganzes Wesen beugte sich vor ihrer Seelengröße.

„Ja!" — sagte er dann, die schöne ruhige Haltung, die er an ihr bewunderte, mit Gewalt anstrebend, — „ja! Schönheit ist nach Plato die ursprüngliche Idee der Dinge in Gott! Und die Seelen, die sein Anschauen genossen und diese Ideen erkannten, beben, wenn sie in diesem Leben die Bilder davon mit den Augen erblicken, erinnern sich dunkel ihres vorigen Zustandes, erschrecken und werden entzückt."

„Ihre Schwingen regen sich, — ihr Wesen geht in heiliger Gluth auf, . . . das rein Göttliche wird Leben in ihnen selbst! — O!" — rief hier Hölderlin begeistert aus — „es ist eine erhabene Hymne auf die Liebe!"

„Und" — setzte die junge Frau hinzu — „welch' tiefe Wahrheit liegt diesem Gedanken zu Grunde. Wer

Gott geſchaut hat, das heißt: wem die Ahnung der ewigen vollkommenſten Schönheit und Harmonie einmal aufgegangen iſt, der bebt erſchrocken zurück, wenn er ſieht, wie hier im Leben und unter den Menſchen dieſe höchſten Ideale gemißbraucht werden, und in welcher Verzerrung ſie vor unſere Augen treten. Gewiß! — mir wenigſtens hat dies im Anfang recht viel Pein gemacht. Früher hatte ich ja davon keine Ahnung; nachdem ich Sie aber kennen gelernt, erſchloß ſich mir dieſe höhere Anſchauung, was ich Ihnen ewig danken werde."

„Und ſie machte Ihnen im Anfang Pein?" — frug der junge Mann ſtaunend; . . . hinter dem Staunen zugleich ſein Entzücken verbergend.

„Allerdings!" — fuhr Diotima mit Wärme fort — „ich ſah mich im Anfange ſelbſt gefangen, . . . erkannte, daß ich ja lange das nicht mehr ſei, was der ewige Gottgedanke urſprünglich mit mir und jeder Menſchenſeele gewollt, . . . daß ich es hier nie vollkommen werden könne . . . und . . . geſtehe ich es nur, meine Thränen rannen in ſtillen einſamen Stunden. Da lebte ich mich durch den Gedankenaustauſch mit Ihnen, edler Mann, tiefer in die Sache ein, und nun ſtärkte mich deren ewige göttliche Natur, und die ſüße himmliſche Hoffnung regte ihre Fittige: geleitet durch Ihren kühnen Geiſt doch bald aus dieſer Dunkelheit, aus dieſem Wahne von Irrgeſtalten, mich zum Lichte, zur höchſt-

möglichsten Vollkommenheit erheben zu können, bis einst der Tod den Kerker und alle irdischen Fesseln ganz sprengt und wir Alles in seiner mannigfaltigen und doch einheitlichen Wahrheit und ursprünglichen Harmonie und Schönheit erschauen."

Ein inniger dankbarer Blick — ruhig und klar — traf dabei den jungen Mann, in dessen Herzen siebenmal sieben Himmel thronten und ihre zauberhaften Sonnenstrahlen blitzend verschossen.

„Ja!" — rief er selig — „Schönheit giebt der Seele das lauterste Gefühl ihres Daseins. Schönheit ist die freie Wohnung, ist das ursprüngliche Element der Seele. Schönheit erinnert die Seele an ihre Göttlichkeit, an ihre Schöpferkraft, und daß sie über die ganze Körperwelt, die sie umgiebt, ewig erhaben ist! Warum aber erkennen wir alsdann diese innere göttliche Berechtigung nicht an, wenn sie den engen, kindischen und egoistischen Einrichtungen der Menschen widerspricht?"

„Weil es auch etwas giebt, das Tugend heißt . . . ohne die keine geistige Schönheit gedacht werden kann!" — sagte milde, aber mit unaussprechlicher Liebenswürdigkeit die junge Frau.

„Und heißt das Tugend: seinem inneren göttlichen Drange entgegenhandeln?" — rief hier der junge Mann leidenschaftlich.

„Ja!" — sagte das holde Weib mit schönem Ernst,

und erhob sich. — „Wer in der Welt lebt, muß sich ihren Gesetzen unterwerfen, selbst wenn sie besser und vernünftiger sein könnten; diese Gesetzes-Achtung aber ist die äußere Tugend — ich möchte sagen, ihr Gewand — die innere und wahre Tugend aber ist alsdann der Muth: immer nach den ewigen Gesetzen der Vernunft zu handeln. Lassen Sie uns diesen Muth und diese Kraft haben . . . und . . . durch sie . . . glücklich sein!"

Und sie reichte — zum erstenmale — Hölderlin die Hand . . . der sie zitternd, berauscht, selig erfaßte und, wie anbetend, einen leisen Kuß auf die Spitzen der zarten Finger drückte. Heiße bebende Wonne durchlief dabei sein Wesen; die kleine süße Hand brannte in der seinen wie Kohlen!

Was war ihm jetzt Alles gegen diesen Augenblick! Zwei Flammen reinster, heiligster Liebe hatten — in göttlicher Gluth zum Himmel auflodernd — in einandergeschlagen. Sie liebten sich beide wie höhere Wesen und das, von der Tugend aufgelegte Entsagen, selbst des Aussprechens ihrer Liebe, steigerte noch ihre Seligkeit in himmlischer Fülle.

Als er aus seinem Entzücken zu sich kam, war sie im Nebenzimmer verschwunden; er aber vermochte sich nicht von der Stelle zu rühren, die ihn so glücklich gesehen, — so selig im ersten schauernden Erwarmen der

Liebe. O Himmel! Himmel! wie drängte es ihn jetzt, die überwallende Seele auszugießen, wie funkelnden köstlichen Opferwein in den Abgrund des Lebens!

Endlich riß er sich los und eilte auf sein Zimmer; aber die Seele war zu gewaltig bewegt zum Dichten. Er stürmte hinaus in die weite göttliche Natur . . . sie . . . sie sollte ihn mäßigen, beruhigen! „Wie der Schwimmer aus reißenden Wassern hervor, rang und strebte sein Geist, nicht unterzugehen in der unendlichen Liebe!"

Erst mit dem Abend kehrte er etwas beruhigter nach Hause . . . und doch wogte und brauste es immer noch in seiner Seele.

Jetzt aber mußte der Dichter sich ausströmen.

Er dichtete und schrieb:

„Komm und besänftige mir, die Du einst Elemente versöhntest,
Wonne der himmlischen Muse, das Chaos der Zeit!
Ordne den tobenden Kampf mit Friedenstönen des Himmels,
Bis in der sterblichen Brust sich das entzweite vereint,
Bis der Menschen alte Natur, die ruhige, große,
Aus der gährenden Zeit mächtig und heiter sich hebt!
Kehr' in die dürftigen Herzen des Volk's, lebendige Schönheit,
Kehr' an den gastlichen Tisch, kehr' in die Tempel zurück!
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüthen im Winter,
Reich an eigenem Geist, sucht sie die Sonne doch auch.
Aber die Sonne des Geists, die schönere Welt, ist hinunter,
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nun.
Send' ihr Blumen und Früchte aus nie versiegender Fülle,
Send' ihr, freundlicher Geist, ewige Jugend herab!

Hüll in Deine Wonnen ſie ein und laß ſie die Zeit nicht
Sehn, wo einſam und fremd ſie, die Athenerin, lebt,
Bis ſie im Lande der Seligen einſt die fürſtlichen Schweſtern,
Die zu Phidias Zeit herrſchten und liebten, umfängt"

Aber was waren ſelbſt dieſe Worte gegen das, was er in tiefſter Seele empfand?

Taumelnd vor Wonne legte er ſich zu Bett; aber ſeine Aufregung ließ ihm keine Ruhe. Herz und Seele und alles in ihm war wie ein Bienenſchwarm, ſo ſummend, ſtechend heiß und ungeduldig.

Erſt nach Mitternacht ſchlief er ein, und fuhr oft genug dazwiſchen auf.

Dann aber ſummte es jedesmal um ſeine Ohren:

„Send' ihr Blumen und Früchte aus nie verſiegender Fülle,
Send' ihr, freundlicher Geiſt, ewige Jugend herab!
Hüll in Deine Wonnen ſie ein und laß ſie die Zeit nicht
Sehn, wo einſam und fremd ſie, die Athenerin, lebt,
Bis ſie im Lande der Seligen einſt die fürſtlichen Schweſtern,
Die zu Phidias Zeit herrſchten und liebten, umfängt."

Und er träumte von ihr . . . und war ſelig im Traume.

Ein Brief.

In diesen Tagen schrieb Hölderlin an einen seiner theuersten Jugendfreunde:

„Hätt' ich Dich doch bei mir, lieber Bruder! daß wir uns einmal wieder Freude machen könnten mit unsern Herzen. Die Buchstaben sind für die Freundschaft wie trübe Gefäße für goldnen Wein. Zur Noth schimmert etwas durch, um ihn vom Wasser zu unterscheiden, aber lieber sieht man ihn doch im krystallenen Glase."

„Ich möchte wissen, wie Dir's jetzt gerade geht. Ich wollt', es ginge Dir, wie mir. Ich bin in einer neuen Welt. Ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sei, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all' mein Wissen. Lieber Freund! es giebt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehn, wie schülerhaft all' unser Denken und Verstehen der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh'

und Leben, und Geiſt und Gemüth und Geſtalt iſt Ein ſeliges Eins in dieſem Weſen. Du kannſt mir glauben, auf mein Wort, daß ſelten ſo etwas geahndet, und ſchwerlich wieder gefunden wird in dieſer Welt. Du weißt ja, wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleidet war; weißt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich ſo karg geworden war mit meinem Herzen, und darum ſo elend; konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies eine erſchienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, geſtärkt, erheitert, verherrlicht hätte, mit ſeinem Frühlingslichte. Ich habe Augenblicke, wo all' meine alten Sorgen mir ſo durchaus thöricht ſcheinen, ſo unbegreiflich wie den Kindern."

„Es iſt auch wirklich oft unmöglich, vor ihr an etwas Sterbliches zu denken und eben deswegen läßt ſo wenig ſich von ihr ſagen."

„Vielleicht gelingt mir's hie und da, einen Theil ihres Weſen, in einem glücklichen Zuge zu bezeichnen, und da ſoll Dir keiner unbekannt bleiben. Aber es muß eine feſtliche durchaus ungeſtörte Stunde ſein, wenn ich von ihr ſchreiben ſoll." —

„Daß ich jetzt lieber dichte, als je, kannſt Du Dir denken. Du ſollſt auch bald wieder etwas von mir ſehen."

„Was Du mir mittheilteſt, hat Dir herrlichen Lohn gewonnen. Sie hat es geleſen, hat ſich gefreut, hat geweint über Deinen Klagen.“

„O ſei glücklich, lieber Bruder! Ohne Freude kann die ewige Schönheit nicht recht in uns gedeihen. Großer Schmerz und große Luſt bildet den Menſchen am beſten. Aber das Alltagsleben, wo man Tag für Tag auf ſeinem Stuhle ſitzt, und treibt, was ſich im Schlafe treiben läßt, das bringt den Geiſt vor der Zeit in's Grab.“

„Ich kann jetzt nicht ſchreiben. Ich muß warten, bis ich weniger mich glücklich und jugendlich fühle. Ich habe eine Welt von Freude umſchifft, ſeit wir uns nicht mehr ſchrieben. Ich hätte Dir gerne indeß von mir erzählt, wenn ich jemals ſtille geſtanden wäre und zurückgeſehen hätte. Die Woge trug mich aber fort; mein ganzes Weſen war immer zu ſehr im Leben, um über ſich nachzudenken.“

„Und noch iſt es ſo! noch bin ich immer glücklich, wie im erſten Moment. Es iſt eine ewige fröhliche heilige Freundſchaft mit einem Weſen, das ſich in dies arme geiſt- und ordnungsloſe Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitsſinn iſt nun vor Störung ſicher. Er orientirt ſich ewig an dieſem Madonnenkopfe. Mein Verſtand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüth beſänftiget, erheitert ſich täglich, in ihrem ge-

nügsamen Frieden. Ich ſage Dir, lieber Freund! ich bin auf dem Wege, ein recht guter Knabe zu werden. Und was mich ſonſt betrifft, ſo bin ich auch ein wenig mit mir zufrieden. Was ich jetzt dichte, hat mehr Leben und Form; meine Phantaſie iſt williger, die Geſtalten der Welt in ſich aufzunehmen; mein Herz iſt voll von Luſt; und wenn das heilige Schickſal mir mein glücklich Leben erhält, ſo hoff' ich künftig mehr zu thun, als bisher."

„Ich denke mir wohl, lieber Bruder! daß Du begierig ſein wirſt, umſtändlicher von meinem Glücke mich ſprechen zu hören. Aber ich darf nicht! Ich habe ſchon oft genug geweint und gezürnt über unſere Welt, wo das Beſte nicht einmal in einem Papiere, das man einem Freunde ſchickt, ſich nennen darf. Ich lege Dir ein Gedicht an Sie bei, das ich zu Ende des vorigen Winters machte."

„Ich wollte Dir ſo viel ſchreiben, aber die armen Momente, die ich habe dazu, ſind ſo ſehr wenig, um das Dir mitzutheilen, was in mir waltet und lebt! Es iſt auch immer ein Tod für unſere ſtille Seligkeit, wenn ſie zur Sprache werden muß. Ich gehe lieber ſo hin in fröhlichem ſchönem Frieden, wie ein Kind, ohne zu überrechnen, was ich habe und bin, denn, was ich habe, faßt ja doch kein Gedanke ganz. Nur ihr Bild möcht' ich Dir zeigen und ſo brauchte es keine Worte mehr!

Sie ist schön, wie ein Engel. Ein zartes geistiges himmlischreizendes Gesicht. Ach! ich könnte ein Jahrtausend lang in seliger Betrachtung mich und alles vergessen, bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchlose stille Seele in diesem Bilde! Majestät und Zärtlichkeit, und Fröhlichkeit und Ernst, und süßes Spiel und hohe Trauer und Leben und Geist . . . alles ist in und an ihr zu einem göttlichen Ganzen vereint. Gute Nacht, mein Theurer! „Wen die Götter lieben, dem wird große Freude, großes Leid zu Theil.“ Auf dem Bache zu schiffen, ist keine Kunst. Aber wenn unser Herz und unser Schicksal in den Meeresgrund hinab und an den Himmel hinauf uns wirft, das bildet den Steuermann.“

„Lebe wohl, ewig lieber Freund! Könnt' ich an's Herz Dich drücken, das wäre jetzt die wahre Sprache für Dich und mich.“

Dein

Hölderlin.

Wendung.

In Frankfurt am Main ſah es indeſſen noch trübe und traurig aus.

Der furchtbare Brand in der Judengaſſe war zwar gelöſcht, — die Schutthaufen der hundert und fünfzig eingeäſcherten Häuſer hatten zu glimmen aufgehört, — die Oeſterreicher waren abgezogen und die Feinde verhielten ſich, in Folge der Capitulation, ruhig; — deſto unruhiger aber war es in den Gemüthern der guten Frankfurter ſelbſt, ſowohl der Bürgerſchaft als ihres Magiſtrates; denn wie? . . . wie? ſollten — auch bei der größten Hingabe und Opferbereitſchaft der Bürger — die ungeheueren Summen, welche die Capitulation in den kürzeſten Terminen zu liefern vorſchrieb, herbeigebracht werden?

Und die Capitulations-Bedingungen lauteten: daß von den acht Millionen Livres ein Drittheil binnen drei Tagen, das zweite Drittheil bis zum

27. Juli — also zehn Tage später — und das letzte Drittheil bis zum 6. August entrichtet sein müßten. Für den entgegengesetzten Fall hatte der commandirende General en chef, Feldmarschall Jourdan — derselbe Mann, der am 11. Juli in einer Proclamation den Bürgern Frankfurts Schutz des Eigenthumes zugesagt — mit Erhöhung der auferlegten Summe, ja selbst mit persönlicher Verantwortlichkeit gedroht.

Aber auch damit begnügte sich der französische General noch nicht. Während der Magistrat alles aufbot, die geforderte Summe in ihrem ersten Drittheil in aller Schnelle baar aufzutreiben, — während Groß und Klein, Reich und Arm, Vornehm und Gering bemüht waren, die größten Opfer auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen . . . ließ Jourdan Garnison und Bürgerschaft entwaffnen, den Angeseheneren selbst die zierlichen Staatsdegen, der Militärmusik ihre Instrumente, den Zeughäusern ihren ganzen Inhalt wegnehmen und der französischen Armee nachführen*).

Und doch stand immer noch Schlimmeres bevor! Große, schwere Wagen mit Geld — das erste Drittheil

*) Auf den reichen Inhalt der Zeughäuser — namentlich an 48-, 24- und 12-Pfünder — hatte der König von Preußen Friedrich Wilhelm II., kurz vorher eine Million Thaler geboten, welches Gebot aber, da es Ehrensache der Stadt war, ihre gefüllten Zeughäuser zu wahren, nicht angenommen wurde.

der Contribution — waren bereits an die Wohnung des Commandanten geführt worden. Nun aber rückte auch schon der Termin für die zweite Ablieferung heran!

Freie Gaben,... großartige Gaben flossen in Menge; — wer nur von Privatleuten, Kaufleuten und Bankiers baares Geld auftreiben konnte lieferte es willig und als pflichttreuer Bürger gegen vierprocentige Obligationen — die der Magistrat sofort zu schaffen beschlossen — an die Staatskasse ab. Allein viel Geld, ja das meiste war schon vor der Beschießung der Stadt aus Vorsicht vergraben oder nach auswärts geschafft worden . . . es fehlte also jetzt an baarer Münze, und . . . die Ablieferungsfrist war gar zu kurz gegriffen.

Jourdan aber war nicht der Mann der Nachgiebigkeit.

Noch einmal brachten die großen Firmen der Handelsstadt, . . . die ersten Bankiers, und unter diesen vorab die Häuser Bethmann, Gontard, Metzler, Heyder, Deneufville u. s. w. große Opfer; — noch einmal eilten die Bürger in Menge herbei, selbst ihr Silbergeräthe, . . . Mädchen und Weiber ihren Schmuck, ... Kinder ihre Sparbüchsen für die Rettung der geliebten Vaterstadt freudig hingebend . . . die Summe blieb zu hoch für den kurzen Termin!

Da wurden die, seither auf den Wällen und vor der Stadt lagernden Soldaten zu den Bürgern einquar-

tiert, . . . sie, die seither um Frankfurt herum wie Vandalen gehaust, Thüren und Planken der Gartenhäuser und Gärten eingeschlagen und zu ihren Bivouaques benutzt, ja die ganze prächtige Pappelallee auf der sogenannten „Bornheimer-Haide" — einer großen schönen Grasfläche zwischen Frankfurt und dem Orte Bornheim — aus Muthwille und Uebermuth niedergehauen, während die von der Stadt dafür angebotenen Holzlieferungen höhnend zurückgewiesen wurden.

Noch einmal verdoppelten Frankfurts Bürger ihre Opfer . . . umsonst!

Da ließ der Commandant plötzlich, zum Entsetzen der ganzen Einwohnerschaft, aus Magistrat und Bürgerschaft Geißeln ergreifen und als Gefangene aus dem Kreise der Ihren gewaltsam hinwegreißen.

Die ganze Stadt war in Schreck, Aufregung und Verwirrung; . . . Schmerz und Verzweiflung bemächtigten sich der betroffenen Familien und theilten sich, wie im Fluge, der Allgemeinheit mit.

Unter den als Geißeln so ganz unerwartet eingezogenen Bürgern befanden sich nicht weniger als sechzehn Magistratspersonen, dabei die Schöffen von Lersner, von Uffenbach, von Ohlenschlager, von Loen, von Günderrode und Bonn, sowie die Senatoren Mühl, Scherbius und Andere. Aus den hervorragendsten Bürgern und ersten Handelshäusern hatte der französische General

ergreifen laſſen: den geheimen Rath von Wießenhütten, die Herren Mannskopf, Brevillier, Schweitzer, Deneufville, Thurneiſen, Johannot und ſogar ein Paar Commis fehlten nicht, wie ein gewiſſer Gewinner bei Heyder und Arletter und ein Herr Kling bei Gontard.

Aber der Schreck und die Verzweiflung erreichten ihren höchſten Grad, als nun dieſe Geißeln — aller Bitten, aller Betheuerungen, aller angebotenen Cautionen ungeachtet, — nach den Niederlanden abgeführt wurden. Ganz Frankfurt war in Allarm und nur die plötzlich auf den Straßen auffahrenden franzöſiſchen Kanonen und die gewaltige Militärmacht, die General Duvignot — jetzt Stadtcommandant von Frankfurt — in und um daſſelbe entfaltete, hielten einen förmlichen Aufſtand zurück.

Nur in einem kleinen, engen und düſteren Stübchen ſah und hörte man von all' dieſen Dingen wenig oder nichts.

Es war dies ein ſehr beſcheidenes Zimmerchen in dem Hinterhauſe einer, nahe dem Bockenheimer Thore gelegenen Nebenſtraße. Einfache aber reinliche Vorhänge verhüllten die beiden Fenſter, die nach einem düſteren Höfchen gingen. In dem Stübchen herrſchte daher Schweigen und Dämmerung, da weder der Lärm der Straße, noch das Licht des Tages eindringen konnten.

Und doch ſah es recht nett in dem kleinen Gemache

aus: an den weiß getünchten Wänden hingen recht gute, wenn auch ältere Kupferstiche, die wie Erinnerungen aus besseren Zeiten in die trübe Gegenwart und ihre jetzt ärmliche Umgebung blickten. Ein reinliches Bett, ein Tisch, auf welchem Schreibmaterialien und Schriften lagen, wenige Stühle, ein Kleiderschrank, eine Kommode und ein Bücherbret mit einer kleinen sehr bescheidenen Bibliothek — aus einer alten Bibel, einem vergriffenen Gesangbuche und einigen juristischen Werken bestehend — bildeten die ganze Einrichtung. Alles aber zeigte von Ordnung, und diesen Eindruck machte auch der Blick in das kleine Nebenzimmer, dessen Thüre offen stand.

Was aber die Haupteigenthümlichkeit dieser kleinen Wohnung ausmachte, war . . . daß sie einem Lazareth en miniature glich; denn in jedem der beiden Zimmer stand ein Bett und in jedem dieser beiden Betten lag ein kranker Mensch: in dem einen eine alte Frau, in dem anderen ein junger hübscher Mann. Aber der junge Mann war bleich und seine Züge und seine Blicke verriethen Schmerzen und Sorgen zugleich. Sein Arm, der wohl gebrochen sein mußte, lag in festem Verband und hielt ihn regungslos; während ihn die nicht unbedeutenden Brandwunden, die er an seinem Körper trug — trotz der kühlenden Aufschläge — durch ihre Schmerzen peinigten und folterten.

Es war der junge Reuber, den hier — in Folge

des Sturzes bei dem unseligen Brande — das Schicksal auf dem Schmerzenslager gebannt hielt. Es war seine alte Mutter, die in dem Nebenzimmer lag, und die der Schreck bei dem Nachhausebringen des verwundeten, damals bewußtlosen Sohnes vollends niedergeworfen. Und beide hatten zu ihrer gegenseitigen Verpflegung nur eine alte halbtaube Magd.

Freilich kam Doktor Ehrmann — der auch bedeutende chirurgische Kenntnisse besaß — täglich, und zwar, — da ihn die hochherzige That des jungen Mannes mit Freude erfüllt — aus freien Stücken und unentgeltlich. Aber waren denn damit Reubers schwere Sorgen gehoben?

Der Advokat, bei dem er bisher gearbeitet, kümmerte sich jetzt — da Reuber arbeitsunfähig war und das Geschäft für den Moment ohnehin völlig stockte — nicht das geringste um den sonst so tüchtigen, jetzt so hülfsbedürftigen jungen Mann.

An eine Anstellung war in diesen Tagen und unter den obwaltenden Umständen natürlich gar nicht zu denken. Die wenigsten seiner Bekannten und Freunde wußten dabei etwas von seinem Unfall, da in der allgemeinen Noth die des Einzelnen verschwand und in dem fortwährenden Sturm der Begebenheiten und endlosen Durcheinander sich Jeder nur um sich selbst bekümmern konnte. Aber wenn auch seine Freunde etwas

von seiner bedrängten Lage gewußt, woher alsdann die Mittel zur Abhülfe nehmen? Hatte doch jeder Einzelne bereits sein letztes Stückchen Geld zur Befriedigung des Feindes, — zur Aufbringung der Contribution, — zur Rettung der Vaterstadt hergegeben.

So lasteten auf dem jungen Manne, neben seinen körperlichen Schmerzen, auch noch recht schwere Sorgen, und zu diesen gesellte sich der qualvolle Gedanke: jetzt wohl für immer von der Geliebten seines Herzens getrennt zu sein.

Ach! es waren recht, recht schwere Tage und Stunden, die über ihn gekommen, und Niemand brachte ihm Trost und Liebe entgegen; denn so schön auch die Handlungsweise Doktor Ehrmann's war, trösten und aufrichten konnte er nicht. Ja, es gehörte zu seinen Eigenheiten, seine Wohlthaten und edlen Handlungen in ein gewisses rauhes abstoßendes Wesen zu hüllen, fast als schäme er sich, etwas Gutes zu thun. Er kam regelmäßig — in der ersten Zeit sogar zweimal des Tages — verordnete, schrie der halbtauben Magd seine Verordnungen kurz und bündig in das Ohr und ging dann wieder . . . ohne ein weiteres Wort mit dem Patienten zu sprechen. Dagegen hatte er zu dem Apotheker gesagt:

„Die Rechnung des jungen Reuber zahl' ich!"

So lag der arme junge Mann vereinsamt und verlassen, niedergedrückt und von Schmerzen gebeugt. Phi-

loſophie konnte ihn dabei nicht tröſten, denn er wußte nichts von ihr; aber ſein einfaches und ſchlichtes Weſen hatte ſich doch auf einem guten Grunde aufgebaut: auf einem vernünftig religiöſen Boden, . . . d. h. auf dem Vertrauen zu Gott und zu ſich ſelbſt.

„Der Geiſt, der über Alles wacht," — ſagte er ſich oft im Stillen — „der wird ja auch über dich wachen. Er, deſſen Weisheit und Güte ſich überall in ſo unſichtbaren Spuren offenbart, der läßt wohl auch nichts geſchehen, davon das Ende ſeinen Geſchöpfen nicht heilſam ſei. In ſeiner Hand allein ſteht auch mein Schickſal; und wenn ich mich, durch meine Abweichungen von den unveränderlichen Vorſchriften des Wahren und Guten, der glückſeligen Wirkung ſeiner Fürſorge nicht unfähig mache, — wenn der Richter, den er in meine Bruſt gelegt, mich nicht verdammt, . . . ſo wird am Ende doch nichts von dem, was mir jetzt trüb und ſchwer und ſchmerzlich deucht . . . mir wahrhaft Schaden können."

Und dann nahm er ſich vor: geduldig auszuharren und — wenn er erſt wieder wohl und die ſchlimme Kriegszeit vorüber ſei — mit doppelter Kraft und mit doppeltem Muth an die Arbeit und an das ernſtliche Bewerben um eine anſtändige Anſtellung zu gehen. War alsdann die Geliebte ſeines Herzens noch frei, ſo blieb ihm ja immer noch Hoffnung.

Zur Zufriedenheit und Seelenruhe ist ein unentbehrliches Erforderniß: Hoffnung.

Wer hoffen kann, der verlängert seine Existenz nicht blos idealisch, sondern auch physisch; — wer hoffen kann, der erleichtert sich das Dasein nicht nur geistig . . . nein! . . . auch körperliche Schmerzen und Leiden vermag der hoffende Blick der Seele wenigstens zu mindern, und zwar beides, durch die Ruhe und Gleichmüthigkeit, welche die Hoffnung gewährt.

So war es denn auch hier. Nachdem der erste Schmerz in des jungen Mannes Seele ausgetobt, — die erste Verzweiflung sich durch eine edle, dem Tode trotzende That, Luft gemacht, und ein voraussichtlich langes Schmerzenslager zu ruhiger Prüfung und Ueberlegung geführt, ging an dem dunklen Lebenshimmel Neubers der Stern der Hoffnung allmälig wieder auf; und fielen bis jetzt seine Strahlen auch nur matt und kalt in sein gedrücktes Herz, so war diese Hoffnung doch eben der einzige Trost, der ihm verblieb. War es da ein Wunder, daß er sich an ihr aufzurichten suchte?

Und wunderbar! auch in einem anderen Herzen ging um jene Zeit ein Sternlein der Hoffnung unter und ein anderes auf.

Die Familie Löschhoff hatte sich in all' diesen sturm- und drangvollen Zeiten so ruhig als möglich verhalten. Lange schon durfte keines der Mädchen und Kinder das

Haus mehr verlaſſen, außer wenn die Glocken an Sonntagen zur Kirche riefen und dann Alle, den Meiſter und die Meiſterin an der Spitze, feierlich und ernſt zu dem Gotteshauſe wallten, um Herz und Seele zu ſtärken und zu erheben und Gott um Abhülfe aller Noth in dieſen ſchweren Kriegszeiten anzuflehen.

Auch in das Wirthszimmer durfte — ſeit der militäriſchen Beſetzung der Stadt — keines der Mädchen und Kinder mehr treten, und ſo war das Leben für Käthchen und Mina ein ſehr ſtilles, zurückgezogenes, ja faſt kloſterliches geworden. Dabei machte der Ernſt der Zeit auch noch Vater und Mutter ernſter und ſtrenger, und wies ſo, ſelbſt die heiteren jugendfriſchen Gemüther der beiden ſchweſterlichen Freundinnen, mehr und mehr auf ſich ſelbſt an.

Käthchen und Mina ſchloſſen ſich dadurch natürlich nur noch enger an einander an.

Nur ſelten brauchen wir in wichtigen beſonderen Fällen Schutz und Unterſtützung; aber in unzähligen Kleinigkeiten, deren Sorgenmomente ſich zu Tagen und Wochen zuſammenreihen, bedürfen wir unaufhörlich Theilnahme und das angenehme Bewußtſein einer . . . wenigſtens ſtillſchweigenden Uebereinkunft.

So war es auch hier . . . und in dieſer Einſamkeit und in dieſem Angewieſenſein auf ſich ſelbſt, und bei dieſen Zeiten voll Krieg und Gefahr und Unglück und

Sturm ... ging eine eigenthümliche Wandlung in Käthchens Seele vor. Die verlorene Freiheit drückte schwer auf sie, während ein Gefühl der Hülfsbedürftigkeit — die Sehnsucht, Jemanden zu haben, an den sie sich persönlich noch näher, als an die Eltern, anlehnen könne — ihr Herz immer mächtiger erfüllte.

Es liegt ja in der weiblichen Brust ein tiefes unaussprechliches Bedürfniß, sich an den stärkeren Mann anzuschmiegen, von ihm vertheidigt, geschützt und geleitet zu werden. Und ist denn dieses Bedürfniß nicht so innig mit dem Wesen des Weibes verwebt, so sehr in dem allgemeinen Uebergewichte von Kraft und männlicher Natur begründet, daß ihm jedes weibliche Herz sicher vertrauen und es zum Führer auf seinen Lebenspfade machen kann?

Käthchen war dies Gefühl früher noch nie gekommen; — — — jetzt in der Einsamkeit, in der klösterlichen Stille ihres Zimmerchens, in dem Kriegs- und Schicksalsstürme fand sie sich von ihm gar manchmal überrascht. War sie bisher nur Kind gewesen, das an Vater und Mutter seinen Halt gefunden, so kam es ihr jetzt mehr und mehr zum Bewußtsein, daß sie doch eigentlich den Kinderschuhen bereits entwachsen, und da sie dies Gefühl mit ihrer schwesterlichen Freundin, Mina, theilte und beide sich oft genug in ihrer Einsamkeit darüber aussprachen, so gestaltete sie diese Erkenntniß

bald zu der Sehnſucht, auch nach Außen Anerkennung ihrer Selbſtſtändigkeit und Jungfräulichkeit zu finden. Die enge Gefangenſchaft, . . . die ſtrengen und gemeſſenen Befehle der Eltern: jedem äußeren Treiben fern zu bleiben, deuchten beiden Mädchen peinlich, ihrem Alter nicht mehr angemeſſen . . . und . . . da ein weibliches Weſen nur als die Frau eines wackeren Mannes zu freierer Bewegung gelangen kann, ſo . . . beneideten ſie jetzt manchmal im Stillen ältere Freundinnen, die bereits als glückliche Hausfrauen ſelbſtſtändig in der Welt und am eigenen Herde ſtanden.

Bei Mina ſprach dabei das Herz noch nicht mit,... bei Käthchen aber . . .?

Bei dem lieblichen Töchterchen des ehrenfeſten Zunftmeiſters Löſchhoff ſah es allerdings wunderbar genug in dem Herzen aus: hier war es, wo ein ſchöner Hoffnungsſtern im Erblaſſen und ein noch ſchönerer im Aufgehen begriffen war.

Die erſten mädchenhaften, faſt noch kindlich ſpielenden Regungen der Liebe bewegten Käthchens Bruſt ſeit jener verhängnißvollen Parthie auf den Feldberg.

Zwei Eindrücke waren ihr dort geworden, die ſie aus ihren Kinderträumen aufgerüttelt.

Der tiefere davon war unſtreitig derjenige geweſen, den der hübſche, lebensfriſche und lebenskräftige junge Mann auf ſie gemacht, der damals ihren neuen Sonn-

tags-Hut gerettet und — mit so viel Kühnheit über Felsen und Gerölle kletternd — ihr mit wirklicher Lebensgefahr zurückgestellt.

Daß dieser Eindruck indeß mehr ein momentaner geblieben, lag in der Natur der Sache und der noch allzugeringen Lebenserfahrung eines Mädchenherzens begründet, das bis dahin unter dem Worte Liebe, ... nur die Liebe zu Gott, den Eltern und seinen Geschwistern verstanden.

Neben dem jungen Neuber — dem kühnen Hutretter — führte ja damals das Schicksal auch Herrn Sinklair in Käthchens Nähe. Sinklair aber war eine schöne, feine Erscheinung, — ein Mann von ungewöhnlicher Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, dem das Leben in der Welt und am Hofe, so wie seine höhere Bildung jenen Schliff gegeben, der — wenn er mit Geist und edlem Herzen verbunden ist — stets bezaubernd zurückwirkt.

Seine feinen Manieren, sein chevalleresques Wesen, die liebenswürdige Art seiner Unterhaltung drückten daher schon damals das Bild des jungen, bürgerlich-bescheidenen und steiferen Neubers zurück. Mehr und mehr aber noch mußte es erblassen, als bei dem späteren Wiedersehen Sinklair's, dessen weltmännische Freundlichkeit und Artigkeit gegen das hübsche Käthchen, die Ursache einer schönen und süßen Täuschung in dem

Herzen des Mädchens wurde. Was Sinklair nur Artigkeit, nur ein leichtes freundliches Spielen mit einem hübschen Frankfurter Bürgerskinde war, nahm das unbefangene und unerfahrene Mädchen ... als ... Liebe!

Sinklair dachte dabei nicht entfernt an eine solche Eroberung, und so kam es denn, daß ihm mit den ernsterwerdenden Zeiten — die auch ihn in sehr ernste, oft peinliche Geschäfte verwickelten — die Erinnerung an die Familie Löschhoff momentan ganz aus dem Gedächtniß kam. Auch der Landgraf von Hessen-Homburg wich mit seinem kleinen Hofe den Brutalitäten der siegreichen französischen Armee aus; und da Sinklair ihm folgte, auch bald hier, bald dort als Vermittler und diplomatischer Sendbote zu wirken hatte, so verlor er sich auch aus Käthchens Augen.

Anfangs grämte sich des ehrbaren Zunftmeisters Töchterlein gar sattsam über dies Verschwinden. Käthchen nahm ja diesen ersten Versuch ihres kindlichen Herzens „zu lieben“ ... für „wirkliche Liebe;“ ... dies erste leichte Tändeln Amor's für dessen, ihr noch unbekannte tyrannische Herrschaft.

Wohl nutzte denn auch Mina's vernünftiges Gegenreden — so lange diese Täuschung herrschte — nichts: Vernunft findet ja nur dann bei weiblichen Herzen Eingang, wenn eine ganz gesunde

Stimmung des Herzens vorhanden ist . . und die Stimmung in Käthchens Herzen war damals keine gesunde, weil sie eben die Basis der Vernunft verloren und eine eingebildete, keine naturwüchsige war.

Da griff plötzlich das Schicksal selbst ein und änderte mit einem Schlage die Lage der Dinge.

Die furchtbaren Begebenheiten der Belagerung und der Beschießung Frankfurts, des entsetzlichen Brandes in der Judengasse, der Uebergabe der Stadt an die Franzosen, der Contributions-Ausschreibung und Eintreibung . . . alles dies war wie im Sturme auf einander gefolgt. Käthchen hatte mit ihrer ganzen Familie während des Bombartements Tage und Nächte unter Todesangst im Keller des Hauses zugebracht . . . und, als sie endlich wieder an das Tageslicht kamen, stand ein großer Theil der Stadt noch in Flammen

Welchen entsetzlich aufregenden Eindruck diese Erlebnisse auf ein Mädchen von Käthchens Alter machen mußten, ist leicht zu begreifen!

Angst und Schrecken waren schon an und für sich groß genug, und nun malte sich die aufgeregte Phantasie der Mädchen auch noch die nächste Zukunft mit den schwärzesten Farben aus: Käthchen und Mina sahen schon die ganze Stadt in Feuer und Flammen, den Vater als Geißel, die Mutter todt, die Stadt der Plünderung der Feinde Preis gegeben und sich in den Ar-

men bärtiger Franzosen, die sie, als Gefangene . . . Gott weiß wohin . . . mitschleppten!

In dieser entsetzlichen Aufregung brachte plötzlich Doktor Ehrmann — die Meisterin war bei der Ueberanstrengung leicht erkrankt — die Nachricht, daß das Feuer in der Judengasse und deren Umgebung gelöscht sei. Alles jubelte; . . . aber Staunen, Bewunderung, Schreck und tiefes Bedauern erfaßte die ganze Familie, als sie nun auch noch von Doktor Ehrmann erfuhr, wie kühn und edel sich ihr gemeinsamer Bekannter, der junge Reuber, bei dem Löschen des Feuers und der Rettung jener unglücklichen Mutter und ihrer Kinder benommen; . . . wie er aber auch seine Kühnheit und Menschenfreundlichkeit fast mit dem Leben gebüßt.

Käthchen war bei dem kurzen und lakonischen Berichte Ehrmann's unwillkürlich blaß wie der Tod geworden. Sie sprach kein Wort . . . aber es war ihr, als habe sie die Posaunen des jüngsten Gerichtes gehört; . . . wußte sie doch, durch Mina und durch ihr eigenes Gefühl, daß Reuber sie liebe . . . und diesen braven, diesen muthigen, diesen thatkräftigen, kühnen jungen Mann . . . hatte sie von sich gestoßen!

Von diesem Augenblicke an ging aber auch eine vollständige Umänderung in ihrem Inneren vor. Sinklairs Bild war mit einemmale völlig erblaßt. Ihre Neigung zu ihm stellte sich ihr jetzt selbst wie ein leichtes necki-

sches Spiel dar; wogegen sie nur mit hoher Achtung und mit dem aufrichtigsten und tiefsten Mitgefühl an Neuber denken konnte.

O! sie dachte noch mehr! . . . was aber sie glücklicherweise nicht aussprechen mußte, da es Mina that... und Mina sprach jetzt — freilich mit ganz eigenthümlichen Blicken auf ihre Freundin — mit wirklicher Begeisterung von dem kühnen jungen Neuber, und wie das ein Mann sei, dem ein Mädchen mit Stolz und Zuversicht sein Leben anvertrauen könne.

Käthchen bückte sich alsdann wohl feuerroth über ihre Arbeit; aber sie widersprach ihrer Freundin nicht mehr... sie fand sogar jetzt Vieles, was diese sagte, wahr und sehr vernünftig.

Bei Frauen und Mädchen sind Verstand und Herz fast eines und dasselbe; oder, besser gesagt, das Herz ist das Organ für die Offenbarungen des Verstandes.

Die schönsten Eingebungen des Verstandes — sagt Ehrenberg — werden beim weiblichen Geschlechte nur durch das Herz vernommen, und gelangen nur in sofern in ihrer Kraft und Wahrheit zum Leben, als sie sich in dem Herzen ungetrübt abspiegeln, und dieses sie mit reiner Empfänglichkeit aufnehmen kann. Ist aber das Herz verstimmt, sind seine Forderungen zu beschränkt oder überspannt, einseitig oder ausschweifend: so kann überall auch nur Verstimmtes oder Verschrobenes, Beschränktes

oder Ueberspanntes, Einseitiges oder Ausschweifendes zum Vorschein kommen.

Groß und selig wird das Weib nur durch sein Herz.

Und wunderbar! . . . eine schmerzliche Seligkeit ging Käthchen jetzt in ihrem stillen Kämmerlein bei dem Gedanken an Neuber auf. Sie wußte ja, daß er sie liebe . . . und . . . dieser Gedanke, o Gott! mit welcher Freudigkeit erfaßte er sie jetzt . . . freilich auch mit welcher Angst, mit welcher Sorge, mit welchem Schmerz. Wie gerne wäre sie jetzt an sein Schmerzenslager geeilt, — wie gerne hätte sie den edlen jungen Mann jetzt in seinem Unglücke gehegt und gepflegt. Davon aber konnte keine Rede sein. Die Eltern durften ja kein Wort davon wissen, und es war nur ein Glück für Käthchen, daß sie sich wenigstens gegen Mina aussprechen, an der Brust der schwesterlichen Freundin manchmal ausweinen konnte.

Weinen! . . . ja weinen! . . . denn er litt ja . . . und sie konnte ihn nicht pflegen! . . . Er liebte sie, und . . . wußte in seiner Einsamkeit und Verlassenheit nicht . . . daß er wieder geliebt wurde!

Denn was Käthchen jetzt für Neuber im Herzen trug . . . das! das! war die rechte Liebe! Mit wunderbar beseligender Kraft fühlte es das Mädchen

ſelbſt und geſtand es in einer glühenden Umarmung ihrer treuen ſchweſterlichen Freundin.

Die holde Blume der Liebe hatte ſich mit einemmale reich und voll entfaltet. O! jetzt erſt wußte des ehrſamen Zunftmeiſters Töchterlein, was Liebe ſei! Jetzt wußte ſie: das Liebe kein tändelndes Spiel: daß ſie unbegrenzte Hingabe, Vernichtung ſeiner Selbſt und Wiedergeburt in einem Anderen ſei: durch ihn leben, durch ihn empfinden, . . . für ihn leben, für ihn empfinden!

Ach! . . . . wenn er es nur gewußt! . . . wenn ſich nur nicht das Bild der Eltern ſo ernſt zwiſchen ihn und ſie geſtellt hätte! — — —

Geiſtiges Leben.

Glücklichere Tage, wie diejenigin waren, die Hölderlin jetzt in Caſſel verlebte, hatte er noch nicht geſehen. Ein höheres, edleres ſeligeres Verhältniß, wie ſeines zu Diotima, konnte es für einen Sterblichen nicht geben. Selbſt des kühnſten Dichters himmelanſtrebende Phantaſie wäre unvermögend geweſen, ein höheres Glück zu träumen . . . ein Glück, deſſen unermeßliche Seligkeit gerade in ſeiner Reinheit lag.

Und zu dem allen geſellte ſich noch die Bekanntſchaft, die Hölderlin mit mehreren ausgezeichneten Künſtlern machte, zumal mit dem damals ſo berühmten Heinſe, mit dem er köſtliche Stunden in der Gemäldegallerie und unter den Antiken des Muſeums verlebte.

Auch von anderer Seite ſollte ihm eine große Freude werden.

Hegel hatte ein Gedicht unter der Ueberſchrift „Eleuſis“ an ihn gerichtet. Die Rollen ſind hier gewechſelt, der Philoſoph erſcheint als Poet und redet den

Dichter als einen Jünger der Weisheit an, er erinnert ihn an den alten Bund:

„Der freien Wahrheit nur zu leben,
Frieden mit der Satzung,
Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehn!“

Nachdem er sich sofort in der Hoffnung des Wiedersehens ergangen hat, wendet sich seine Phantasie von dem Freunde zu der Anschauung der geheimnißvollen unendlichen Natur, die ihn umgiebt; — zu der Erinnerung an die Weisen der Vorwelt, die das Räthsel zu lösen suchten, ohne das, was sie fanden, öffentlich Preis zu geben; — zu der Klage über die, welche jetzt nur nach Worten graben und statt der wahren Weisheit Staub und Asche erhaschen, einer Klage, die ja, wie alle diese Ideen, in Hölderlin's Seele ihren Wiederhall fand. Auch mit Schiller blieb Hölderlin in brieflicher Verbindung: der jüngere Dichter schickte dem älteren einige Gedichte, die zwar für den Musenalmanach von 1797 zu spät kamen, ihm aber eine freundliche Antwort von Schiller eintrugen.

Freilich blieb dabei Diotima immer die Sonne des Tages; aber Tage und Stunden wurden noch schöner, noch geistig gehobener, wenn andere Sterne neben ihr aufgehen, und ihre Schönheit, den Glanz ihres Geistes beleben durften. Einer so fein gebildeten, so für alles Große und Schöne begeisterten Dame, wie Madame

Gontard-Borkenstein, konnte ein Mann, wie Heinse — dessen Genialität damals viel von sich sprechen machte — nicht gleichgültig bleiben. Sie, die in ihrer Reinheit so hoch dastand, konnte freilich die Apotheose der Sinnlichkeit, die von ihm ausging, nur verwerflich finden; desto mehr aber mußte sie sein mit feuriger Phantasie und geistreicher Auffassungsgabe ausgerüstetes Talent anerkennen. Heinse, der Freund Wieland's, Gleim's, Jakobi's, — der Mann, der nach Italien gegangen, um dort selbst die großen Kunstwerke aller Zeiten kennen zu lernen, — der Tasso, Ariost übertragen, — der es verstand, die Schilderungen der Lokalitäten und Denkmäler Italiens mit einem so glühenden Schmelze, mit einer solchen Lebendigkeit und Anschaulichkeit auszuführen, wie es noch Keinem vor ihm gelungen, . . . konnte ja nicht ohne hohes Interesse für Diejenige bleiben, der — wie ihrem edlen Freunde Hölderlin — vollendete Schönheit der höchste Begriff war.

In seine Werke freilich hatte sie nur flüchtig geblickt und sie dann zurückgelegt. Die Auffassung der Schönheit stieß sie hier, als zu derb sinnlich, entschieden zurück. Dafür achtete sie jetzt, bei persönlichem Bekanntwerden, seinen feinen Kunstsinn um so höher, und so war es denn auch dieser, dem Heinse das Glück zu verdanken hatte, zeitweise in Hölderlin's Gesellschaft bei Madame Gontard eingeführt zu werden.

Dann kam wohl zumeist das Gespräch auf die Kunst. Heinse und Hölderlin konnten sich hier entflammen, ... ersterer aus eigener Anschauung, der Andere in idealer Verehrung. Bitter aber wurden Beide, wenn von dem verkehrten oder affectirten Kunstsinn die Rede war, den die Reichen und sogenannten Vornehmen unserer Tage oft an den Tag legen.

In solcher Stimmung rief Hölderlin einst:

„Was ist denn ihr Kunstsinn? Sie haben die Säulen und Statüen weggeschleift und an einander verkauft; haben die edlen Gestalten nicht wenig geschätzt; ... aber warum denn? ... der Seltenheit wegen und ... des hohen Preises, wie man Papageien und Affen schätzt!"

„Gar viele Menschen haben eben leider keinen richtigen Begriff für das Schöne!" — sagte mit mildem Lächeln Madame Gontard.

„Und warum mangelt ihnen der Geist, der Begriff des Schönen?" — [illegible]r Hölderlin fort — „weil er nicht gekauft und heimgeschleppt werden kann!"

„Darum auch so viele verkehrte Urtheile über Kunstwerke!" — fiel hier Heinse ein. — „Ueber ein Kunstwerk sollte überhaupt nur Derjenige richten wollen, der die Natur durch und durch kennt, die vorgestellt ist, und der zugleich die Schranken der Kunst zu bemessen weiß. Selbst der größte Maler, der immer auf festem Lande

lebte, kann über kein Seestück urtheilen . . . und" — setzte er, freilich ohne es auszusprechen, in Gedanken hinzu — „der erste beste Sultan, der liebt, und noch Kraft in den Adern hat, darf eher von einer nackten Venus sprechen, als irgend ein kunstgelehrter Schwächling, dem unsere überfeinerten und überzuckerten Sitten und Gebräuche nie den Anblick einer nackten Schönheit gönnten."

„Aber der Geschmack kömmt nicht von selbst!" — meinte die junge Frau.

„Wahr!" — sagte Heinse. — „Man muß vor allen Dingen erst wissen, was Kunst ist, und den Vorrath der Kunstwerke mit naturerfahrenem Sinn geprüft haben."

„Und dann" — fiel Hölderlin ein — „muß man mehr als ein Werk und viel von einem Meister gesehen haben, ehe man ihn nur recht kennen lernt."

„So geht es auch mit den Menschen!" — versetzte Madame Gontard — „die trefflichen muß man studiren. Es ist nichts thörichter, als einen wichtigen Mann, eine bedeutende Frau gleich bei dem ersten Besuche und Gespräche weg haben zu wollen."

„Und dann" — fuhr Heinse fort — „kein Mensch kann einen Theil vollkommen verstehen, ohne vorher einen Begriff von dem Ganzen zu haben, und so wieder umgekehrt. Jedes einzelne Gemälde z. B. macht einen Theil der gesammten Malerei aus, wie sie gegenwärtig

beſteht. Man muß daher wenigſtens ihr Beſtes überhaupt kennen lernen, ehe man dem Einzelnen ſeinen Rang anweiſen will."

„Und das haben Sie in Italien treulich gethan!" — ſagte hier mit der ihr eigenen Grazie die ſchöne hohe Frau.

„Ja!" — verſetzte Heinſe, und ſeine Augen leuchteten bei der Erinnerung an jene ihm unvergeßliche Zeit. — „Ja! ich beſchäftigte mich tüchtig mit den erſten Werken der bildenden Kunſt, der alten und der neuen. O! es war herrlich!" — — — allein hätte er hinzuſetzen dürfen — „das Leben triumphirte doch noch bei mir über alles Andere!"

„Wollen Sie uns nicht etwas von jenen ſchönen Tagen mittheilen?" — frug die Dame freundlich.

Heinſe ging gerne darauf ein. Thee wurde gereicht und der Dichter erzählte:

„Der October iſt in Rom wie Wetter aus dem Paradieſe; jeder Tag heiter, und ein Feſt ſchon an und für ſich. Ich hatte mich auf eine Woche in den Vatican eingeſperrt, und genoß Götterluſt. Ich wohnte oben im Belvedere bei dem Manne, der die Antiken in ſeiner Verwahrung hat; und die Ausſicht von meinem Zimmer war bezaubernd. Rom lag ſtill da, wie ein friedlich Ueberbleibſel von der Herrſchaft der Welt; wie ein junger Sproß ſtieg es hervor aus dem uralten hohlen

Stamme der ehemals erhabenen ungeheuren Eiche. Voran grünte das fruchtbare lange und breite Thal, durch das die Tyber strömt, zwischen reizenden Hügeln, die schöne Villas begrenzen; und in grauem Duft und blauer Ferne lagerten sich die Gebirge von Sabina, Tivoli und Frascati majestätisch herum."

„Alles dies war göttlich! aber nun gar die Kunst!"

„Die Nachwelt hat die größten Meisterstücke der Malerei dem wilden und kühnen Papst Julius zu verdanken; und es ist ein seltenes Glück, daß der Heftige einen so scharfen und sichern Blick für das Wesentliche hatte, und sich durch kein Gepränge oder Höflingsgeschwätz täuschen und irre führen ließ. Er erkannte das wahre Talent, und verachtete dagegen allen Modekram. Die berühmtesten Künstler damaliger Zeit hatten schon in den Stanzen die Wände mit allerlei Larven bemalt, woran vielleicht nach ihren Regeln nichts auszusetzen war: als Bramante den Raphael von siebzehn Jahren herbeibrachte, daß auch er in einem Zimmer sich versuchen möchte. Die alten Meister lächelten höhnisch, und spotteten unter sich über die Unerfahrenheit des Knaben. Der hohe Jüngling ließ sich indeß nicht stören, und entwarf in seiner Phantasie, dem Schauplatz angemessen, vier Bilder: von der Theologie, der Philosophie, Poesie und Gerechtigkeit, und legte gleich im ersten Feuer Hand an die Theologie."

„Die Philosophie war noch nicht ganz vollendet, als Julius von der Wahrheit und dem Reiz der Gemälde so entzückt wurde, daß er auf der Stelle befahl, alles, was die andern gemacht hatten, wieder herunter zu schlagen: dieser junge Mensch sollte die Zimmer allein ausmalen. Die alten Herrn schrien über Tyrannei und Unverstand: aber Welt und Nachwelt hat diesen harten Ausspruch gerechtfertigt."

„Ein solcher Schutz der Kunst macht Ehre!" — sagte hier Frau Gontard-Borkenstein.

„Gewiß!" — fuhr Heinse fort — „und keine Millionen, die man an Stümper und ein buntes Gemisch von Kunstsachen verschwendet, indeß der eigentliche Mann bei seiner Bescheidenheit entweder verborgen bleibt und darbt, oder doch nur als ein gewöhnlicher Taglöhner sein Stück Arbeit nebenher durch irgend eines Vernünftigen Empfehlungen von ohngefähr bekömmt."

„Und jenes Zimmer?" — frug die Dame.

„Dieses Zimmer war seine erste Arbeit zu Rom; es bleibt aber doch das vorzüglichste wegen der Menge und dem Adel der Gestalten. Seele und Auge jedes verständigen und in der Welt erfahrnen Menschen müssen sich so recht daran wie an süßem Kern weiden. Ueberall blickt da und dort eine himmlische Blume hervor, und je tiefer man sich mit seinem Stachel hineingräbt, desto nahrhafteren Honig findet man. So hat

mich spät noch erfreut sein Evangelist Johannes in der Theologie, neben dem David, welcher vor der Menge größerer Figuren einem erst nach und nach mit seinem süßen Lächeln und halbzugedrückten innigseligen Blick aus seiner Engelsschönheit in's Herz blitzt. Das blonde Haar wallt ihm reizend nieder auf die Schultern, und er scheint einen Liebesbrief zu schreiben."

„Raphael ist eben lauter Herz und Empfindung, und eine Quelle von Leben und Schönheit!" — meinte Hölderlin.

„Das ist er!" — fuhr Heinse fort — „edel und liebenswürdig und bereit, von seiner Fülle mitzutheilen für jedermann, hat er die Gunst und Bewunderung des Kernes der Menschheit erhalten. Uebrigens erkennt man im Vatican, daß er mit den vorzüglichsten Personen seines Zeitalters umging; und ihre Gestalten, Mienen und Geberden, Stellungen und Bewegungen, und den Reiz in den Gewändern seiner Kunst eigen machte. Welche Meisterstücke Archimed, Aristoteles, Plato, Pythageras! seine Theologen und Kirchenlehrer! Um sie zu fassen, dazu gehört gewiß ein verliebter Umgang mit großen Männern. Sappho, Laura, die drei Musen neben dem Apollo im Parnaß, Pindar, Horaz, welche Gestalten? Und wieder welch ein unschuldiges, unbehülfliches und doch unbesorgtes Wesen in seinen Kindern, zum Beispiel im Burgbrande!"

„O! welch ein Göttergenuß muß es doch sein, Rom zu sehen!“ — rief hier entzückt die junge Frau.

„Wer Rom in seinen Ruinen und seiner Versunkenheit ganz fühlen wollte,“ — fuhr Heinse fort — „müßte ein neuer und doppelt und dreifach großer Marius auf den zerstörten und zerfallenen Kaiserpalästen des Monte Palatino sitzen. Kein Mensch auf dem heutigen Erdboden vermag dies; alles ist dagegen zu klein, was herkömmt und was da ist. Meine Thränen fielen auf die heilige Asche der Helden, und ich schauderte zusammen in der Unwürdigkeit, wozu mich das Schicksal verdammt. Welch ein Glück, bei seiner Geburt in ein Rom zu den Zeiten der Scipionen auf die Welt geworfen zu werden! aber dies kann Niemand mehr begegnen.“

„Und die Gegend?“ — frug die junge Frau.

„Wer sich eine Idee von der Römischen Gegend machen will, muß sie an einem heitern Morgen oder Abend auf dem Thurme von Kapitol sehen. Weit, voll großer reiner Gegenstände ein entzückend Stück Welt ist sie; schöne Hügel, fruchtbare Flächen, ferne Ketten kühler Gebirge, und das unermeßliche Meer in der Nähe zum leichten Ausflug zu allen Nationen. Und wie stolz und königlich nun Rom in der Mitte liegt auf seinen freundlichen mannigfaltigen Höhen, an der Schlangenwindung des Tyberstroms, als stark anziehender Vereinigungspunkt! Zeigen Sie mir eine andere Stadt in der Welt,

im herrlichen Europa, von wo aus man daſſelbe, und Afrika und Aſien ſo bequem beherrſchen könnte, gerade im mildeſten menſchlichſten Klima zwiſchen Hitze und Kälte!"

„Wie mußte dies Rom in den alten großen Zeiten ſchon dadurch auf den Menſchen zurückwirken!" — rief Hölderlin.

„Es kann nicht fehlen," — ſagte Heinſe — „jede Gegend ſtimmt mit der Zeit die Seelen der Einwohner nach ſich. Rom iſt weit, glänzend und groß in prächtigen Fernen, ſchön in der Nähe; ſtill auf ſeinen begrenzten Hügeln, und einſam zum Genuß und Nachdenken: und ſo die Römer von jeher, was die Form betrifft, und . . . ſie werdens bleiben. Jetzt geben ihnen ihre eigenen Ruinen etwas Zerſtörtes; ſie liegen wie dieſe im Staub."

„Und haben Sie dieſe herrliche Gegend recht durchforſcht?"

„Gewiß. Ich ritt ſchon die erſten Tage in den Gebirgen herum zu Tivoli, Paleſtrina, Frascati und Albano; ſpäter an der See herum zu Nettuno, Oſtia, Civitavecchia. Wie ein Hannibal ſuchte ich es einzunehmen, das unbändige Rom: aber es wollte mir, wie ihm, nicht gelingen. Alsdann habe ich es wieder von ſeinen Höhen betrachtet: und zuletzt ſtürzte ich mich hinein in ſeine Tiefen. Meine Seele konnte wegen der

vorigen Stürme noch keine rechte Ruhe finden und dies trieb mich oft nach kurzem Schlummer vom Lager auf."

„Und welchen Eindruck machte das Coliseum auf Sie?" — frug hier Hölderlin, den die Sehnsucht nach dem göttlichen Lande fast wehmüthig stimmte.

„Schon an einem der ersten Morgenden kletterte ich in ihm herum. Es liegt auf dem herrlichsten Platze, den man sich denken kann; gerad in der Mitte des alten Roms, in dem Thale zwischen den drei Hügeln Palatino, Celio und Esquilino und war der bequemste Freudenort für alle Einwohner. Es ist rührend und schrecklich zugleich, wie einige Zwergenkel der heroischen Urväter und die Barbaren an den erhabenen, in schöner Form erbauten Massen genagt und zerstört haben, und sie doch nicht zu Grund richten konnten. Die eine Hälfte der äußern Einfassung ist weggetragen, und aus den geraubten Trümmern sind die stelzesten Paläste der neuern Welt aufgeführt; die andere steht noch: ein weiter Kreis in hoher grauer Majestät mit lauter Quaderstücken von Felsen und dreifachen festen Säulen über einander. Die Zusammenfügungen von Stein auf Stein hat das Maulwurfsgeschlecht überall durchlöchert, um die metallnen Pflöcke herauszuholen."

„Gras und Kraut und Gesträuch, mit Lorbeerstauden untermischt, grünt und blüht überall, wie auf einem

Anger von fruchtbarem Boden, — und das Oval der Arena ist eine vollkommne Wiese."

„O große versunkene Zeit!" — rief Hölderlin schmerzlich — „eine solche Gestalt hat jetzt das ehemalige Wunder der Welt, das achtzigtausend Zuschauer faßte!"

„Ja! eine solche Gestalt!" — wiederholte Heinse — „und ringsum trauern der Esquillino und Palatino und Celio mit ihren zerfallnen Tempeln, Bädern, Wasserleitungen und niedern Gewölben! Das Herz blutete mir und jauchzte doch! . . . Oben, durch Ruinen und Gesträuch, winkte mir, ewig jung und unverfehrbar, die Pyramide des Cestius von fern in blauer Luft, und ich konnte nicht erwarten dahin zu gelangen; strich an dem halb eingefallnen Septizonium des Severus vorbei durch die Niederlagen des Circus Maximus, zwischen den Aventinischen und Palatinischen Bergen nach dem Tyberstrom zu, und daran fort, bis ich der reinen schroffen Felsenspitze immer näher kam. Ach, wie alle die Herrlichkeit so verwüstet liegt! und doch sind die Ueberbleibsel der Verwüstung nur klein gegen das, was stand: vom Circus Flaminius, Agonalis, Florealis, Vaticanus, — von denen des Salust und Nero ist keine Spur mehr zu finden. Und . . . was waren die Gebäude selbst in ihrer Vollkommenheit gegen das ungeheure Leben darin! Die Phantasie des Menschen mit ihrer Götterkraft scheut sich, zurück zu blicken, wenn sie sich eine Vorstellung

machen soll, wie nach dem Siege des Metellus in Sicilien über Karthago hundert und zwei und vierzig Elephanten auf einmal kämpften und erlegt wurden; und von hundert Löwen unter dem Sylla es bis auf sechshundert unter dem Pompejus kam. Unter den Kaisern vollends folgte hierin eine Ausschweifung auf die andere. Trajan gab nach dem dacischen Kriege und dem Tode des Decebalus hundert und drei und zwanzig Tage lang dergleichen Schauspiele, wo zuweilen bis auf zehntausend zahme und wilde Thiere und unzählbare Gladiatoren kämpften; und Kommodus brachte nach dem Lampridius hundert Elephanten mit eigner Hand um."

„Was sind wir dagegen, denen die Vorstellungen des Sophokles und Euripides zu grausam vorkommen?"

„Wir beziehen eben alles, wie natürlich, auf uns selbst," — sagte hier die Dame — „und messen es mit dem Maße unserer Verhältnisse!"

„Es ist wohl wahr, der Mensch bezieht alles auf sich selbst" — fuhr Heinse fort — „und also auch die Werke der Kunst; sein Gefühl ist wie sein Charakter. Ein Miltiades, Themistokles, ein Sylla und Cäsar können bei Gegenständen Vergnügen empfinden, die bei einem Schwachen Abscheu erregen und ihn marterη, weil er nicht die große starke Selbstständigkeit hat, die Leiden anderer außer sich zu fühlen, ihre Natur und Eigen-

ſchaften wie jene mit ihren Kräften zu ergründen und zu erkennen, die Sphäre ſeines Geiſtes dabei zu erweitern, und zugleich über alles dies empor zu ragen, ohne ſich als Theil damit zu vermiſchen und ſelbſt zu leiden. Griechen und Römer vergnügte vieles, wovor wir frommen moraliſchen Seelen Abſcheu haben."

„Und daß es ſo iſt, dafür ſei dem Himmel Dank!" — ſagte mit ſchöner Erhabenheit Madame Gontard-Borkenſtein. — „Gott behüte und bewahre uns vor einer ſolchen Größe. Der Menſch iſt ein Gott . . . ſo bald er Menſch iſt. Und iſt er ein Gott, ſo iſt er ſchön."

„Sie haben recht, edle Frau!" — rief hier Hölderlin — „aber wie ſelten finden wir in unſeren Zeiten wahre, ächte, ſelig ſchöne Menſchen!"

„Wir finden ſie vielleicht nur darum ſo wenig" — verſetzte die junge Frau — „weil wir ſie zu wenig ſuchen und zu wenig Gelegenheit haben, das Innere der Menſchen zu durchſchauen."

„Darf ich offen ſein?" — frug hier Heinſe.

„Sein Sie es immer!"

„Nun denn, ſo muß ich geſtehen, daß mich die Menſchen unſerer Tage zumeiſt jammern . . . zumal wenn ich ſie mit den Alten vergleiche; . . . ſo ſehr jammern, daß mir der Widerſinn ihrer Sitten wie eine Kinderpoſſe vorkommt."

„Müssen Sie sich aber auf solche Weise nicht unglücklich unter den Menschen fühlen? Wer in der Welt lebt, enthebt sich nie ungestraft ihren Formen und Bräuchen.“

Heinse lächelte, dann sagte er mit einem Anfluge von Stolz: — „da ich von Natur über all' die eingeführten Formen und Bräuche hinaus bin, so spiele ich mit allen, und lege sie an und ziehe sie aus, wie Fastnachtskleider. Muß es einem denn nicht wirklich — wenn man unter den Menschen und namentlich den sogenannten Gebildeten umhergeht — hie und da zu Muthe sein, als hätte sich die Menschennatur in die Mannigfaltigkeit des Thierreiches aufgelöst? Namentlich was die Männer betrifft.“

„Ach ja!“ — seufzte Hölderlin — „manche Thiere heulen, wenn sie Musik hören . . . unsere „gebildeten“ Landsleute hingegen lachen und spotten, wenn von Geistesschönheit die Rede ist und . . . von Tugend und Größe des Herzens.“

„So ist es!“ — rief Heinse sarkastisch. — „Die Wölfe laufen davon, wenn einer Feuer schlägt . . . und . . . wenn unsere feinen Herren einen Funken Vernunft aufblitzen sehen, so kehren sie, wie Diebe, den Rücken und machen sich davon.“

Frau Gontard-Borkenstein konnte sich eines feinen,

zuſtimmenden Lächelns nicht erwehren; obgleich ſie darauf beſtand, daß es Ausnahmen gebe.

„Aber nicht viele!“ — meinte Hölderlin. — „Ich habe den Beweis dafür in Händen. Wenn ich mir einmal in der ſogenannten „guten Geſellſchaft“ unter ſogenannten „gebildeten Herrn“ beikommen ließ, von dem alten Griechenland ein warmes Wort zu reden, . . . ſo gähnte man ſofort, und meinte: man hätte doch auch in der jetzigen Zeit zu leben; und der gute Geſchmack — ſie dachten an den ihren — ſei noch immer nicht verloren gegangen.“

Madame Gontard-Borkenſtein läugnete dies nicht; kämpfte indeß auch mit Recht gegen die oft allzuſcharf hervortretende Einſeitigkeit der Gelehrten und ihre allzugroße Vorliebe für das Alterthum an. Die ſchöne junge Frau vertheidigte dabei mit Geiſt das Rechte und das Gute der Gegenwart.

Hölderlin und Heinſe aber blieben auf dem Boden des Idealismus und erſterer rief am Schluſſe des Geſpräches faſt ſchmerzlich:

„Wahrlich! ein Gott iſt der Menſch, wenn er ſelig begeiſtert, wenn er dichtend träumt! — — ein Bettler, wenn er nur kalt nachdenkt und berechnet — — und — — wenn die Begeiſterung hin iſt, ſteht er da, wie ein mißrathener Sohn, den der Vater aus dem Hauſe

ſtieß, und der nun die ärmlichen Pfennige betrachtet, die ihm das Mitleid auf den Weg gab!"

Als Heinſe weggegangen war, blieb Hölderlin noch längere Zeit im Geſpräche mit Derjenigen, unter der er jetzt nur noch, in reiner heiliger Anbetung, ſeine „Diotima" — die Heldin ſeines „Hyperion" — ſah. Die Opferflamme ſeines Herzens ſchlug hoch empor.

Sie — die hohe, edle Frau — mahnte mit ihrer wunderbar ſchönen Ruhe, die doch ſo voll Wärme für alles Edle, Schöne und Erhabene war, an ein vernünftiges Feſthalten an Welt, Zeit, Sitte und Brauch. Hölderlin aber rief:

„O! ich brauche ja die Götter und die Menſchen nicht mehr! Ich weiß, der Himmel iſt ausgeſtorben, entvölkert, und die Erde, die einſt überfloß von ſchönem menſchlichem Leben, iſt für mich faſt nur noch wie ein Ameiſenhaufen geworden: ſchaffende Thätigkeit ... ohne Geiſt, ohne Schönheit, ohne jeden höheren Aufſchwung. Aber noch giebt es eine Stelle, wo der alte Himmel und die alte Erde mir lacht; ... denn ... alle Götter des Himmels und alle göttlichen Menſchen der Erde vergeß' ich ... wenn ich Diotima ſehe!"

Ein ſeliges Lächeln umſpielte die Züge der ſchönen Frau; ... aber es war das Lächeln einer Juno: voll Liebreiz und doch auch voll unendlicher Hoheit.

„So danken Sie den Göttern!" — ſagte ſie mit

ihrer seelenvollen Stimme — „daß sie Ihnen das Geschenk einer so reichen Phantasie gaben, die Sie mit dem Bilde einer Diotima so hoch beglücken kann. Auch ich danke denselben für mein stilles Glück. Hüten wir uns nur beide, die Bilder unseres glücklichen Traumes mit rauher Hand in das Leben ziehen zu wollen. Wir würden schmerzlich erwachen .... und ... der schöne Traum wäre auf ewig vorüber."

„Ein Todesurtheil und eine Seligsprechung in einem Hauche!" — rief Hölderlin schmerzlich und Thränen traten in seine Augen. — „In welcher Lage finde ich mich? Was ich verloren wähnte, hab' ich gefunden... aber... wie ein Schatten entflieht es unter den fassenden Händen; ... wonach ich schmachtete, als wär' es aus der Welt verschwunden, das ist vor mir ... aber wenn ich überglücklich zu seinen Füßen sinken will, ... zerfließt es in rosigem Lichte! O Diotima! Diotima! ein Blick auf Dich, und ich fühle: noch ist die Quelle ewiger Schönheit nicht versiegt ... aber ... ich weiß auch, daß, ... wer selig werden und das ewig Schöne, das ewig Göttliche schauen will ... sterben muß!"

„Was rein geistig ist, stirbt nicht!"

„Wer so erhaben wäre über alles Menschliche, wie Diotima!"

„Wer hat denn Diotima über den Staub der Ge-

wöhnlichkeit emporgehoben, in die Regionen eines seligen geistigen Seins?"

„Sie selbst that es, aus der Fülle ihrer geistigen Kraft."

„O so neiden Sie sich und ihr den Himmel eines reinen und unschuldigen Glückes nicht."

„Gewiß nicht! so wenig, als ich mich selbst aus meinem Himmel stürzen will. Diotima ist mir Alles!"

„Alles?" . . . rief mit seligen Blicken die schöne hohe Frau — „und die Menschheit, die Sie doch am Ende einzig lieben?"

„Die Menschheit?!" — rief der junge Mann glühend und in schöner Begeisterung. — „Ich wünschte, die Menschheit machte Diotima zu ihrem Losungsworte, malte Diotima's Bild in ihr Panier und spräche: heute soll das Göttliche siegen! Engel des Himmels! das müßte ein Tag sein!"

Die junge Frau erglühte tief; der Blick ihres Auges war voll Glanz, Seligkeit, Ruhe und Majestät, wie jener der aufgehenden Sonne. Tausend Himmel lagen in ihm, . . . aber vor jedem wachte ein göttlicher Cherub.

„Lassen Sie uns für heute scheiden!" — sagte sie dabei mit süß zitternder Stimme — „und nur dem Himmel unsere Verklärung zeigen! Mir darf die Ihre nicht so nahe sein."

Hölderlin erbebte. Schauer der Wonne und des Schmerzes überrieſelten ihn; . . . aber . . . er gehorchte.

„Ich gehe!“ — ſagte er leiſe. — „Aber dem Abendſtern — dem verſchwiegenen Heſperus — ſende ich, wenn er ſich ſtill erhebt, meine Grüße an Diotima. Wird ihm Diotima auch die ihren ſenden?“

„Sie wird es!“ — entgegnete die junge Frau bewegt.

„Nun!“ — rief Hölderlin glücklich — „dann werden die Lichtſtrahlen aus den Augen zweier Glücklicher ſich dort ſelig umarmen!“

Und der junge Mann verbeugte ſich leiſe und verſchwand in der Thüre.

Und in zwei Menſchenherzen lag: Stille des Lebens, Götterruhe, . . . himmliſche, wunderbare Freude.

Ein Fest des Friedens und der Liebe.

Der Anblick und das Studium eines bedeutenden Mannes ist doch immer ganz anderer Natur, als die Stimmung, in die uns das Anschauen, selbst des vollkommensten Kunstwerkes versetzt. Das Interessanteste für den Menschen bleibt ewig ... der Mensch selbst.

Ein bedeutender Mensch, — ein Mensch von segensvollem Einfluß auf Mit- und Nachwelt, kann aber der Mann in jedem Stande werden: der Kaufmann so gut, als der Künstler, der Gelehrte, der Held und der Staatsmann. Auch bescheidene bürgerliche Tugenden können uns zur Größe führen, — ja sie vor allen dürfen der Anerkennung der Mitwelt, des Dankes der Nachkommen gewiß sein.

So behaupteten auch um jene Zeit verschiedene Männer in der altehrwürdigen Reichs- und Handelsstadt Frankfurt durch ihre Tüchtigkeit und ihre Bürgertugenden eine einflußreiche Stellung, obgleich sie nur an der Spitze angesehener Handelshäuser standen. Ein gewisser Rim-

bus umgab sie und ihren Namen, und man konnte ihnen in der That die allgemeine Hochachtung um so weniger versagen, als der schöne Ruf, den sie sich erworben, nicht von ihrem Gelde, sondern von ihren ächt patriotischen und bürgerfreundlichen Gesinnungen ausging.

Viele der angesehenen Frankfurter Handelshäuser zählten auf diese Weise zu verschiedenen Zeiten zu der Kategorie, die sich in diesem Sinne ausgezeichnet . . . zu den Bürgern, die in guten und schlimmen Zeiten überall und gern mit Rath und und That bei der Hand waren.

Die größte Popularität der Art hatte sich jedoch unstreitig zu der Zeit, von welcher wir schreiben, der Chef des Bankierhauses Gebrüder Bethmann — der in seiner schönsten Blüthe stehende — Moritz von Bethmann, zu erfreuen.

Unter den glänzenden Verhältnissen die ihn umgaben, blieb er vorzugsweise Frankfurter Bürger durch und durch, und obgleich schon damals berechtigt ein „von" vor seinen Namen zu setzen, machte er von diesem Prädicate doch erst dann einen allgemeinen Gebrauch, als es die Verhältnisse der Vaterstadt erheischten. Das aber hielt ihn nicht ab, ein guter Bürger unter Bürgern zu sein; ja selbst so oft es galt, mit seiner, von seinem Dienstpersonal bedienten Hausspritze sofort auf dem Brandplatze zu erscheinen, wenn die Feu-

erglecke vom Dome herab zum Helfen rief. Bei jedem großen gemeinnützigen Unternehmen stand er aber gewiß an der Spitze, so daß in allen Angelegenheiten die Bürgerschaft nicht anders gewohnt war, als zuerst auf ihn zu sehen, wenn es sich um die Wahrung irgend eines ihrer Interessen handelte.

Dafür hatte sich aber auch Herr von Bethmann der allgemeinsten Anerkennung und der dankbarsten Zuneigung der Bürgerschaft zu erfreuen . . . und diese Anerkennung hat der Sturm der Zeiten in den Herzen der Bürger nicht verwischt.*)

Längst ist dieser Edle dahingegangen, wie schön aber das Andenken an ihn in Frankfurt fortlebt, beweisen die Worte der Erinnerung, die der, in der Kunstwelt so berühmte und würdige Greis, Herr Carl Jügel, Chef des gleichnamigen weltbekannten Kunstverlages in Frankfurt, in dem Werke der Frau Maria Belli, geborenen Gontard: „Leben in Frankfurt am Main," niederlegte. Jügel sagt dort von Moritz von Bethmann — und diese Worte dürften sich alle Geldgrößen in's Herz schreiben — Jügel sagt dort:

*) Siehe auch: „Das Puppenhaus," ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familien-Papieren eines Siebenzigers; zusammengestellt von Carl Jügel.

„Je seltener in unserer Vaterstadt die Männer werden, die bei vollendeter Weltbildung den ächt patriotischen Bürgersinn bewahren und einen klaren praktischen Verstand damit verbinden, je mehr verdient das Andenken derjenigen als ein Vorbild aufgefrischt zu werden, die einen solchen Nachruhm mit in's Grab nahmen. — Moritz von Bethmann gehört von unseren Mitbürgern vor Allen zu denen, die im vollen Maaße auf denselben Anspruch machen können, und wenn seine Stellung unter uns eine solche war, die durch äußeren Glanz und sonstige Vorzüge die Fehler nur um so bemerkbarer machte, von denen ja so selten ein Erdensohn sich gänzlich frei weiß, so ist es gewiß der schönste Beweis seiner trefflichen Eigenschaften und seiner Bürgertugenden, daß nur diese unter seinen noch lebenden Zeitgenossen im frischesten Andenken stehen, während jene gänzlich verwischt sind.

Einziger Sohn einer jener hochgeachteten Familien unserer Vaterstadt, die sich nach der Sitte der damaligen Zeit, nicht blos durch eitle Opulenz, sondern durch jene gediegene Einfachheit auszeichneten, welche den Reichthum nur als Mittel benutzt, einen Kreis von Annehmlichkeiten um sich zu ziehen, damit er sich auch wohlthuend auf Andere und nach allen Seiten hin verbreite, ist Moritz von Bethmann dieser schönen Sitte bis an sein, leider zu früh erfolgtes Ende, treu geblieben.

Weltmann in der besten Bedeutung des Worts; durch

vielfache und nützlich angewandte Reisen gebildet, belesen und eines gesunden Urtheils in fast allen Fächern fähig, dabei, wenn auch gerade nicht das arbeitende, doch jedenfalls das leitende und belebende Princip seines ausgebreiteten Bankhauses, hatten ihn die Zeitereignisse in eine Stellung versetzt, die ihn mit den höchststehenden und ausgezeichnetsten Personen der Gesellschaft in nahe Berührung brachten, und selten wird es einen Mann geben, der dem Monarchen, wie dem Staatsmanne, dem Gelehrten, wie dem Künstler gegenüber, so taktfest befunden werden möchte, wie es überall bei ihm der Fall war, wo es gegolten den Mann von Welt, Erfahrung und Kenntnissen zu beurkunden.

Außer unseren geistigen Notabilitäten mag es allerdings auch noch Männer unter uns gegeben haben, die Solideres geleistet, wie er; aber einen glanzvolleren Repräsentanten wie Moritz von Bethmann hat Frankfurts Bürgerschaft nie gehabt.

Dabei war er wie es einem freien Bürger ziemt, von ächter Humanität durchdrungen und selten blieb ein fähiger Kopf unbeachtet von ihm, weß Standes er auch sein mochte, was denn auch Mancher zu seinem Glücke erfahren hat für den er ein besonderes Interesse gewonnen; noch heute leben einige Beispiele davon unter uns, die ihm die Grundlagen ihres großen Vermögens allein zu danken haben.

Wo es galt, ein patriotisches Werk ... oder Kunst und Wissenschaft zu fördern, da stand Moritz von Bethmann stets freudig an der Spitze, wie dies denn auch die öffentliche Bibliothek, das Senkenbergische naturforschende Museum und noch manche andere gemeinnützige Anstalten ihm gerne nachrühmen werden, während sein noch jetzt Jedermann zugängliches plastisches Museum, mit der darin aufgestellten herrlichen Ariadne, ein öffentliches Zeugniß seines gediegenen Kunstsinnes ablegt, der sich nicht nach heutiger Sitte, in kleinlichen Dingen und eitelem Tand versplitterte. — Auch sein Testament bestimmte noch eine ansehnliche Summe zu Errichtung einer, der damals sehr gefeierten, Lancaster-Schulen.

Aber auch in den ernsteren Momenten des Lebens, die der Mann mit Muth, Entschlossenheit und Thatkraft zu bestehen hat, war Moritz von Bethmann an seinem Platze, wie er das bei manchen Gelegenheiten bewährt hat, wozu auch der Schluß des verletzten Aktes des Napoleonischen Drama's zu zählen ist, wovon bei dem Rückzuge von Leipzig eine Scene in dem von Bethmann'schen Gartenhause spielte.

Der Kaiser hatte sich mit seinem Stabe dort einquartirt, während der Rückzug der ganzen Armee an der Stadt vorüber zog und zur Deckung desselben sich an der Mainbrücke ein heißer Kampf mit den Bayern entspannen hatte.

Bethmann soll hier, durch taktvolles Benehmen und

feste würdige Haltung, der Stadt sehr wesentliche Dienste geleistet haben.

Zu seinen liebenswürdigsten Eigenschaften zählt die kindliche Ergebenheit für seine erblindete treffliche Mutter, die selbst in seinem gereifteren Mannes-Alter nicht erkaltete und sie bis in's Grab geleitete; eine Tugend, die, bei der Frühreife und dem Egoismus unserer heutigen Generation nur zu oft hintenangesetzt wird.

Seine Verehrer beabsichtigten seiner Zeit ein öffentliches Denkmal für ihn, was er in der That mit demselben Recht verdient hätte, wie z. B. unserem seinerzeitigen Maire, Guiolett, als Gründer unserer schönen Promenaden, ein Erinnerungs-Standbild gesetzt wurde; es scheiterte dieses Vorhaben jedoch an der nicht auszurottenden Kleinlichkeit. Er wird demungeachtet nicht vergessen werden, und wir schließen diese flüchtige Skizze mit dem herzlichen Wunsche, daß sich in unserer Vaterstadt bald wieder Männer von ähnlicher Thatkraft und praktischem Verstande hervorthun möchten.

So weit die Worte des würdigen Kunstveteranen und Mäcen; mögen sie selbst dem Namen Bethmann's ein Denkmal sein.*) — — — — — —

*) Moritz von Bethmann ward später Kais. Russischer Staatsrath und General-Consul; verheirathete sich mit Louise Friederike Boode von Amsterdam und starb den 26. December 1827 an einem

Und heute also gab Moritz von Bethmann auf seinem herrlichen, nahe bei Frankfurt gelegenen Gute „Sandhof" ein Fest, das ganz und gar seinen ächten Bürgersinn, seinen schönen humanen Charakter bezeichnete . . . ein Fest, zu dem nicht nur der Adel, nicht nur die haute volé, nicht nur die fleur militaire, sondern — zum Entsetzen des „pure sang" — auch eine Menge ehrsamer Handwerker geladen waren.

Aber der Tag war ja auch ein Tag der Freude und des Jubels für ganz Frankfurt: Die Franzosen waren abgezogen, . . . der Friede und die gewaltsam weggeschleppten Geißeln dagegen zurückgekehrt.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Nach der Besetzung Frankfurts durch die Franzosen unter Brigadegeneral Duvignot, hatten sich die Kämpfe nach Franken gezogen. Mit Erbitterung auf beiden Seiten wüthete dort der Krieg.

Noch aber war der Rest der auferlegten Contribution — vier Millionen Livres — nicht bezahlt. Da schien der Glücksstern der Feinde erbleichen zu wollen.

Schlaganfall im Theater. Die zahllose, fast die halbe Bürgerschaft Frankfurts umfassende Begleitung bei seiner Bestattung gab das beste Zeugniß, wie allgemein geliebt und geachtet er war. Er hinterließ vier Söhne: Moritz (den jetzigen Chef des Hauses), Karl, Alexander und Heinrich. Letzterer starb 1845 auf einer Reise an den Rhein.

Das Gerücht einer bevorstehenden Retirade der Französischen Armee in Franken und am Maine verbreitete sich mehr und mehr.

Auch General Duvignot wußte natürlich davon. Aber wenn er auch voraussah, daß Frankfurt aufgegeben werden müsse, war er keineswegs Willens, dies auch mit seinen Geldforderungen zu thun. Mit verdoppelter Heftigkeit drang er daher jetzt auf Berichtigung dieser Angelegenheit.

Aber wie dies bewerkstelligen? — Vergebens hatte sich die Stadt schon an auswärtige Wechselplätze gewandt. Die Bedingungen in dieser drangvollen Zeit — sieben bis acht Procent — waren zu hoch und Geld fand sich weder in den öffentlichen, noch in den Privatkassen.

Endlich kam es zu einer Verschreibung, welche die Stadt der Republik Frankreich an Handen gab, — zu einer Verschreibung, die dann nach einiger Zeit discontirt werden sollte und damit verließ — es war am 7. September 1796 — Duvignot mit seinen fünf Tausend Mann Frankfurt, in welches bald darauf die Deutschen zur allgemeinen Freude wieder einzogen.

So neigte sich das verhängnißvolle und für Frankfurt so unglückliche Jahr seinem Ende zu. Auch Mainz war wieder frei, und wenn auch der Krieg nicht zu wüthen aufgehört hatte, so dröhnten seine Donner jetzt doch nur noch in weiterer Ferne; am Oberrhein, woselbst der

siegreiche Erzherzog Carl Hüningen beschoß und Kehl nahm, und in Italien, wo Bonaparte die dreitägige Schlacht bei Arcole schlug.

Am Main also war es ruhig geworden; Frankfurt aber sollten noch besondere Tage der Freude erblühen!

Die Stadt hatte nömlich ihr, der französischen Republik hinsichtlich der Contribution gegebenes Wort gelöst, und das Directorium zu Paris machte mit Anfang December 1796 öffentlich bekannt: daß es dem aufrichtigen, gastfreien, sorgsamen und rücksichtsvollen Betragen Frankfurts gegen die französischen Armeen seine Anerkennung nicht versagen könne, in dessen Folge Frankfurt als neutrale Stadt erklärt werde und die von demselben gestellten Geißeln in Freiheit zu setzen seien.

Dieser Beschluß, an dem die gewandten Vermittlungen — durch die Herren Jacob Friedrich Gontard und Moritz von Bethmann in Paris geführt — nicht wenig Theil hatten, erfüllte natürlich die ganze Stadt mit Jubel; . . . und dieser Jubel war mit der Rückkunft der Geißeln nicht nur auf das Höchste gestiegen. . . . Herr von Bethmann suchte demselben auch — als einer allgemeinen Bürgerfreude — den richtigen Ausdruck in einem wahren und ächten Bürgerfeste zu geben.

Das Fest galt der Neutralitätserklärung —

der damit verbundenen friedlichen Aussicht für die Stadt, — und der glücklichen Rückkehr der, seiner Zeit so gewaltsam weggeschleppten, Geißeln.

Der Ort, an dem es gegeben wurde, war der sogenannte „Sandhof," einer der drei schönen und reizenden Besitzungen, welche Moritz von Bethmann — die eine erwuchs erst später zu ihrer jetzigen Schönheit — am linken Mainufer, nahe dem Walde, besaß.

Diese drei Besitzungen, in ihrem Gütercomplex fast eines bildend, sind: der Sandhof, der Riedhof und die Louisa.

Kehrt man von dem Forsthause nach der Stadt zurück, so ist der Sandhof, in geringer Entfernung am Einganze des Waldes gelegen, ein angenehmer Ruhepunkt.

Ein stattliches Gebäude, in herrschaftlichem Style erbaut, umgab ihn zu jenen Zeiten ein tiefer und breiter mit Wasser gefüllter Graben, über den hinaus das Herrschaftshaus mit seinen hohen Fenstern und seinem Balkone wie eine Ritterburg ragte.

Dahin flüchteten die fröhlichen Wanderer am „Wäldchesfeste" oder bei anderen Spaziergängen in den Wald, wenn ein boshaftes Gewölke den Himmel plötzlich verhüllte, und tausend Entwürfe in seinen Wasserfluthen begrub.

Aber nicht der „Sandhof" allein, sondern auch der

von demselben in geringer Entfernung liegende Riedhof, ein so dauerhaft als prächtig erbautes Achteck, mit weitläufigem dazu gehörigem Landgebiete, und die jetzt am Saume des Waldes so freundlich winkende „Louisa," waren und sind Eigenthum des Bethmannischen Hauses. Auf dem Riedhofe findet man zierliche Einrichtungen und mancherlei Bequemlichkeiten für Gäste. So wie indeß diese Anlage, den Wunsch des Besitzers, Freude und Lust um sich her zu verbreiten ausspricht, so giebt die „Louisa" ein Muster ab, wie man mit Geist und Geschmack sich eine ländliche Wohnung schaffen müsse. So einfach das Jagdhaus ist, so ist es doch ganz was es sein soll. In den verschlungenen Gängen des Parkes ist Kunst und Natur gepaart. Jene giebt hier alle ihre Ansprüche auf, und läßt sich nur im verschönerten Gewande der ältern Schwester sehen. Bald mischen Eichen und Buchen ihr freundliches Grün mit dem feierlichen Dunkel der Tannen, bald heben sich in abenteuerlicher Gestalt Hütten aus dem Gebüsche, deren Inneres durch prachtvolle Gemächer um so mehr überrascht, je anspruchsloser die äußere Bekleidung ist. Das nahe wohlumfriedete Waldgebiet ist mit Wild besetzt. Auch zeugt eine zweckmäßige Büchersammlung von der Vorliebe des Besitzers für die Wissenschaft. Südöstlich von der Louisa, am Saume der mit Weinbergen und Obstgärten bedeckten Höhe, zeigt sich dann der alte Wart-

thurm von Sachsenhausen, mit einem schönen steinernen, der Geleitseinholung wegen erbauten Wohnhause. Der Weg dahin erhebt sich allmählig. Die Stadt gewährt von hier aus einen herrlichen Anblick. Wie eine Herrscherin auf ihrem Throne erhebt sie sich in der Mitte lachender Gärten und Fruchtfelder. Jenseits der Warte ist die weite Umgegend mit Forst bedeckt und hier beginnen die äußersten Zweige des Odenwaldes.

Auf dem einen dieser Güter — auf dem Sandhofe also — gab Moritz von Bethmann heute der Bürgerschaft sein „Friedensfest!"

Daß nicht die ganze Bürgerschaft geladen werden konnte, verstand sich von selbst; dafür war für ihre Repräsentation in allen Ständen um so schöner und taktvoller gesorgt.

Außer den Hauptfetirten — dem Magistrate und den zurückgekehrten Geißeln — war Alles dabei vertreten, was sich durch Rang, Besitzthum, geistige Vorzüge und — im Handwerksstande — durch Tüchtigkeit und ächtes Bürgerthum auszeichnete.

Die weiten Räume waren auf das Glänzendste hergerichtet. Die Fronte des Gebäudes aber zeigte drei, durch bunte Lichter gebildete Inschriften: über dem Thore erglänzten die Worte: „Heil dem Frieden!" rechts und links aber die Sinnsprüche: „Einigkeit macht

stark!" ... und ... „Thue recht und scheue Niemand!"

Das in einiger Entfernung davon sich befindende, mit Bosquets umgebene, etwas erhöhte Rondel war in einen großen zeltartig gestalteten, schön durchwärmten Empfangssaal umgewandelt worden, und hier fuhren nun in bunter Mischung die geladenen Gäste vor, in welchen der gewandte Festgeber mit dem ihm eigenthümlichen Takte bald einen ehrenhaften Metzger- oder Bäckermeister, bald Herren und Damen von altem Adel, dann wieder einen genialen Künstler oder Schriftsteller, und gleich darauf eine kaufmännische Geldnotabilität empfing.

Alle diese Stände waren nicht minder durch ihre Damen vertreten, und dazwischen glänzten die Officier's-Uniformen der jetzt Frankfurt und die Umgegend besetzenden deutschen Regimenter: Kegleu'schen Uhlanen, Blankenstein'sche Husaren und Dragoner vom Regimente Latour und verliehen den belebten Gruppen jenen Glanz und Schimmer, der dem Beobachter eine so interessante Abwechselung gewährt. Alles aber vertrug sich vortrefflich, da ein Jeder nach dem schönen Beispiele des Hausherrn, das rechte Maß einzuhalten wußte, das die Gezwungenheit nicht aufkommen läßt, ohne das Schickliche zu überschreiten.

Nach einem ziemlich lange währenden Empfange folgte in den lichterfüllten Räumen ein glänzendes Sou-

per und später ein belebter Ball, den Herr von Bethmann mit dem schmucksten Bürgermädchen eröffnete. So währte das heitere Fest bis zum Morgen und hinterließ bei Allen, die ihm beiwohnten, die Ueberzeugung, daß Popularität nur im rechten Sinn zu erfassen sei, um der Gefahr zu entgehen, sich davon mißbraucht zu sehen.*) — —

Jetzt übrigens war das Fest erst in seinem Anfange und Moritz von Bethmann — der schöne noch jugendlich frische Mann — empfing mit dem ihm angeborenen, wahrhaft fürstlichen und doch so humanen Wesen seine Gäste.

Eben waren der Churpfälzische Hofrath Belli und sein Vetter von Quaita eingetreten, welchen die imponirende Gestalt der Gräfin von Westphalen folgte, als sich Doktor Ehrmann mit dem ganz laut ausgesprochenen frommen Wunsche einführte: der Teufel möge alle Illuminationen an den Häusern holen, da die Pferde davor scheuten. Er habe darüber beinahe den Hals gebrochen.

Bethmann lachte, wie alle Umstehenden; . . . denn wer kannte das originelle Wesen Ehrmann's nicht. Ein Witzfeuer begann sogleich, wurde aber nur zu bald durch das Eintreten der Familie des ehrsamen Zunftmeisters

*) Das „Puppenhaus." S. 181. 182.

Löschhoff — den ehrwürdigen Quartiervorstand und Capitän Herrn Caspar Hieronymus an der Spitze — unterbrochen.

Bethmann empfing die braven Bürgersleute mit gewinnender Herzlichkeit; aber seine Augen leuchteten in höherem Feuer auf, als er des Meisters Töchterlein erblickte. Und das frisch aufblühende Käthchen sah in der That in ihrem einfachen weißen Kleide heute wahrhaft reizend aus, zumal die Verlegenheit, in eine solche Gesellschaft zu treten, ihre Wangen mit noch höherem Purpur färbte. Bethmann aber war nichts weniger als ein Feind des schönen Geschlechts, und erkannte die Perle auch unter der unscheinbarsten Hülle.

Und hatte denn die Verlegenheit nicht etwas Zauberhaftes, in welche jedes artige Wort von ihm die Kleine brachte?

O wie schade, daß die fortwährend Eintretenden ihn zwangen, sich so bald von ihr ab . . . und . . . fataler Contrast! . . . der alten Fürstin Stollberg zuzuwenden, die eben in ihrer unvermeidlichen Robe à la Dubarri, an der Seite der Prinzessin Tochter in der Thüre erschien und von dem Diener mit lauter Stimme angekündigt wurde.

Gleich darauf trat eine andere Notabilität ein: der, als Mensch und Gelehrter gleich ausgezeichnete Hessen-Casselsche Geheime Legations-Rath und Gesandte am

Ober-Rheiniſchen Kreiſe, Juſtinian von Adlerflycht*), mit ſeiner Braut Eliſabetha von Rieſe und deren Familie.

Doktor Jaſſoy, als ausgezeichneter Advocat berühmt, und der ehrſame Bäckermeiſter Cronenwald folgten.

„Herr Schöff und Senator von Günderode!" — meldete der Diener.

Auch dieſen, um Frankfurt hochverdienten Bürger, empfing Moritz von Bethmann mit Auszeichnung.

Plötzlich aber verbreitete ſich große Heiterkeit im

*) Dieſe Familie ſtammt aus Schweden. Der Urgroßvater Adlerflychts wurde im 17. Jahrhundert nach Deutſchland verpflanzt und ſpäter in die bochadliche Gan-Erbſchaft Alt-Limburg aufgenommen. Juſtinian von Adlerflycht war in Frankfurt am 30. Januar 1761 geboren und ſtarb daſelbſt am 20. Januar 1831. Er trat unter dem Fürſten Primas hier in das Oberappellationsgericht, und wurde, nachdem die Stadt ihre alten Rechte zurückerhalten hatte, Mitglied der oberſten Staatsbehörde. Er ſtarb ohne männlichen Erben, ſein Name iſt erloſchen, doch ſein Andenken bleibend. Adlerflycht war ſtets bedacht, ſein Leben zu Anderer Nutzen anzuwenden. Da er, als ausgezeichneter Juriſt, ein genügendes Werk über Rechtsgeſetze vermißte, ſo ſchrieb er „Privatrecht der freien Stadt Frankfurt" F. a. M. 1824 4 Th. 8. und 4. Einige Jahre ſpäter arbeitete er als Nachtrag zu dem vorſtehenden an einer Proceßordnung, die er trotz ſeines hohen Alters mit raſtloſer Thätigkeit kurz vor ſeinem Tode vollendete. Er erlebte die Herausgabe nicht mehr. Dieſes Werk erſchien unter dem Titel: „Die Darſtellung des Gerichtsweſens und Proceßrechtes der freien Stadt Frankfurt." Als 5ter Theil des vorhergehenden. — Als Menſch und Gelehrter war er gleich ausgezeichnet.

Empfangssalon: Lux, der köstliche Komiker, der Lieblingsschauspieler der guten Frankfurter, war eingetreten und hatte sich vor Bethmann in einer Art und Weise verbeugt, die allein schon jedem Zuschauenden ein lautes Lachen auspressen mußte. Bethmann schüttelte ihm vergnügt die Hand; Lux aber folgte, wohin er sich wandte, Heiterkeit und frohe Laune.

Auch Sömmering, der berühmte Arzt, und seine mit Geist und körperlicher Schönheit reich begabte Gattin, eine Tochter aus dem Bankierhause Grunelius, so wie die beiden beliebten Maler Pforr und Schütz mischten sich jetzt unter die Gesellschaft.

So füllten sich Zimmer und Säle mehr und mehr, und wie sich überall Gruppen bildeten, schossen die verschiedenen Elemente — jetzt noch, wie bei dem Beginn jeder gemischten Gesellschaft, schwer flüssig — fast nur nach ihrer bürgerlichen Verwandtschaft zusammen.

Es war wirklich ein eigenthümlicher Anblick. Der später so schönen und heiteren Amalgamation, ging bis jetzt noch eine peinliche Kälte voraus, — eine Kälte die von Schüchternheit und Unbeholfenheit auf der einen, von Hochmuth und Dünkel auf der anderen Seite erzeugt wurde. Aber das große gesellschaftliche Talent Moritz von Bethmanns überwandt diese Schwierigkeit schnell, und die allgemeine Freude, die an diesem Tage die Herzen aller Bürger erfüllte und mit dem Bewußtsein

eines gemeinsamen Glückes durchdrang, half ihm wacker dabei.

Immer ungebundener wurden bei den, sich bis dahin steif an den Wänden hindrückenden ehrsamen Handwerkern und ihren Familien Bewegungen und Sprache. Immer mehr fanden sich die Reichen und Vornehmen in den freundlichen populären Ton, mit welchem Moritz von Bethmann seine Mitbürger ansprach und behandelte . . . und so kam es, daß kaum nach einer Stunde die bei Vielen für unüberwindlich gehaltene Schwierigkeit wirklich überwunden und bei schöner Vermischung ungebundene Heiterkeit hergestellt war.

Wer freilich in die Herzen vieler Herren und Damen der haute volé hätte schauen können, der würde hier Hohn, verbissenen Zorn, verschleierten Widerwillen genug entdeckt haben. Allein es galt heute einmal: gute Miene zum bösen Spiele zu machen und so nahm man von dieser Seite das Fest als eine Bethmann'sche Grille, . . . oder als eine diplomatische Farce hin.

Dem Hause Bethmann konnte man ja ohnehin nicht vor den Kopf stoßen.

So auch dachte vor allen Dingen Herr Jacob Friedrich Gontard, der diesem „fête champêtre," mit seiner seit kurzer Zeit nach Frankfurt zurückgekehrten Familie, ebenfalls beiwohnte. Ihm war die Geschichte ein wahrer „Horreur!" — ja er wäre unter dieser Masse ple-

pejlſcher Menſchen rein in Verzweiflung gerathen, wenn er nicht um ſich her wenigſtens auch die Namen: Metzler, du Fay, Gogel, Heyder, Mühlens, Leonhardi, Brevillier, Brentano, Seuferheld, Behrends, Paſſavant, d'Orville, Bernus, Souchay, Schweizer, de Neufville, Manskopf, Städel u. ſ. w. vertreten geſehen hätte. Zwar waren, ſeiner Ueberzeugung nach, ſelbſt alle dieſe großen Firmen dem Hauſe Gontard nicht ebenbürdig; allein ſie gehörten doch zur haute finance, . . . in die Regionen der Börſe . . . und . . . auch Fürſten können ja nicht immer nur mit Ihresgleichen umgehen.

Deſto freundlicher und liebenswürdiger zeigte ſich ſeine Gattin. Ohne ſich das Geringſte zu vergeben, plauderte ſie eben mit der kleinen lieblichen Tochter des ehrſamen Meiſters Löſchhoff, die Sinklair und Hölderlin ihr gemeinſam vorgeſtellt, und deren natürliches einfaches und kindliches Weſen ihr gar gut gefiel.

Herr Jacob Friedrich hätte an den Wänden hinauflaufen mögen, als er dies ſah.

„Mais mon dieu, Madame!“ — flüſterte er der Gattin zu — „ich bitte Sie, keine ſolche Cordialität mit dem Bürgerpack. Bedenken Sie, . . . Sie ſind eine Gontard!“

Aber Frau Gontard-Borkenſtein lächelte nur. Sie dachte an eine gewiſſe hübſche „Patiſſière“ in Paris, mit der

sehr freundlich zu sprechen ihr Gemahl niemals Anstoß nehmen sollte. Um indessen ihrem Manne keine Veranlassung zu weiterem Mißmuth zu geben, verabschiedete sie das liebliche Mädchen freundlich und wandte sich dem Geheimenrath Willemer, Goethes genialem Freunde, zu, der eben herantrat.

Hölderlin und Sinklair geleiteten Käthchen zu ihren Eltern zurück.

Aber mit welch' ganz anderen Augen betrachtete Käthchen nun den Letzteren. In ihrem Herzen wohnte ja bereits eine andere Liebe und er selbst löste noch den letzten Zauber, indem er ihr mit der größten Unbefangenheit erzählte, daß er selbst seit einigen Wochen Bräutigam sei.

Es war Käthchen bei diesem Bekenntniß, als ob ihr ein Stein vom Herzen genommen würde! . . . sie fühlte sich mit einemmale ganz frei; . . . Sinklair deuchte ihr jetzt wie ein Freund, wie ein Bruder, und willig ließ sie sich von ihm zur Tafel führen, während Doktor Ehrmann Hölderlin erwischte und sich mit diesem und einem anderen seiner Freunde, einem gewaltig dicken Pfarrherrn — seinem Intimus — der Familie anschloß.

Vermied doch Ehrmann gern jede andere Berührung, da er heute, bei dem voraussichtlich sehr feinen Souper, recht ungenirt sein wollte. Die zahlreiche Gesellschaft

aber speiste in verschiedenen Sälen und Zimmern, wie man sich eben zusammenfand.

Jetzt aber hatte schon die ungebundenste Heiterkeit Platz gegriffen. Alles sprach, scherzte und lachte, ohne daß die zarte Linie der Schicklichkeit, selbst von den, an solche Feste nicht Gewöhnten im Geringsten überschritten worden wäre.

Ueberall war man in Gespräche verwickelt, und natürlich war es, daß viele derselben sich über die Tagesangelegenheiten, die Veranlassung des Festes, und über die — jetzt, wie man glaubte, gänzlich überwundenen Drangsale des Krieges verbreiteten.

So berichtete Meister Löschhoff Herrn Hölderlin gar manches, was in seiner Abwesenheit in Frankfurt geschehen war.

„Ja!" — sagte eben der Meister — „es waren schlimme Tage, die wir hier erlebt haben!"

„Danken wir Gott, daß sie überstanden sind!" — fiel die Meisterin ein. — „Sie sind glücklich zu preisen, Herr Hölderlin, daß sie sich während dessen in Cassel befanden."

„Das bin ich allerdings!" — versetzte der Angeredete mit einem wunderbar freudigen Ausdrucke, dessen Bedeutung freilich hier Niemand errathen konnte.

„Aber desto größer war auch die Freude," — fuhr

der Meister fort — „als die Erlösung kam. Nie werde ich den achten September dieses Jahres vergessen!"

„Der aber vor der Freude auch noch Angst genug brachte!" — meinte die Meisterin.

„Wie so?" — frug der Hauslehrer.

„Lassen Sie sich erzählen!" — nahm der Meister das Wort. — „Es war ein Donnerstag, der achte September. Die Franzosen rüsteten sich zum Abzuge; aber der erste Schrecken für uns Frankfurter war, daß sie einen Bogen der Mainbrücke sprengen wollten."

„Aber es gelang glücklicherweise nicht!" — sagte die Meisterin.

„So durchsägten sie denn die Brückenbalken am Affenthore!" — fuhr Meister Löschhoff fort — „verschlossen sämmtliche Stadtthore, banden die Schlüssel mit Riemen zusammen, warfen sie in den Stadtgraben und eilten sodann dem Taunusgebirge zu. Eine Patrouille ungarischer Husaren, welche schon in der Nacht an das Affenthor gekommen war, konnte deshalb nicht eingelassen werden und mußte sich wieder entfernen. Als aber gegen vier Uhr Morgens eine stärkere Abtheilung Reiter vom . . . nun? . . . von welchem Regimente? . . . der Kukuk behalte den Namen!" . . .

„Karaczay Chevauleger, unter dem Commando des Oberleutenants Grafen von Mier!" — rief Doktor Ehrmann.

„Richtig!“ — ſagte der Meiſter — „als dieſe vor den Thoren anlangten“ . . .

„Und deutſche Laute den Morgengruß boten . . .“

„Hurrah! da gab's eine Freude!“ . . .

„Und ſchnell, wie der Blitz, hatte die Begeiſterung der Bürger jedes Hinderniß beſeitigt.“

„Da hätten Sie ſehen ſolten, Herr Hölderlin!“ — fuhr der Meiſter, ſelbſt begeiſtert, fort — „wie Zimmerleute und Schloſſer bei der Hand waren.“

„Es war als ob ſie aus der Erde wüchſen.“ . . .

„Die Schlüſſel wurden wieder aufgefiſcht.“ . . .

„Und nach kurzer Zeit öffneten ſich die Thorflügel zu herzlichem Empfang.“

„Dann folgten Keglew'ſche Uhlanen, unter Rittmeiſter von Schmuttermayer . . . er ſitzt dort im Nebenzimmer an der Spitze der Tafel!“ — ergänzte Ehrmann — „und nach ihnen kamen Blankenſtein'ſche Huſaren . . .“

„Und zuletzt Dragoner vom Regiment Latour!“

„Und des anderen Morgens kam die Vorhut des geſammten Heeres!“

„Das wird eine Freude geweſen ſein!“ — ſagte Hölderlin.

„O Herr!“ — rief die Meiſterin mit glänzenden Augen, und legte die Hände wie zu einem Dankgebet zuſammen — „es war, als ob man aus ſchweren Träumen erwache!“ . . .

„Ja! oder nach harter Krankheit die Wonne der Geneſung fühle!“ — ſagte der Pfarrer.

„Ja, ja, ſo war es!“ — riefen mehrere Andere am Tiſch:

„Als ob man ſich aus einem Schiffbruch gerettet!“

„Oder als ob man einen todtgeglaubten Lieben wieder in die Arme ſchlöſſe!“*)

In dieſem Augenblick hörte man aus dem Hauptſaale ein „Hoch!“ erſchallen: Moritz von Bethmann hatte es dem Magiſtrate, der neutralen Stadt und den zurückgekehrten Geißeln gebracht.

Sein Echo ging jetzt durch alle übrigen Säle und Zimmer.

Als alles wieder ſaß und Freudenruf und Gläſerklang verklungen waren, ergriff Meiſter Löſchhoff wieder das Wort und ſagte zu Hölderlin gewandt:

„Aber lieber Herr, damit war die Angſt noch nicht zu Ende.“

„Warum nicht?“ — frug der junge Hauslehrer. — „Da doch die Feinde vertrieben und die Deutſchen wieder eingezogen waren?“ . . .

„Ganz recht!“ — fuhr Löſchhoff fort — „aber die Freude ward durch die Beſorgniß getrübt, daß die noch am Obermain befindliche retirirende franzöſiſche Armee

*) Pfeiffer.

vielleicht dennoch den Durchgang durch Frankfurt erzwingen werde."

„Und dann hätte uns Gott gnädig sein dürfen!" — sagte die Meisterin.

„Es kam indeß besser!"

„Wohl!" — fiel der Pfarrer ein. — „Gelang es doch dem Generalmajor Fürsten von Lichtenstein bei Saalmünster und Gelnhausen die fliehende feindliche Armee nach der Lahn zu werfen."

„Und somit hörte jede Befürchtung für Frankfurt auf." — — —

Abermals hörte man Herrn von Bethmann sprechen. Er ließ in einem näher gelegenen Zimmer, an einem zweiten Tische, Frankfurts Bürgerschaft leben.

Es ist gewiß nur Menschen von Geist und feiner Weltbildung eigen, im Umgange und Gespräche mit Anderen, so die eigene Individualität zu verläugnen, daß man die Geschäfte und Angelegenheiten seines Standes nicht zum ersten und letzten Gegenstande der Unterhaltung wählt, sondern abgesehen von seinen persönlichen Verhältnissen über Sachen spricht, die ein gemeinsames Interesse haben, die besonders geeignet sind, den einzelnen Bedürfnissen einer gemischten Gesellschaft Befriedigung zu geben; aber es verräth eine noch weit größere Gewandtheit des Geistes und viel Umsicht, in einer an Alle gerichteten Rede den einzelnen Zuhörer zu berück-

sichtigen und hie und da, ganz wie zur Sache gehörig, etwas einzumischen, was bei dem respektiven Mitgliede sympathetisch anschlägt und zieht, ohne daß dem allgemeinen Verständniß Lücken entstehen.

Moritz von Bethmann war Meister hierin. Er bewies es auch jetzt: zuerst hob er — Hölderlin und die Freunde vernahmen freilich, der Entfernung wegen, nur wenig davon — mit Worten der Begeisterung, den Patriotismus hervor, welchen die Bürger in den letzten Zeiten des Sturmes und der Noth, namentlich aber bei der Contributionsauflage so herrlich bewiesen; . . . dann kam er lobend auf den Gemeinsinn, den Eifer, den Muth und die Ausdauer zu sprechen, welche die Bürgerschaft bei Gelegenheit des großen Brandes entwickelt und hier . . .

Käthchen Löschhoff ward plötzlich todtenbleich und feuerroth.

Wie? . . . hatte sie denn recht gehört? . . . hatte Herr von Bethmann nicht eben unter Anderen, die sich damals beim Feuer ausgezeichnet, auch den Namen . . . Neuber genannt?

Bei Gott! . . .

„August Neuber!“ — tönte es wieder aus der Ferne und ein „Hoch!“ erschallte . . . und die Gläser klangen.

Sollte er am Ende auch geladen, sollte er hier

ſein?! . . . Bei der Maſſe der Anweſenden war dies, auch wenn ihn Käthchen nicht geſehen, dennoch leicht möglich."

Käthchen verzingen faſt die Sinne.

„Was iſt's mit Reuber?" — frug jetzt Hölderlin.

Doktor Ehrmann erzählte den Vorfall. Käthchens Herz pochte zum zerſpringen; aber Thränen der Seligkeit traten in ihre Augen, als jetzt am ganzen Tiſche das Lob des jungen, kühnen und thatkräftigen Mannes erſcholl. Selbſt Meiſter Löſchhoff, der erſt in der letzten Zeit von Reuber's wackerer That gehört, ſchloß ſich nicht aus; ja er rühmte ſich freudig, den jungen Mann zu kennen.

Nur die Mutter blieb ſtill; . . . aber ſie beobachtete ihre Tochter mit Staunen. Der praktiſchen Frau war mit einemmale ein überraſchendes Licht aufgegangen.

Jetzt kam auch Bethmann, der von Tiſch zu Tiſch ging, an den der Freunde; auch hier und anderwärts gab es Toaſte und der Champagner floß in Menge.

Endlich ging die Tafel zur Neige und der Ball ſollte beginnen. Alles erhob ſich. Käthchens Buſen wogte ſtürmiſch. Sie konnte ja Reuber vielleicht begegnen. Zitternd — halb vor Freude, halb vor Angſt — preßte ſie ſich an Mina, deren Arm ſie krampfhaft feſt hielt.

Doktor Ehrmann war jetzt in goldener Laune, was ſich in den Foppereien zeigte, die er mit dem dicken

Pfarrherrn trieb. Dieser aber war ebenfalls ein Mann von Geist und Witz. Es blitzte und funkelte daher in Bonmots und schlagenden Scherzen herüber und hinüber.

Ehrmann ritt dabei sein Steckenpferd, indem er auf alle Pfaffen loszog. Die Veranlassung dazu hatte der gesegnete Appetit gegeben, den das dicke Pfarrherrlein bei dem leckeren Souper entwickelt. Erst mußte nun dessen Gourmandise, dann sein rundes Bäuchlein, und endlich der Stand selbst leiden.

Aber dergleichen Scherze kannte das Pfarrherrlein schon und war sie von seinem Freunde gewöhnt; auch war er selbst zu geistreich und freidenkend, um nicht darauf einzugehen.

„Alles zu seiner Zeit!" — sagte daher der Pfarrherr jetzt schmunzelnd — „wir Geistlichen sind Erdenstaub, wie Ihr Herren auch! Auf der Kanzel und in der Gemeinde ist man Seelenhirte nach Pflicht und Gewissen. Bei guten Freunden aber, in heiterer Gesellschaft, bei einem feinen Schmause und guten Weinen, wie heute, . . . da hängen wir den Pfarrherrn mit dem schwarzen Kittel in den Schrank, . . . und kommen *als Menschen*."

„Ja, ja! . . . so ist es!" — rief Ehrmann, um die ganze Umgebung unbekümmert, laut lachend, — „den Mantel der Frömmigkeit habt ihr Pfaffen längst abge-

legt. Und was iſt damit geſchehen? . . . die Heuchelei hat ihn auf der Auction erſtanden. O! — und er läßt ihr ungemein gut, denn ſie hat ihn wenden laſſen, ſo daß nun die innere Seite viel ſchlechter als die äußere iſt!"

Alle lachten laut auf; der Pfarrer aber ſagte:

„Lieber Doktor, Ihr mögt bei vielen Schwarzröcken recht haben. Wie aber gehts denn bei Euch anderen Menſchenkindern? Weißt Du was da auf Deiner Auction geſchieht? . . . Tugend, Freundſchaft, Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Mäßigkeit u. ſ. w. die ſonſt unter Euch wohnten — ſind auch hingekommen und haben ſich . . . Sterbekleider erſtanden."

Neues Lachen erſchallte.

„Weil die arme ſündige Welt Euch Pfaffen nachfolgt."

„Falſch!" — verſetzte das dicke Pfarrherrlein, und wiegte mit komiſcher Miene den Kopf mit den wohlgenährten rothen Backen und glitzernden Aeuglein. — „Was ſagen wir denn auf den Kanzeln: Thuet nach unſeren Worten und nicht nach unſeren Werken."

„O Satanas! Satanas!" — rief hier Doktor Ehrmann ſo laut, daß mehrere Damen in ſeiner Nähe entſetzt zurückfuhren — „Du mußt Deine Freude an Deinen Zöglingen haben."

„Und unſer Herrgott an Dir!" — meinte der Pfar-

rer. — „Meine Herrn!“ — ſagte er dann zu Hölderlin und Sinklair — „Doktor Ehrmann iſt allerdings der beſte Menſch von der Welt! Er überſieht mit der größten Nachſicht und Freude gern alle Fehler ... die er ſelbſt hat!“

„Dazu bin ich Philoſoph!“ — rief Ehrmann luſtig.

„Er hat ſich ferner Cäſar zum Beiſpiel genommen!“ — fuhr der Pfarrer ruhig fort. — „Wie dieſer nämlich die eroberten Briefſchaften des Pompejus verbrannte, um lieber die Beleidigungen deſſelben nicht zu kennen, als ... nicht zu verzeihen, ſo hat er es ſo weit gebracht, daß er lieber ſeine Sünden gar nicht wiſſen, als ſich der Gefahr ausſetzen will, ſie ſich vielleicht nicht gerne zu vergeben. Daher verſagt er ſich auch freiwillig die Mittel ihrer Auskundſchaft.“

„O Pfäfflein! Pfäfflein!“ — rief hier der Doktor — „ſchiebe nicht alles auf meinen Rücken; ... er iſt freilich breit genug; Dir aber iſt die Frömmigkeit in den Bauch geſchlagen. Ich glaube Du fängſt auch an Myſtiker zu werden. Geſchwind! ... gieb uns das Glaubensbekenntniß eines ächten Myſtikers ... aber in Verſen, Mann Gottes, Du biſt ja auch Dichter!“

Das Pfarrherrlein ſann lächelnd einen Augenblick nach, dann ſagte es:

„Damit kann gedient werden. Ihr wollt alſo das Glaubensbekenntniß eines ächten Myſtikers?“

„Ja!“ — riefen alle drei.

„So hört!“ — verſetzte der Pfarrer, indem er mit den drei Herren in ein leer gewordenes Seitenzimmer trat; hier faltete er die Hände auf dem runden Bäuchlein und recitirte mit zum Himmel gehobenen Augen und frommem Kanzelton das Impromptu:

„Feſt ſteht mein Glaube und wird ſtehen,
Und mein Myſterium ficht mir kein Teufel an.
Das Schwarze, glaub ich, kann man im Dunklen ſehen,
So wie man ohne Ohr die Stille hören kann.
Doch daß am erſten Tag Gott ſprach: es werde Licht!
Verzeih' mir's Gott! . . . das . . . glaub ich nicht!“

„Bravo!“ — „Brave!“ — riefen Ehrmann, Hölderlin und Sinklair. Ehrmann aber ſagte:

„Jetzt kommt mein Glaubensbekenntniß!“ — und damit winkte er einem Lakaien und befahl zwei Flaſchen Champagner in das traute Eckchen, das er eben aufgefunden hatte. — —

Während deſſen war die Menge den Tanzſälen zugeſtrömt. Die Muſik hatte begonnen und Käthchen erholte ſich eben — hinter Vater und Mutter wie ein ſcheues Reh verſteckt — von der entſetzlichen Verlegenheit, in die ſie Moritz von Bethmann geſtürzt, als er ſie zum erſten Tanze engagirt, um mit ihr den „Bürgerball“ zu eröffnen.

Und sie konnte sich in der That fast nicht erholen; . . . nicht etwa von erregter Eitelkeit und der stolzen Freude, so ausgezeichnet worden zu sein; . . . sondern wirklich von dem Schrecken und der mädchenhaften Verwirrung, in die sie diese Auszeichnung versetzt, und von dem Gedanken: „O Gott! was werden die Leute von dir sagen!"

Mina hatte nur zu trösten; denn Käthchen war wahrhaftig das Weinen näher, als das Lachen.

„Laß mich nur ganz hinter den Eltern sitzen!" — sagte sie jetzt zur schwesterlichen Freundin — „daß mich kein Mensch sieht. Ich tanze jetzt, bei Gott, mit keiner Seele mehr!"

„Außer mit einer!" — meinte Mina lächelnd — „wenn sie sich zeigen sollte!"

Käthchen drückte der Freundin den Fächer auf den Mund.

„Aber Luft schöpfen könnte man doch einmal!" — sagte Mina und bat die Meisterin, mit Käthchen auf einige Minuten in die Nebensäle gehen zu dürfen, um aufzuathmen.

Die Mutter hatte nichts dagegen. Sie und ihren Gatten hatte die Ehre, die ihrer Tochter widerfahren, sehr freudig gestimmt, wenn auch nicht lächerlich verblendet. Und sollte sich denn ihr Elternherz nicht freuen, daß ein Mann, wie Bethmann, ihr Kind unter allen

Bürgerstöchtern am schönsten gefunden und bei einer solchen Gelegenheit ausgezeichnet hatte?

Käthchen aber athmete hoch auf, als sie aus dem überfüllten Tanzsaale heraustrat. Auch in den anderen Zimmern wogte zwar eine erdrückende Menge auf und ab; immerhin war es aber doch hier weniger heiß . . . und . . . man konnte doch zur Noth unbemerkt auf und abgehen . . . um zu sehen . . . wer von Bekannten da sei.

O Liebe! Liebe! du wunderlichstes aller wunderlichen Dinge im Menschenherzen! Wie ein Sterbender den fliehenden Odem, so hält dich unsere Seele fest, wenn du einmal darinnen sitzest.

Und wie seltsam war es mit Käthchens Liebe ergangen!

Als der Morgenstern der erwachenden Gefühle — die noch fast kindliche Neigung zu Sinklair — an ihrem Lebenshimmel erblaßte, war, wie eine aufgehende Sonne, eine höhere geistige Regung in ihrer Seele erstanden. Zu Sinklair hatte sich des Mädchens kindliches Gemüth hingeneigt: als zu dem ersten hübschen, feinen und artigen Manne, der ihr auf ihrem Lebenswege mit chevalereskquer Zuvorkommenheit entgegengetreten; bei Reuber dagegen hatte sich der erste flüchtige, aber doch bedeutsame und günstige äußere Eindruck später — in Folge seiner edlen, männlichkühnen Handlungsweise — durch

einen tiefen moralischen Eindruck verstärkt. Neuber's That hatte ihr hohe Achtung und die Ueberzeugung abgewonnen: daß dies ein Mann sei, der stark und energisch genug, um, selbst in sturmbewegten Zeiten, ein liebendes, ihm angehörendes Wesen mit fester Hand durch das Leben zu führen.

Hier war keine Poesie im Spiele; . . . kein Schwärmen, bis dahin nicht einmal Leidenschaft! . . . wohl aber ein ruhiges ganz naturgemäßes schlichtes Empfinden und Denken.

Erst als zu diesem die Erinnerung hinzutrat, daß der junge Mann selbst . . . sie liebe! zündete der Funke einer intensiveren Empfindung, und das Bewußtsein: von einem treuen, edlen Herzen geliebt zu werden, erzeugte im eigenen Herzen des Mädchens Liebe.

Und diese Liebe reifte still und verborgen, . . . zurückgehalten durch die Umstände und die sehr begründete Befürchtung elterlichen Entgegentretens. Denn einmal konnte Käthchen Herrn Neuber nur hie und da durch Doktor Ehrmann einen Gruß und den herzlichen Wunsch senden, daß es ihm bald besser gehen möge . . . und dann . . . kannte ja die Tochter des Vaters Gesinnung, Art und Weise nur zu gut, und wußte, wie wenig er je geneigt sein werde, sein Kind einem jungen

Manne zu geben, der kein Handwerker und ohne Anstellung sei.

Dennoch reifte, wie gesagt, diese Liebe still und verborgen . . . lediglich genährt durch die Gegengrüße, die der gute Doktor manchmal Käthchen heimlich — nicht ohne Bedeutung — in's Ohr flüsterte. Es war außer Zweifel, er, der alte Pfifficus, hatte die beiden jungen Leutchen durchschaut, und . . . freute sich, daß dieselbe Liebe, die hier still reifte, dort seinen Patienten tröſten und heilen half.

Dabei war von Illusionen, — weder auf der einen, noch auf der anderen Seite — die Rede. Und wie gut ist dies im Leben.

Niemand sage, daß in der Ehe die Liebe verschwände. Nur die übertriebenen Illusionen verschwinden, die wir uns von dem oder der Geliebten gemacht. Das wirklich vorhandene Gute in dem Charakter der Verbundenen wird ihnen in der längeren Dauer ihres Zusammenlebens klarer und klarer; . . . es kettet sie fester und immer fester an einander. Nur die Liebe, die ihre Wurzeln lediglich in der Phantasie der Liebenden hatte, geht in der Ehe unter; denn die Ehe ist Wirklichkeit, sie zerstört — wie das Erwachen — die Bilder unserer Träume; aber sie macht, wie das volle Tageslicht, uns auch dasjenige deutlich, was wir von Vorzügen des Geliebten

in der Dämmerung der Leidenschaft nur halb erkennen konnten.

Und wirklich hatten die stillen Hoffnungen, die Doktor Ehrmann — aus eigener Machtvollkommenheit und ohne das Käthchen etwas davon ahnte — in seinem Patienten zu nähren wußte, wesentlich zu dessen Heilung beigetragen. So auch war es Ehrmann gewesen, der Bethmann auf die kühne That Reuber's aufmerksam gemacht und ihn so sehr für diesen jungen Mann zu interessiren wußte, daß er ihn sogar zu seinem Bürgerfeste einlud und ihm selbst und seiner That ein Hoch brachte.

Und doch hatte der Schlaukopf von einem Arzte noch ganz andere Dinge im Kopfe, die er aber klugerweise dem Schicksale überließ. Er baute dabei hauptsächlich auf des Meisters Töchterlein selbst, dessen stilles, verständiges natürlich festes Wesen sich in der letzten Zeit durch die geheime Neigung sehr zu ihrem Vortheil ausgeprägt hatte.

Beide Mädchen dachten jetzt an nichts anderes, als auszukundschaften, ob Reuber denn wirklich bei dem Feste anwesend sei. Daß er völlig hergestellt, wußte Käthchen von dem Doktor; auch daß er wieder begonnen habe, sich mit Ernst um eine Anstellung bei der Stadt zu bewerben. Ehrmann selbst hatte den Mädchen erzählt: wie er dem jungen Manne angerathen, auch Bethmann, als einen der einflußreichsten Bürger

ſeine Aufwartung zu machen. Eine Einladung konnte alſo leicht erfolgt ſein.

Aber wie ſchlug Käthchens Herz bei dem Gedanken mit dem Geliebten zuſammenzutreffen! Was dann ſagen? . . . wie ſich ihm gegenüber benehmen? . . . ihm gegenüber, der noch kein Wort von Liebe zu ihr geſprochen; denn alles was ſie in dieſer Beziehung vernommen, war von Mina und dem Doktor ausgegangen. Und konnten ſich dieſe nicht getäuſcht haben?

Angſt, Hoffnung, Freude und Verlegenheit wechſelten daher in ihrer Seele... und ſo oft ſie in der Menge eine Geſtalt erblickte, die Aehnlichkeit mit der Neuber's hatte, fuhr ſie vor Schreck zuſammen und erblaßte.

Und warum ſucht er ſie nicht auf?

Ach! er ſuchte ſie ja mit gleichen Gefühlen ſchon ſeit dem Beginn des Balles; aber ein tückiſcher Zufall wollte, daß ſie ſich im Gewühle bis jetzt noch nicht gefunden.

Käthchen bemerkte dabei nicht, wie ihr die Augen der jungen Männer folgten; . . . auch ſo manchen neidiſchen oder ſpöttiſchen Blick, den ihr weibliche Augen nachſandten, ſah' ſie nicht. Sie ward jetzt immer verlegener, ängſtlicher. Ja ihr Umſchauen nach dem Erſehnten kam ihr mit einemmale unweiblich vor und ſie drängte Mina zur Rückkehr.

Vergeblich wehrte ſich dieſe, das Unſchuldige der Sache darſtellend. Käthchen überfiel eine wahre Angſt. Mina mußte folgen.

„Aber nicht durch die Menge!"

Sie bogen nach der Seite ein, woſelbſt eine, in einen Tannenwald verwandelte künſtliche Gallerie die Zimmer und Säle verband. Im gleichen Augenblicke zuckte Käthchen zuſammen . . . Neuber ſtand vor den Mädchen.

Einen geübten Weltmann hätte ſicher die Verlegenheit, die ſich jetzt der beiden jungen Leutchen bemächtigte, zum Lächeln gebracht. Sie ſtanden wirklich im erſten Augenblicke ſprachlos einander gegenüber, und es war nur ein Glück, daß Mina nicht auch Kopf und Sprache verloren. Gewürfelt und heiter, wie ſie war, fand ſie raſch den rechten Ton, und Herrn Neuber zu ſeiner Geneſung und der heutigen öffentlichen Anerkennung beglückwünſchend war das Geſpräch eröffnet.

Auch Käthchen fand ſich in ſeiner Einfachheit und Natürlichkeit jetzt ſchnell. Die Wärme und Innigkeit, die ſie bei ihrer Theilnahme bewies, brachte den jungen Mann bald zu dem ebenſo warmen und innigen Geſtändniſſe: daß es gerade der Antheil, den ſie an ihm genommen, geweſen ſei, der ſeine Geneſung ſchneller, als erwartet, herbeigeführt.

Ein Wort gab jetzt das andere; . . . immer freudiger und zutraulicher leuchteten die Augen der jungen Leutchen auf; immer seliger fühlten sie, daß ein schönes, heiliges Geheimniß zwischen ihnen liege, . . . ein Geheimniß, das ihr ganzes jetziges und zukünftiges Glück umschließe . . . ein Geheimniß, an dessen gegenseitiger Offenbarung alles für sie hing, und welches auszusprechen doch keines wagte.

Sie staunten über das, was in ihnen vorging, . . . was sie empfanden, . . . was sie so freudig trug und hob . . . und bald umfing sie ein so süßer traumartiger Zustand, als wäre ihnen ein seliger Geist erschienen und habe sie in ganz andere, höhere Sphären getragen. Bemerkten doch beide kaum, daß Mina von ihrer Seite gekommen.

Die Schlaue wußte, was sie that. Jetzt stand sie am Ende der Gallerie im Gespräche mit einer Freundin begriffen, aber ihre Augen ruhten — ohne daß sie sich verrieth — mit stillem Triumphiren und mädchenhafter Freude auf dem ihr so lieben Paare.

Und dieses Pärchen?

Beide waren ja so einfache schlichte Naturen, daß die Freude, sich nach so langer Trennung gefunden, . . . sich hier gegenseitig aussprechen zu können, überwältigend auf sie einwirkte. Beide hatten ja lange genug das seltsame Gemisch von Seligkeit und Schwermuth in

ihrem Herzen verſchloſſen, was ſtille verborgene Liebe giebt. Die Freude ſprengte nun — gleich einem warmen heiteren Sonnenſtrahle — die bis dahin verſchloſſene Knospe ihrer Liebe . . . ſie ſagten ſich beide treuherzig, wie es in ihren Herzen ausſah.

O! wie jauchzte es da in ihnen ſo ſelig auf. Freilich konnten ſie ſich dies hier nur mit einem Blick des Entzückens, nur mit einem leiſen flüchtigen Druck der Hand ſagen; . . . aber lag denn darin nicht für ſie des überſtrömenden Glückes genug?

Selbſt ein einziger Moment des Glücks kann uns die Ahnung ewiger Seligkeit geben. Die beiden Leutchen hatten jetzt dieſe Ahnung. Ja, in holder Selbſtvergeſſenheit würden ſie wohl dieſen Moment auf bei weitem längeres Zeitmaß ausgedehnt haben, wäre Mina nicht wieder hinzugetreten und hätte die ſchweſterliche Freundin an die Eltern erinnert.

Käthchen bebte zuſammen . . . mit Schrecken dachte ſie an ihr langes Entferntbleiben . . . aber auch . . . an alles das, was ihrer Liebe von vorther drohe!

Geſchieden mußte indeſſen um ſo mehr ſein, als eben, nach einem vollendeten Tanze, die Maſſen aus dem Hauptſaale zurückſtrömten.

Ein gegenſeitiges herzliches Nicken . . . noch ein zweiter inniger aber flüchtiger Druck der Hand . . .

und die Menge wogte zwiſchen den Liebenden und ſchied ſie durch ihre lebendigen Wellen.

In zwei jugendlichen Herzen aber wohnte das unausſprechliche Glück einer erſten, kindlich reinen, innigen Liebe.

Der nächtliche Hülferuf.

Es ging gegen zwei Uhr des Nachts, als sich Doktor Ehrmann — ermüdet und erschöpft von dem Bethmannischen Feste — zur Ruhe begab.

Er hatte sich bereits entkleidet und die weiße baumwollene Nachtmütze über die Ohren gezogen. Das Nachtlicht — welches nach der damaligen einfachen Weise aus einem schlichten cylinderartigen Gefäße aus weißem Porzellan bestand, in welches man unten das Licht schob, während oben ein kleiner Behälter für zu erwärmende Flüssigkeiten angebracht war — erleuchtete die eigenthümliche, im Hemde fast gespenstisch aussehende Figur nur schwach. Desto entschiedener traten jetzt des Mannes starker Gliederbau, seine scharfen Gesichtszüge, seine kleinen lustig blitzenden fast verwegenen Augen, seine verbrannte Farbe, sein krauses Haar und derbes Fleisch hervor.

Er mußte sich heute Nacht sehr gut unterhalten haben; denn selbst jetzt noch — er hob eben die Bettdecke

empor und ſchob ſeinen edlen Korpus zwiſchen die Federn — lächelte er ſtill vor ſich hin.

Das Souper, der Wein und die Geſellſchaft waren allerdings köſtlich geweſen, und er hatte noch zuletzt beim Champagner ſeinen Freund, den dicken Pfarrherrn ſo weidlich geneckt und mit Witzen bombardirt, daß des Lachens kein Ende war.

Zwar ärgerte ſich der Doktor darüber, daß Hölderlin ſich gleich nach dem erſten Glaſe Schaumwein ſtill und heimlich entfernte; aber dafür waren ja ein paar andere Gäſte, luſtige Brüder aus Ehrmann's vertrauteſtem Umgange, eingetreten. Die Heiterkeit erreichte damit den höchſten Grad.

Indeß . . . Ehrmann war von den Witzen des Pfarrherrlein auch nicht verſchont worden; und zwar trafen einige den Doktor ſo ſcharf, daß er ſich heimlich gelobte, dem dicken Freunde bei der erſten beſten Gelegenheit einen „Poſſen" zu ſpielen, an den Jener lange denken ſollte.

Solche „Poſſen" waren überhaupt Doktor Ehrmann's Liebhaberei, und er kehrte dabei — trotz ſeines wirklich warm fühlenden Herzens — nur zu oft ſeine rauhe Außenſeite heraus.

So war vor Kurzem erſt folgendes vorgekommen:

Zu Doktor Ehrmann's Schwächen gehörte ein — leider damals noch vielſeitig verbreiteter — Judenhaß.

So ritt ihn denn der Teufel, auch den Juden einmal einen „Poſſen“ zu ſpielen.

Die Gelegenheit gab ſich bald. In dem ſtädtiſchen Anzeigeblatt war ein Frauenſitz in der Synagoge zum Verkaufe ausgeboten. Ehrmann ließ ihn kaufen und ſetzte ſich nun den nächſten Sabbath darauf. Alles in der Synagoge, die ganze Judenſchaft, kam in Verzweiflung; Ehrmann aber ließ ſich nicht irre machen. Auf ſein Kaufrecht pochend, wollte er ſich nicht entfernen, und nur nach der Zahlung einer bedeutenden Summe — die er für die Armen der Stadt beſtimmte — entſagte er ſeinem Beſitz.

Mit dem Gedanken, dem dicken Freunde gelegentlich auch irgend einen ſolchen „Poſſen“ anzuhängen, entſchlief er denn jetzt mit lächelndem Munde.

Aber giebt es denn einen Stand, der ſo viel Beſchwerden aufzuweiſen hätte, als der des Arztes?

Noch ſchlief Ehrmann keine halbe Stunde, als ihn ſchon wieder ein lautes Getöne erweckte. Es war die Hausſchelle, die heftig und wiederholt gezogen wurde.

„Zum Teufel!“ — rief der Doktor auffahrend, denn die Schelle ging gerade vor ſein Zimmer — „hat man denn gar keine Ruhe? Lieber wollt ich doch wahrlich ein Schweinehirt ſein, als ſo ein armſeliger Arzt. Jener kann doch wenigſtens des Nachts, nachdem er ſein Tagewerk gethan, ſeine paar Stunden ſchlafen!“

Indeß war auch dies nur ein Stückchen von Ehrmanns rauher Außenſeite; denn Niemand war Tag und Nacht williger bei der Hand, wenn es galt in ernſten Fällen ärztliche Hülfe zu ſpenden, als Doktor Ehrmann. Nur konnte er fuchsteufelswild werden, wenn ihn Jemand wegen einer Kleinigkeit aus dem Bett ſprengte, von einem guten Eſſen oder aus einer luſtigen Geſellſchaft wegholen ließ.

Auch jetzt ſchlüpfte er bereits ſchon in den Schlafrock, . . . als es wieder ſchellte.

„Sapperment!“ — rief er dabei — „hat denn das ſo Eile? Iſt denn der Arzt ein Hexenmeiſter? Oder ſoll ich mich im Hemde expectoriren und ſelbſt erkälten.“

Es ſchellte wieder.

Ehrmann riß das Fenſter auf und ſchrie hinunter: „Was giebts?!“

„Ach lieber Herr Doktor“ — tönte eine weibliche Stimme aus der Nacht herauf — „Sie ſollen doch gleich kommen.“

„Kommen? . . . wohin kommen? . . . zu wem?“

„Ach! zu uns! unſer Herr . . . unſer lieber guter Herr liegt am Sterben!“

„Rattenkopf!“ — rief Ehrmann zornig zurück — „unſer Herr! . . . wer iſt „unſer Herr?“ . . . Soll ich vielleicht auch noch allwiſſend ſein?“

„Ach, du lieber Gott, Herr Doktor!“ — flehte es

erschrocken — „unser Herr! . . . ach! . . . Sie wissen's ja! . . . ach! ich weiß nicht wo mir der Kopf steht! . . . ach! . . . Sie kennen ja die alte Kathrine!"

„Ei so schlag denn doch das Donnerwetter Millionen Meilen tief hinein!" — schrie Ehrmann außer sich — „will das Vieh, daß ich in der Nacht wissen soll, was für eine alte Kathrine sie ist und wer ihr Herr sei!"

„Ach! es ist ja der Schneider!" — jammerte die Magd.

„Welcher Schneider?" — rief der Doktor. — „Der Schneidermeister Schönhard, den ich an der Auszehrung behandele?"

„Ach! Gott bewahre, kein Schneider!"

„Was, jetzt wieder kein Schneider? — Himmel, Herrgott! will sie mich foppen?"

„Er heißt ja nur Schneider! Sie wissen's ja!"

Der Doktor, der unter dem Schlafrocke nur das Hemd anhatte und fror, ballte die Hände krampfhaft zusammen, als er — außer sich über die Dummheit der Untenstehenden — wiederholte:

„Ich soll's wissen! Als ob es in unserer guten Stadt Frankfurt nicht mehr als hundert Menschen gäbe, die Schneider heißen!"

„S'ist ja der in Sachsenhausen, der Jacob Georg?"

„Doch nicht der am Affenthor?"

„Gerade der!"

Dem Doktor fuhr es über die Haut: er hatte in der tiefen Nacht wenigstens eine halbe Stunde Weges dahin und mußte noch dazu die zugige Mainbrücke passiren.

Aber die Pflicht gebot.

„Ist's denn auch wirklich so nöthig?" — frug er jetzt ernst.

„Ach, du lieber Heiland!" — jammerte die alte Kathrine wieder — „die Frau ist ja in Verzweiflung! . . . ach! . . . er rührt sich ja nicht mehr! . . . ach! . . . ich glaub', er war schon todt, als ich fortlief."

„Na! dann wär' ich überflüssig!" — meinte der Doktor; — „aber ich will kommen!"

Und — das Fenster zuschlagend — kleidete er sich, jetzt seinem schweren Berufe willig folgend, ernst und ruhig an.

Der Weg war wirklich in so später Zeit und nach der durchschwärmten Nacht ein beschwerlicher.

Von den sparsam vertheilten Oellaternen, die quer über die Straßen hingen und die der rauhe Wind knarrend und geigend hin und her wiegte, brannten nur noch wenige. Ihr kleines, armes, im Erlöschen begriffenes Flämmchen, das seine matten Strahlen so einsam und verlassen in die ringsum herrschende Nacht, fast wie in Verzweiflung sandte . . . würde jeden anderen sen-

timentaleren Mann an das einsame Verscheiden eines verlassenen Menschenkindes erinnert haben.

Der Arzt aber war an solche Gänge und Vorkommnisse gewöhnt. Der nächtliche Hülferuf hatte sein geistiges Auge nach Innen gerichtet. Er dachte an seine Patienten . . . an die schwerer Erkrankten unter ihnen . . . an die wissenschaftlich bedeutenderen und interessanteren Fälle.

Todtenstille herrschte rings umher.

Kein Laut . . . kein Leben! Nur hie und da ein Kätzchen das um die Feuerleitern strich; ein liebesehnsüchtiger Kater, der jämmerlich miauend über ein Dach stieg . . . und dort . . . unbemerkt selbst von des Doktors Auge . . . ein Dieb, der sich leise und scheu, mit einem Bündel gestohlenen Gutes unter dem Arme, an den Häusern hindrückte.

Wunderlich ragten dabei die alten, weit überhängenden finsteren Häuser empor, oder hoben sich stolz mit ihren — dem Mittelalter entstammenden — Mauerkronen.

Und war es nicht, als flüsterten sie sich leise zu?

O! sie erzählten sich wohl Geschichten und Sagen aus längst verschwundenen Zeiten, . . . aus jenen Zeiten, da das alte Frankfurt selbst noch eine so wichtige Rolle im Städtebund spielte, — aus Zeiten der Macht und

der Größe des deutschen Reiches und seiner Wahl- und Krönungsstadt.

Der Doktor freilich hörte nicht's davon; . . . er dachte daran, ob er in einem bestimmten Falle morgen bei einem seiner Patienten Petroleum rectificatum anwenden solle oder nicht.

Auf dem Himmelhohen Dache des „Fürsteneckes" — dessen alterthümliche Thürmchen wie die Zinnen einer Ritterburg in den nächtigen Himmel ragten — schrie eine Eule. Mattes Licht brannte in einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses: ob wohl der Dichter, der hier wohnte, jetzt noch sann und schrieb und in stiller einsamer Nacht der schaffenden Seele geistige Blüthen entlockte?

Auf der Mainbrücke zog es abscheulich, und der Arzt mußte sich fest in seinen Mantel wickeln. — Noch war Sachsenhausen — die Vorstadt Frankfurts jenseits des Flusses — zu passiren.

Das Affenthor lag noch ziemlich weit ab.

Endlich war das Haus des Jacob Georg Schneider erreicht. Es war klein, alt und halb verfallen.

Die alte Kathrine wartete an der Hausthüre mit einer brennenden Stalllaterne.

Jetzt leuchtete sie — ihre Augen waren rothverweint — dem Arzte die schmale, fast senkrecht aufsteigende Holztreppe hinauf.

„Wie iſt's?“ — frug Ehrmann.

Die Alte ſchüttelte den Kopf und heulte.

Ehrmann keuchte; . . . mehr noch als das beſchwerliche Steigen bis in den dritten Stock, beläſtigte ihn indeß der Geruch der ſich unten im Hauſe befindenden Pferdeſtälle. Schneider war Oeconom.

Jetzt öffnete ſich das Zimmer und die Gattin des Kranken, weinend und mit Verzweiflung ringend, trat dem Arzt entgegen.

„Gott ſei Dank! Gott ſei Dank!“ — jammerte ſie — „daß Sie da ſind, Herr Doktor! Ach! mein armer, mein guter, mein lieber Mann! . . . ach, du himmliſche Güte! . . . ach, helfen Sie, helfen Sie, . . . wenn's noch möglich iſt!“

„Nun! nun!“ — knurrte Ehrmann, der alles Jammern und Schreien in den Tod haßte, und vorkommenden Falls ſofort ſeine rauhe Seite herauskehrte, — „iſt er denn ſchon am Abſchnappen?“

„O du liebſter Heiland!“ — rief die Frau händeringend — „ich weiß es ja nicht! Da liegt er nun ſchon ſeit drei Stunden und regt ſich nicht mehr! Ach, ich bin die unglücklichſte Frau auf der Welt! . . . Es iſt aus mit ihm . . . er hört, er ſieht, er fühlt nichts mehr! . . . Ach! ich thu' mir einen Tod an, wenn der Mann ſtirbt.“

„Dummes Zeug!“ — ſagte Ehrmann, der recht gut

wußte, daß diese Ehe sehr unglücklich stand, obgleich Schneider ein braver und solider Mann war.

„Dummes Zeug!“ — wiederholte er und schob das Weib zurück. — „Laßt mich einmal selbst sehen!“

Der Doktor trat jetzt zum Bett, . . . schob die Vorhänge zurück . . . und beugte sich über den Patienten, der allerdings regungslos da lag.

Aber es mußte in der That schlimm stehen . . . denn er fuhr sofort betroffen zurück.

Doch nur für einen Moment, . . . dann beugte er sich wiederholt über den Regungslosen . . . befühlte seine Stirne . . . seinen Puls . . . zog seine Uhr, schaute darauf . . . fühlte abermals . . . schüttelte mit dem Kopfe und sagte endlich ernst:

„Liebe Frau . . . wer ist Euer Seelenhirte?“

„Ach du lieber Gott! ach du guter Gott!“ — schrieen jetzt zugleich Gattin und Magd — „ach! so ist es wirklich aus?“

„Wer ist Euer Pfarrer!“

„Ach du lieber Himmel!“ — rief die Frau, und nannte das dicke Pfarrherrlein.

„So schickt nach demselben!“ — fuhr Ehrmann ernst und feierlich fort — „und er soll gleich auf der Stelle kommen, denn lange wird's so nicht mehr bei Eurem Manne dauern!“

„Und er muß wirklich sterben?“ —

„Schickt nach dem Pfarrer!“ — wiederholte Ehrmann ungeduldig.

„Und Sie wollen mich auch verlassen?“

„Nein!“

„Ach, Sie bleiben, Sie bleiben? Tausend Dank!“

„Unter einer Bedingung.“

„Und die wäre?“

„Daß Ihr das Heulen einstellt und mich mit dem Kranken allein laßt!“

„Alles was sie wollen! wenn Sie nur nicht fort gehen!“

„Und die Kathrine?“

„Ist jetzt gewiß schon auf der Brücke!“

„Nun denn, . . . so seid ruhig und laßt mich hier allein!“

Die Frau gehorchte weinend. Doktor Ehrmann aber setzte sich in einen alten Sessel, streckte die Beine aus . . . und schlief bald den Schlaf des Gerechten.

Eine gute Stunde mochte wohl vergangen sein, als sich schwere schlürfende Tritte auf der Treppe hören ließen.

Ehrmann erwachte und rieb sich die Augen.

„Er ist es!“ — sagte er dann — „ich hör' es an seinem Keuchen und Schnaufen. Die Treppe ist aber auch verdammt steil und hoch!“

Ehrmann hatte dies kaum gesagt, als sich die Thüre

leiſe öffnete und der Pfarrer eintrat, gefolgt von der noch immer jammernden Frau und der weinenden Magd.

Aber der Mann Gottes konnte noch nicht ſprechen; waren auch ſeine Mienen ernſt und feierlich . . . er mußte ſich mit beiden Händen den korpulenten Bauch halten und erſt ausſchnaufen. Erſchlaffung und Ermüdung lagen dabei auf ſeinem Geſichte und ſeine Züge kündeten, daß er dieſem ungewohnten nächtlichen Rufe eben nicht ſehr gerne gefolgt ſei. Mit Erſtaunen aber gewahrte und begrüßte er Ehrmann.

„Wer hätte gedacht," — ſagte er dabei — „daß wir uns ſobald und in ſo ernſt-traurigerweiſe wieder ſehen würden!"

Der Doktor nickte mit dem Kopfe und winkte den Weibern das Zimmer zu verlaſſen.

Frau und Magd gehorchten; der Pfarrer aber — von der Wichtigkeit der Momentes durchdrungen — trat feierlich und ernſt an das Bett des Regungsloſen.

„Mein Freund und Bruder!" — hob er jetzt in ſalbungsvollem Tone an — „mit ſchmerzerfülltem Herzen bin ich gekommen. . . ."

Der Sterbende regte ſich nicht.

„Er ſcheint kaum mehr zu hören!" — ſagte der Paſtor.

„Ihr werdet Euch zu ihm herabbücken müſſen, lieber Freund!" — meinte der Arzt.

Der Prediger ſeufzte: „Armer Mann, was ſoll da

mein Wort noch helfen!" – zugleich indeß neigte er sich feierlich über das Antlitz des Unglücklichen, das ihm abgewandt und nach der Wand gerichtet war.

Aber wunderbar . . . wie von einer Tarantel gestochen, fuhr der Pfarrer zurück.

Sein Blick glitt staunend und fragend über den Arzt; . . . da dieser aber in seinem Sessel schweigend und unbeweglich verharrte und ernst, wie ein Richter der Unterwelt, vor sich hinschaute, wandte sich der geistliche Herr wieder dem Kranken zu.

Noch einmal neigte er sich über den Unbeweglichen hin und sagte feierlich:

„Mein Freund und Bruder! mit schmerzerfülltem Herzen folge ich dem Rufe einer traurigen Pflicht . . ."

Aber hier fuhr der dicke Pfarrherr abermals zurück.

Es lag jetzt etwas wie Ekel und Widerwillen in seinen Zügen, zu welchen Gefühlen sich ein unverkennbares Staunen gesellte.

„Herr Bruder!" — sagte er nach einer kurzen Pause, indem er sich an den Arzt wandte, — „ich möchte fast glauben . . ."

„Nun?" — frug Ehrmann.

„Aber es kann nicht sein, da ich Euch hier finde, und ohne Zweifel auf Euren Rath nach mir geschickt wurde . . ."

„Und was ist nun?"

„Ich möchte faſt glauben . . .“

„Was denn?“

„Nun . . . daß . . . nein! es kann nicht ſein.“

„Aber ſo ſprecht doch!“

„Daß der Mann . . .“

„Nun ja! daß der Mann wie ein Schwein beſoffen ſei!“ — rief Ehrmann lachend — „das hatte ich natürlich auch im erſten Momente hinweg. Die Weinathmosphäre erſtickt einem ja!“

Der dicke Pfarrherr ſtand wie verſteinert.

„Aber“ — ſagte er nach einer Pauſe ſprachloſen Staunens — „ich begreife . . . ich faſſe es nicht . . . wozu und warum hat man alsdann denn mich gerufen und in der Nacht aus dem Bette und hierher geſprengt?“

„Warum Brüderchen!“ — rief jetzt Ehrmann mit lautem Lachen — „weil ich nicht allein der Gefoppte ſein wollte und jetzt doch eine angenehme Geſellſchäft zum Nachhauſegehen habe.“

Der dicke Pfarrherr traute kaum ſeinen Ohren.

Nein! was zu arg war, das blieb doch zu arg!

Nach einer durchſchwärmten Nacht aus dem warmen Bette geſprengt, . . . eine halbe Stunde Weges in Kälte und Finſterniß bis nach Sachſenhauſen an's Affenthor . . . drei ſchreckliche Treppen hinauf . . . zu einem Betrunkenen!?

Nein! . . . das war doch in der That zu arg!

Wirklich schoß auch dem guten Pastor die Galle auf, — die Stirne legte sich in düstere Falten, — der Zorn wollte eben losbrechen; . . . aber es ging nicht: ein Blick in das Gesicht Ehrmanns, der sich vor Lachen schüttelte, und der über den gelungenen „Possen," den er dem Freunde gespielt, vor Lust und Freude strahlte, während er dem Pastorlein doch zugleich wieder mit dem Ausdrucke der größten Gutmüthigkeit beide Hände, wie abbittend, entgegen streckte, machte den Pfarrer selbst lachend.

„Verfluchter Streich!" — rief er dabei — „ich will nicht selig werden, wenn ich Dir den jemals vergesse!"

„Mann Gottes!" — sagte Ehrmann im Lachen fast erstickend, — „ich kann nicht ohne Dich sein, und die Gelegenheit Dir Einen anzubinden, war zu schön!"

„Danke Gott, daß ich's bin!" — fuhr der Pfarrer fort — „der Witz versteht und Dich wirklich liebt und schätzt. Bei einem Anderen . . ."

„Laß gut sein, Bruder!" — rief hier Ehrmann und umarmte den dicken Freund — „wir kennen uns beide. Männer von Geist vertragen auch einmal einen derben Witz."

„Der Dich ein feines Diner und zehn Flaschen Champagner kostet!" — sagte der Dicke und seine Aeuglein glitzerten lüstern.

„Es soll sein!" — rief Ehrmann und schlug in die dargebotene Rechte.

„Aber Niemand darf von der Geſchichte ein Wort erfahren!“ – fuhr das Pfarrherrlein fort — „denn ich möchte nicht noch obendrein ausgelacht werden.“

„Niemand!“ — rief Ehrmann heiter — „Niemand! doch jetzt gemeinſam nach Hauſe — es iſt bereits fünf Uhr vorüber und wir müſſen noch ein Wenig nachſchlafen. Ihr aber“ — rief Ehrmann jetzt der Frau und der alten Kathrine zu — „Euch ſoll der Teufel holen, wenn ihr Doktor und Pfarrer noch einmal Nachts aus den Federn ſprengt. Der Kerl iſt beſoffen, . . . gebt ihm Kamillenthee!“

Und mit dieſen Worten verließ Ehrmann, von dem Freunde gefolgt, Zimmer und Haus.

Haß und Liebe.

Der Winter war bereits weit vorgeschritten und tiefer Schnee deckte Frankfurts Straßen und Plätze. Auch auf den Dächern der Häuser lag er fast schuhhoch und gab so, durch sein einförmiges Weiß, der ganzen Stadt in allen ihren Theilen ein gewaltig monotones Ansehen.

Am meisten war dies auf den freien Plätzen der Fall, da sie der winterlichen Decke größere Flächen boten. In düsterem Grau, schwer und fast erdrückend, hing dabei der Himmel über der Welt, während sich der Abend langsam und melancholisch herabsenkte.

Wer nicht ausgehen mußte blieb dabei zu Hause, so daß sich nur wenige, in Mäntel gehüllte dunkele Gestalten an den Häusern hindrückten, während zugleich hie und da einzelne Equipagen vorüberrollten, um die vornehme Welt nach dem Theater oder wohl auch in Gesellschaften zu führen.

Ein solches Bild bot vor allen Dingen der Roß-

markt, jener freie Platz, der mit den Plätzen vor und hinter der Hauptwache und der sogenannten Stadtallee (jetzt dem Goetheplatze) zusammenhängt. Er ist, was Raum und Umgebung betrifft, der schönste freie Platz in Frankfurt, und machte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts diesen Anspruch noch mehr gelten, als heutzutage.

Prächtige, palastartige Häuser erhoben sich hier nach verschiedenen Richtungen hin, und unter diesen zeichnete sich namentlich das — unter der Leitung eines Familienvereins der adlichen Ganerbschaft Limburg stehende — von Cronstettische Damen-Stift aus, dessen ungemein lange fensterreiche Fronte fast die ganze eine Seite des Platzes einnahm und wirklich noch einnimmt.

Hier hatte Kaiser Leopold II. während seines Aufenthaltes in Frankfurt residirt; hier wohnte jetzt der eine Chef des Bankierhauses Jacob Friedrich Gontard und Söhne ... Herr Jacob Friedrich Gontard.

Also eine Finanz-Größe, wo sich früher der Glanz Kaiserlicher Majestät gezeigt! ... und welche Erinnerungen knüpften sich an die Ganerbschaft Limburg!*)

*) „Ganerbschaften," waren durch gemeinschaftlichen Besitz begründete Gesellschaftsverträge, in den Händen dieser Gesellschaften ruhend und mit ihnen forterbend.

Diese, aus altadlichen Patricier-Familien hervorgegangene Gesellschaft — die sich nach dem hauptsächlichsten ihrer Versammlungshäuser nannte —*) reichte ja aus dem fernen Mittelalter in die Gegenwart herüber.

Entschieden nahm diese Gesellschaft Jahrhunderte hindurch in Frankfurt den ersten Rang unter allen übrigen ähnlichen Gesellschaften und Verbindungen ein**), da schon im fünfzehnten Jahrhundert viele edlen Geschlechter sich zu ihr zusammenschlossen. Das Banner dieser Gesellschaft — der Ganerben zu Limburg — zeigt eine Jungfrau, die einen Sperber auf der Hand trägt; ihr zur Seite einen Affen mit einem Spiegel. Unten den altdeutschen Reimspruch:

„Zucht und eren, soll man meren,
und Freud nit weren."

Spruch und Bild deuten auf eine gesellige Verbindung. Das Wappen selbst aber kommt, bis auf wenige Steine, mit jenem der Dynasten von Limburg überein***).

Bei der Aufnahme in diese Gesellschaft ward auf

*) Dem alten Hause Limpurg, auf dem Römerberge, woselbst in den ältesten Zeiten die Limpurger (Limburger) Wollenweber auf der Messe ihre Waare feil zu halten pflegten.

**) Die Gesellschaften und Ganerbschaften: Frauenstein, Laderan und Löwenstein.

***) Kirchner's Geschichte von Frankfurt. I. 429. u. f.

Ahnenprobe gesehen; mehr aber noch als durch Ahnen glänzten die Mitglieder durch rühmliche Dienste, der theuren Vaterstadt in gefährlicher Zeit geleistet, — durch milde Stiftungen —*) und namentlich auch durch die thätigste Unterstützung der Wissenschaften und Künste. Aber auch an Lust und Heiterkeit gebrach es der Gesellschaft Limburg und ihren Mitgliedern wahrlich nicht. Hoch ging es bei ihren Festen, hoch und lustig auf ihrer Trinkstube zu**).

Ueberhaupt waren die guten Frankfurter von jeher lebensfrohe Menschen. Sagt doch der Chronist selbst, wenn er von jener Ganerbschaft und der Zeit spricht, in der sie in höchster Blüthe stand:

„Weniger hielten die Väter der Stadt von äußerer Pracht, hoch aber ging es her bei den köstlichen Banketten! Da war der Stadtkoch geschäftig, ein gutbesoldeter Mann sammt seinen Gehülfen. Ueberall führte

*) Die Altbürger des Hauses Limpurg haben allein von 1438 bis 1479 für 52,586 Goldgulden an milde Stiftungen vermacht.

**) Interessant ist es, daß in der jüngsten Zeit die alte Trinkstube des Hauses Limpurg wieder durch Herrn Weinhändler Bonnet eröffnet wurde und zwar mit Benutzung des ursprünglichen, noch ganz mittelalterlich hergerichteten, auf dicken Steinsäulen ruhenden Raumes. Bei ausgezeichnetem Wein und trefflicher Bewirthung findet so die Phantasie des Besuchers der „Trinkstube zum alten Limpurg," dicht neben dem Römer, einen so reichen Spielraum wie in dem weltberühmten Bremer Rathskeller.

ein Küchenmeister die Rechnung; da gab es Walpurgis-, Pfingst- und Bürgermeistergelage, Hirschessen, Mahlzeiten auf der Fahrpforte, der Samstagstrunk, das Unterzechen, und für die Schreiber der Untertrunk auf der Botenstube, der Bürgermeister Diener Untertrunk und wie die Namen alle heißen, die der Durst ersonnen hat*). Berühmter aber war kein Ehrenmahl als das Hirschessen, wenn feistes Wildpret im Hirschgraben erlegt wurde. Außer den Rathsfreunden und ihrer zahlreichen Sippschaft, schmaußten hier als fröhliche Gäste die Haupt- und Amtleute, die Advocaten, die Aerzte, die Stadt- und Gerichtsschreiber mit ihren Untergebenen, der Oberstrichter und die weltlichen Richter, die Visirer, Kornschreiber, Wagenmeister, Zöllner u. s. w.; dann alle Prälaten, Priester und Mönche, Konthure, Edelleute und andere ehrbare Männer. Oft wurden die Humpen gefüllt, der Wein war gut, gut und lecker die Speisen. Den Alten trug man Speise und Trank nach Hause.

Auch von Gelagen auf den Trinkstuben der Altbürger geben Zeitgenossen fleißig Nachricht. So beschreibt

*) Nie wurde auf den Aemtern der Weinkrug leer. Die vielen Hauptgelage und der große Durst zwischen der Zeit, den jeder von dem Höchsten bis zu dem Niedrigsten im Rathskeller zu löschen trachtete, war einer der vornehmsten Klagepunkte der Bürgerlichen im Jahre 1614. Man verwandelte die Gelage in ein mäßiges Geldgeschenk.

Bernhard Rohrbach ein solches Gelag der Altbürger in seinem Zeitbuch (1466): „Den Sonntag und Montag Abend aßen Männer und Frauen auf der Trinkstube zu Limburg, und hielten nach der Mahlzeit einen öffentlichen Tanz. Den Dienstag aßen sie dort zu Mittag, und zogen dann in fröhlichen Reihen hinüber nach dem deutschen Haus. Hier wurden drei Tänze gehalten, nach dem ersten trank man firnen Wein, nach dem zweiten neuen Wein und Dreyseneyen, nach dem dritten wurden Semmeln ausgetheilt. Dann zog die Gesellschaft zu Sanct Johannishaus. Hier werden sie mit Kohl, Häringen und Braten bewirthet, an firnem und neuem Wein ist Ueberfluß. Von hier wankt der Zug nach dem Antoniterhof. Dort wieder drei Tänze. Nach dem ersten weißen Wein und Confect, nach dem andern rothen und Lebkuchen, zuletzt Semmel und kleine Messer als Geschenk. Am Mittwoch: die Gesellschaft speiset auf Limburg zu Mittag. Nach Tische spielen die Frauen mit den Gesellen, oder sie sehen einem Ritterstechen zu; sobald das Abendessen vorüber ist, blasen Stoßpfeifer zum Tanz. Am Donnerstag: die Gesellschaft versammelt sich in des reichen Hartmann Becker's Garten, Junghof genannt; man setzt sich paarweise zu Tisch. Heute bewirthen die Damen ihre Freunde mit grüner Suppe, gesalzenen Pricken und Häringen. Nach dem Abendessen auf Limburg werden Pfänder gelöset. Am

Sonntag: die Gesellschaft speiset auf Limburg zu Nacht. Die Zier der Tafel ist ein köstlicher Mandelkäse, den jährlich drei Frauen verfertigen, die dafür von allen Gesellen geküßt werden."

Solche Erinnerungen knüpften sich an die Ganerbschaft Limburg unter deren Leitung auch das Cronstettische Damenstift stand, dessen großes Haus Herr Jacob Friedrich Gontard umgebaut hatte und jetzt bewohnte.

Von der eben gedachten Heiterkeit war freilich hier nichts zu hören, . . . und . . . gerade heute Abend war es doppelt still, da Herr Gontard in Gesellschaft gefahren, Frau Gontard-Borkenstein sich aber — wie fast alltäglich — von dem Hauslehrer aus einem neuerschienenen trefflichen Buche vorlesen ließ.

Ganz einsam aber war es in einem oberen Stübchen des Hauses. Kein Licht brannte hier, — kein Ton ließ sich hören . . . außer schweren Athemzügen, die sich einer weiblichen, wohl stürmisch bewegten Brust entrangen.

Es war Mamsell Clara, die hier am Fenster saß, und, den Kopf auf beide Arme gestützt, durch die Glasscheiben hinaus auf den mit Schnee bedeckten Roßmarkt starrte.

Ihre Figur war jetzt noch runder und voller geworden, wie ehemals. Der Busen schien sogar das Kleid sprengen zu wollen, und, . . . um der Taille nur eini-

germaßen jungfräuliche Nettigkeit zu geben, bedurfte es eines gewaltigen Schnürens. Auch in ihren Zügen hatte sie sich einigermaßen verändert, nur die Augen waren so groß und flammend geblieben, als ehedem, und rollten und leuchteten auch noch wie sonst, wenngleich es jetzt manchmal aus ihnen blitzte, als ob Haß und Neid im tief Inneren des Herzens ihr Wesen trieben.

Und so war es denn auch in der That, nur daß sich auch noch eigenthümliche Sorgen dazu gesellten.

Von der Liebe eines Weibes zum Haß ist oft nur ein kleiner Sprung.

Mamsell Clara hatte sich seiner Zeit wirklich in den Hauslehrer verliebt. Ihre Eitelkeit und Selbstsucht ließ sie auch glauben, daß dieser sie wiederliebe. Schrecklich war daher für sie die Enttäuschung gewesen, . . . furchtbar sein Zurückstoßen an jenem, in mehr als einer Bedeutung unseligen Abend.

Das von Hölderlin ausgestoßene „Unglückliche!“ verfolgte sie mit Furienungestüm, wie es — gleich allem, was darauf folgte, — ihre Liebe schon an jenem Abende in Haß umwandelte.

Und diesem Haß, dem eine verzehrende Eifersucht zur Seite ging, hatte es seit jener Zeit wahrlich nicht an Nahrung gefehlt, obgleich Hölderlin alles vergessen zu haben schien und sich stets gegen Mamsell Clara, wenn auch zurückhaltend, doch mild-freundlich bewies.

Aber es ist eine eigene Sache um ein zurückgestoßenes, in seinen Liebeshoffnungen getäuschtes Mädchenherz, zumal wenn es so leidenschaftlich, so egoistisch und auf Verheirathung so verpicht ist, wie jenes, das Mamsell Clara unter ihrem hochklopfenden Busen trug.

Die Selbstständigkeit unserer Individualität, tritt, wo sie das Uebergewicht erlangt, als Egoismus und Selbstsucht hervor. Dann macht sich der Mensch — wie dies Mamsell Clara nur zu gerne that — zum Mittelpunkte der ihn umgebenden kleineren oder größeren Welt; bezieht, ohne alle anderen Rechte zu achten, alles auf sich selbst, als das höchste Ziel, und nimmt gegen Außen nur den Schein der Humanität an Was alsdann ein solcher Egoismus vielleicht auch Gutes und Schönes schafft, geschieht nur, um sich selber geltend zu machen; wogegen er mit Unmuth und Neid auf alles Gute und Schöne sieht, was von Anderen ausgeht.

In Claras Herz wurzelte von jenem Abende an — an welchem ihr die Ahnung gekommen, daß Hölderlin im Stillen ihre Herrin liebe und am Ende gar von dieser wieder geliebt werde — ein tiefer unbezwinglicher Neid gegen die hohe Frau.

In selbstsüchtiger Verblendung glaubte sie dabei, durch ihr Aeußeres, so wie durch die Liebe, die sie zu dem jungen Manne empfand, besonderen Anspruch auf dessen

Besitz zu haben, . . . und da ihr nun weder dieser noch Hölderlin's Liebe ward, so verfolgte sie, von jenem Momente an, Frau Gontard-Borkenstein mit erbitterter Eifersucht; — den früher angebeteten jungen Mann aber... mit tiefem Haß.

Was aber ist denn der Haß anderes, als der gerade Gegensatz der Liebe? Vertritt nicht jener die abstoßende, diese die anziehende Kraft in der Welt der Geister? Ist nicht die Liebe die alles erweckende und segnende Wärme, der Haß aber die alles vernichtende und ertödtende Kälte?

Die zurückgestoßene Liebe verliert sich aber in Haß, wie die abnehmende Tugend in das Laster, — und des Hasses giftige Blüthen sind alsdann Rache und stille innere Wuth, die selbst eigenen Schaden nicht achtet, wenn nur dem Gehaßten dadurch ein noch größerer erwächst.

Dabei ist noch ein Anderes zu beachten: alle Leidenschaften verrauchen, . . . selbst der Wahnsinn überspannter Liebe . . . nur nicht der Haß, da dieser keineswegs auf bloßer Phantasie beruht, sondern . . . auf dem peinlichen, widrigen, nicht ersterbenden Rachgefühl wirklich oder auch scheinbar erlittenen Unrechts. Dann aber gleicht der Haß dem Ameisenlöwen: überall macht er seine Trichtergruben, um seine Beute zum Fall zu bringen; — fort und fort gleicht er den Bienen und

Wespen, die stechen . . . auch wenn sie darüber Stachel und Leben verlieren.

Mamsell Clara beobachtete von jener Zeit an Madame Gontard und Herrn Hölderlin auf das schärfste. Ueberall und immer verfolgte die Haushälterin Beide mit wahren Argusaugen.

Indeß . . . sie konnte nichts gewahren, was auch nur entfernt Unrecht gewesen wäre, und woran sich vielleicht ein Racheplan hätte knüpfen lassen.

Da kam die Flucht der Familie nach Cassel dazwischen, und entzog — Mamsell Clara mußte ja im Hause zurückbleiben — die Verhaßten ihren Beobachtungen.

Allgewaltig steigerte sich dadurch der Haushälterin Eifersucht und Wuth. Sie gelobte sich in ihrem Inneren, bei Rückkunft der Familie eine um so sichere Rache.

O Himmel! wie schön, wie hold, wie engelgleich ist doch ein gutes edles Weib!

Weich sind ihre Muskeln; weich ist ihr Herz, empfänglich und bildsam. Leicht erklingt es beim leisesten Anschlage des Schmerzes und der Freude. Wo der Mann flüchtig gerührt wird, fließen die Thränen des Weibes. Wo der Mann kalt vorübergeht, findet das Weib immer noch ein Blümchen der Freude am Wege, und fließt der Strom ihrer Gefühle auch stiller, als in des Mannes Brust, so ist er um so tiefer.

Aber auch **eben darum** wie ſchrecklich ein von gehäſſigen Leidenſchaften ergriffenes Weib! Wie entſtellen ſie dieſe; . . . wie ziehen ſie zum **Furchtbaren** herab, was ſo ſchön, ſo hold, ſo beglückend ſein könnte!

Als die Familie Gontard nach den Kriegsſtürmen wieder in Frankfurt eingezogen war, ſtand der Haushälterin Vorſatz: ihre Herrin und den jungen Hauslehrer zu verderben, unerſchütterlich feſt — und zwar um ſo unwandelbarer, als ſie ſich ſelbſt am Rande des Verderbens fühlte.

Am Rande des Verderbens! . . . ja . . . denn . . . ſie **mußte** heirathen . . . ſie mußte es ſchon deshalb, um ihre Stelle im Gontard'ſchen Hauſe nicht zu verlieren, denn dieſe hielt ſie in der Nähe der beiden Gehaßten, und nur ſo war ihre Rache auszuführen.

Aber auf welche Weiſe?

Frau Gontard-Borkenſtein blieb ſich immer gleich. Iſt ſtrenge Sittlichkeit des Herzens und des Lebens das Erſte, was von einem Weibe gefordert wird, das auf Achtung Anſpruch macht, ſo war Madame Gontard ein Beiſpiel davon. Es war an ihr auch nicht die leiſeſte Spur einer leichtfertigen Denkungsart oder frivolen Lebensweiſe — wie ſie nur zu oft bei Damen höherer Stände vorkommt — zu finden.

Im Gegentheile: ſie wußte recht gut, daß ſich eine Frau nicht tiefer herabwürdigen kann, als wenn ſie zeigt,

daß sie keine Grundsätze habe, oder es doch mit diesen nicht so genau nehme. Gerade ihre strenge Sittlichkeit und Tugend gaben ihr jene hohe und edle Freiheit und Kraft!

Dafür aber, daß ein Liebesverhältniß zwischen ihr und dem jungen Hauslehrer bestehe, war nun gar kein Beweis aufzufinden, . . . nicht einmal ein Schein.

Freilich besuchte jetzt Frau Gontard-Borkenstein fast keine Gesellschaft mehr, und gab auch nur dann welche, wenn es Herr Jacob Friedrich ausdrücklich wünschte. Aber Frau Gontard war ja auch Mutter; . . . ihre Kinder wuchsen mehr und mehr heran und sie beschäftigte sich gern und viel mit ihnen. Die Kriegszeiten hatten ohnedem das gesellschaftliche Leben etwas gestört.

Mamsell Clara begriff dies allerdings nicht. O Himmel! wenn sie an Madame Gontard's Stelle gewesen wäre, welch ein Leben hätte sie da führen wollen: jeden Abend wäre sie in Gesellschaft, in Concerte, in's Theater oder auf einen Ball gefahren, oder hätte die prächtigsten Gesellschaften gegeben . . . aber dies zu Hause bleiben . . . dies Lesen und sich vorlesen lassen?. . .

Aber konnte denn nicht gerade dahinter etwas stecken? . . . Der Hauslehrer war jung, geistreich . . . sehr schön . . . ach! . . . so schön . . . daß Mamsell Clara mitten in ihrem Haß, wenn sie an ihn dachte, oft

noch von wunderbaren Gefühlen berührt wurde. Aber sie riß sie dann mit einer Art Wuth aus dem Herzen und . . . haßte den Undankbaren nur um so bitterer.

Da aber die Haushälterin nach sich selbst — nach ihrer eigenen Denk- und Gefühlsweise urtheilte, — blieben die abendlichen Vorlesungen verdächtig.

Zwar wußte sie von dem alten Jacob her, daß bei diesen Vorlesungen und Gesprächen zumeist die Kinder in dem geöffneten Nebenzimmer unter Aufsicht der Gouvernante spielten; . . . aber wenn nun die Kleinen zu Bett gegangen waren? . . .

Mamsell Clara hatte es nicht über das Herz bringen können, sich schon zu verschiedenenmalen Abends nach dem Zimmer zu schleichen, in welchem sich Madame Gontard und der Hauslehrer befanden. Sie hatte hier an der Thüre eines Nebenzimmers gelauscht, . . . Herr Hölderlin las: das einemal über Kunst . . . entsetzlich langweiliges Zeug, wie Clara meinte . . . das andere-mal über Rom und Griechenland . . . noch langweiliger.

Einmal auch sprachen sie nur: der junge Mann warm und begeistert, . . . Frau Gontard milde und ruhig.

Aber es war wieder langweiliges albernes Zeug! Der Hauslehrer sprach öfter von einer Diotima.

„Diotima?" . . . Mamsell Clara kannte Niemand

dieſes Namens. Er aber ſchien ſchwärmeriſch begeiſtert von ihr. Sie erinnerte ſich noch, was er damals ſagte:

„O Diotima“ — ſagte er — „kennt die mächtige Fülle ihres Herzens nicht, und, lieblich erſchrocken von dem Reichthum in ihr, begräbt ſie ihn nur zu ſehr in der Tiefe ihrer Bruſt.“

Dann war von einem ſchönen geiſtigen Leben . . . von Ausbildung und Vollendung der Seele und ähnlichen Dingen die Rede.

Da ſagte er wieder:

„Es giebt große Stunden im Leben. Wir ſchauen an ihnen hinauf, wie an koloſſalen Geſtalten der Zukunft und des Alterthums; wir kämpfen einen herrlichen Kampf mit ihnen, und beſtehen wir vor ihnen, ſo werden ſie, wie Schweſtern, und verlaſſen uns nicht.“

So ungefähr hatte er geſagt; . . . aber Clara verſtand und behielt nur wenig davon. Hatte ſie doch ganz andere Dinge erwartet.

Auch das Schauen durch das Schlüſſelloch führte zu nichts: Frau Gontard ſaß jedesmal, mit einer feinen Handarbeit beſchäftigt, auf dem Sopha, . . . der Hauslehrer ihr gegenüber auf einem Stuhle, zwiſchen Beiden ſtand der runde Theetiſch.

Uebrigens war dies Heranſchleichen und Lauſchen eine gefährliche Sache für Mamſell Clara; denn der

alte Jacob ging ab und zu. Einmal aber von dieſem bemerkt, würde es böſe Scenen geſetzt haben, und . . . die Haushälterin hatte ſehr triftige Gründe jedes Zerwürfniß mit dem alten guten, augenſcheinlich noch immer in ſie verliebten, Factotum des Hauſes zu vermeiden.

Wenn aber ihr Lauſchen und durch das Schlüſſelloch ſchauen, — wenn alle ihre Beobachtungen bis jetzt auch noch zu keinem Reſultate geführt hatten, ſo gab ſie die Sache darum doch noch nicht auf. Eiferſucht und Haß ließen ihr keine Ruhe. Und dann . . . o! ſie war ja doch überzeugt, daß hier ein Liebesverhältniß beſtehe!

Aber wie dahinter kommen? . . . wie die Verhaßten verderben?

Clara dachte auch jetzt daran, . . . ſchmiedete auch jetzt wieder an Plänen, während ſie — den Kopf auf die Arme geſtützt — hinaus in die Nacht und auf den beſchneiten Platz ſtarrte. Draußen war alles finſter und kalt, . . . auch in ihr war es finſter . . . aber es glühte dabei ein Verderben ſprühendes Feuer in ihrer Seele.

Ein Weib, daß aus verſchmähter Liebe haßt, kann zur Furie werden. Eher könnteſt du den wüthenden Nordſturm, die erzürnten Elemente, die rebelliſche Natur zur Ruhe bringen, als ihren Rachedurſt ſtillen.

„Und es besteht doch ein Liebesverhältniß zwischen Beiden!“ — sagte sie jetzt finster vor sich hin, und der ganze unselige Abend im Garten schwebte an ihr vorüber. — „Jedenfalls liebt er sie!“

Sie sah sich in dem Tempel . . . ihr Herz pochte wie damals . . . Gott! er kam!

Welche Liebe brachte sie ihm entgegen . . . und er? . . . er stieß sie zurück.

„Aber warum?“ — rief jetzt Clara zornglühend und ihre Augen wurden noch weiter und größer und starrten fast funkelnd durch Scheiben und Nacht.

„Warum? . . . weil er eine Andere zu finden glaubte . . . und wer? wer? konnte in dem geschlossenen Garten die Andere sein . . . als sie?“

Die Haushälterin schwieg; aber sie biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten und ihre Hände, die an den Schläfen ruhten, hatten sich geballt.

„Und dann“ — fuhr sie heftig, mit sich selbst sprechend, fort — „und dann, rief er nicht voll Schreck und Erstaunen im Tone bitterer Enttäuschung: und Sie sind es, die mir geschrieben? . . . und von Ihnen stammen die Blumen?“

Clara fuhr auf; ihre Gestalt hob sich hoch empor; . . . sie glich, von Dunkelheit umflossen, einem finsteren, der Tiefe entstiegenen Geiste.

„O!“ — rief sie jetzt, die Hände ausstreckend —

„dies Sie, dies Ihnen und der Ton, der auf beiden lag, hat ihn verrathen. Er glaubte also, daß ihn eine Andere zu jenem Rendez-vous bestellt, . . . daß die Blumen von einer Anderen herrührten. Es giebt aber in unserem Hause keine Andere, die er hätte meinen können . . . als . . . sie! . . . und zu wem sprach die Flöte? . . . nur die Liebe kann ihr solche Töne, solche Melodien entlocken!“

Clara warf sich auf einen Stuhl . . . ihr Herz bebte. Sie war ihrer Sache, was den Hauslehrer betraf, gewiß . . .

Aber . . . ob er sich erklärt? . . . ob sie davon wisse? . . . ob sie ihn wiederliebe?

Clara hätte ein paar Jahre ihres Lebens darum gegegeben, wenn sich ihr hier Gewißheit geboten . . . Herr Gontard ahnte bis jetzt nichts . . . aber ein Wort . . . und . . .

In diesem Augenblicke kam es wie eine Ohnmacht über sie.

Mamsell Clara, die sonst nichts von Nervenschwäche gewußt und geahrt, hatte in der letzten Zeit öfter über solche zu klagen. Auch Schwindel, Kopf- und Zahnweh stellten sich hie und da ein.

Im Augenblick war es eine Beengung, die sie erfaßt. Eine entsetzliche Angst kam über sie, . . . sie mußte wieder an den unseligen Abend denken.

Ihr Herz klopfte dabei wie ein Hammer.

„Unſeliger!“ — rief ſie, an Hölderlin denkend, — „auch daran biſt Du ſchuld! Ohne Dich wäre ich nie . . .“

In dieſem Augenblicke klopfte es leiſe und ſchüchtern an die Thüre.

Mamſell Clara fuhr erſchrocken auf.

Wer konnte jetzt zu ihr kommen? . . . jetzt . . . ſo ſpät . . . und in der Dunkelheit?

Und ſie hatte kein Licht zur Hand.

Es klopfte wieder.

„Herein!“ — rief ſie; die Thüre öffnete ſich und der alte Jacob erſchien unter ihr.

„Ach, Sie ſind es?“ — rief jetzt die Haushälterin erfreut.

Aber der alte Jacob blieb ſtehen; — er wußte nicht recht, ob es ſich auch ſchicke, in der Dunkelheit bei einem Mädchen einzutreten . . . und zwar noch dazu mit einem Vorhaben, wie er es im Herzen trug.

Mamſell Clara dagegen war die Dunkelheit aus guten Gründen weniger unangenehm.

„Nun, treten Sie doch ein!“ — ſagte ſie daher — „ich habe freilich kein Licht; aber bei alten Bekannten und Hausgenoſſen wird Niemand etwas dabei finden.“

Die Haushälterin hatte dieſe Worte mit ſo ſüßem

Ton gesprochen, daß es den alten Jacob ganz selig überlief.

Und Mamsell Clara wußte recht gut, was sie that. Daß der Alte in sie verliebt war, stand fest; . . . daß er möglicherweise auch mit einem Heirathsantrage kommen könne, lag nicht fern.

Er selbst hatte ja an jenem bewußten verhängnißvollen Abende, — als er sie nicht gefunden und Clara sich in der Dunkelheit und in dem Gebüsche, in dem sie später Doktor Ehrmann in die Hände fiel, verborgen hielt, — er selbst hatte ja damals im Unwillen des Verfehlens laut zu sich gesagt: und ich wollte ihr doch mittheilen, daß sie es als meine Frau gut haben solle.

Als seine Frau! . . . es schauerte damals das Mädchen allerdings ein wenig bei diesem Gedanken; . . . indeß . . . die Zeiten ändern sich!

Heute — sie mußte es sich gestehen — war der alte Jacob ihre letzte und einzige Hoffnung. Der Doktor ging ihr sichtlich aus dem Wege, und wer?... wer?... wäre so blind wie der alte verliebte Jacob gewesen. Und doch mußte sie heirathen. . . .

Daher war denn auch in der letzten Zeit ihr Betragen gegen das Factotum des Gontard'schen Hauses ein so aufmerksames und zuvorkommendes, daß es dem Alten den Kopf völlig verrückte. Er war von der Ge-

genliebe Mamsell Claras überzeugt, was ihn vor Entzücken fast kindisch machte.

Monsieur Gontard schüttelte häufig den Kopf, wenn der sonst so pünktliche und zuverlässige Diener die verkehrtesten Geschichten anrichtete.

„Parbleu!“ — platzte er dann wohl heraus — „j'y perds mon latin! Jacob . . . das Alter macht ihn zum Schwachkopf!“

Freilich fühlte sich Jacob dadurch gerade nicht geschmeichelt; aber die innere Liebesseligkeit ließ ihn auch den Tadel tragen und hob ihn über alle „Schwachköpfe“ der Erde.

Nur die Erklärung und Bewerbung hielt ihm schwer, zumal das erste Rendez-vous mißglückt war, und wer weiß, ob er den Muth dazu gefaßt hätte, wenn ihn nicht Doktor Ehrmann in der letzten Zeit so häufig dazu aufgefordert und angespornt. Und Doktor Ehrmann war ja ein so trefflicher Mann, der es so gut mit ihm meinte, . . . für den er durch Feuer und Wasser gegangen wäre; . . . warum sollte er nicht auch hier seinem Rathe folgen? Und der wackere Mann versprach sogar für den Fall, das Jacob das Jawort erhalte, eine ganz schöne Aussteuer, da er Mamsell Clara, als ein höchst braves Mädchen, sehr hoch schätze.

Und heute — der Doktor hatte ihm wieder eine ganze Stunde lang zu- und eingeredet — heute nahm

denn auch Jacob wirklich alle Courage zusammen und... stand nun vor der Angebeteten.

Die Zeit war freilich eigenthümlich gewählt; einmal aber hielt ihn sein Dienst am Tage zurück, und dann war die Dunkelheit für zweierlei gut: sie verdeckte seine Verlegenheit und . . . Mamsell Claras Augen, deren seliges Strahlen bei seiner Bewerbung er sich vernichtend dachte.

So waren denn beide Theile mit diesem nachtumschatteten Besuche einverstanden.

Jacob trat mit einer gewissen Feierlichkeit ein, die sich in seinen Bewegungen kund gab; denn von den Gesichtszügen war wenig mehr zu sehen, da die tiefe Dämmerung die Scene schwarz in grau malte.

„Setzen Sie sich, Herr Jacob!" — hub endlich die Haushälterin an, indem sie dem Verlegenen einen Stuhl hinrückte und sich gegenüber setzte.

„O!" — entgegnete dieser, indem er die Haltung seines Herrn nachzumachen suchte — „das würde eine Projectation sein . . . es geht auch im stehen!"

„Aber ich bitte Sie."

„O beschweren Sie sich nicht."

„So muß ich, wenn mir Herr Jacob die Ehre seines Besuches erweist und nicht Platz nehmen will, ebenfalls stehen."

„Bitte, bitte!"

„So folgen sie.“

Beide gelangten jetzt glücklich auf Stühle und Clara rückte den ihren der Dunkelheit wegen so nahe, daß ihr Kleid des alten Dieners Knie berührte.

Jacob zitterte vor Seligkeit; eine jugendliche, verjüngende Wärme durchströmte dabei seinen Körper.

Er seufzte vor Wonne und vor Verlegenheit tief auf.

„Und was verschafft mir die Ehre?“ — frug jetzt Clara mit einer wahren Silberstimme.

Jacob räusperte sich.

„Mein Fräulein!“ — hub er dann feierlich an . . . Hier aber blieb er in seiner Rede stecken.

Eine Pause trat ein.

„Kann ich Ihnen mit etwas dienen?“ — frug Mamsell Clara. — „Sie haben nur über mich zu verfügen. Ein so würdiger.“ . . .

„Verfügen . . .?“ — seufzte Jacob — „o! verfügen sollen Sie ja . . . über mich?“

„Ueber Sie?“

„Sehen Sie, Mamsell Clara . . . Fräulein, wollte ich sagen.“

„Bitte!“

„Sie entschuldigen, daß ich so constertirt bin . . . aber wenn einem . . .“

„Nun? Sie sind doch nicht leidend.“

„Doch, doch? fühlen Sie hieher!“ — und er nahm Claras Hand und führte sie an sein Herz.

„Doch kein Herzleiden?“ — sagte diese, die Jacob gewähren ließ.

„Allerdings! allerdings . . .“

„Das erste, was ich höre.“

„Und wissen Sie . . .“

„Was?“

„Wer die Schuld daran trägt?“

„Nun?“

„Incroyable . . . aber wahr . . .“

„Ich spanne!“

„Sie!“

„Wer? ich?“

„Ja! Sie, mein Fräulein! — Sie Mamsell Clara! . . . Sie! . . . die ich anbete!“

Und Jacob ließ sich bei diesen Worten von dem Stuhle herab auf seine Knie gleiten, was bei seinem Alter allerdings nicht ganz ohne Schwierigkeit abging.

In Mamsell Clara jauchzte es auf . . . sie war gerettet! Aber noch galt es, das Gewonnene nicht wieder zu verlieren.

Sie that, als sinke sie überrascht zurück:

„Mein Gott!“ — stöhnte sie dabei.

„Ja! ja!“ — rief der noch immer zu ihren Füßen liegende, indem er ihre Knie zärtlich umschlang und an

sich drückte — „Sie ... Sie, Mamsell Clara ... Sie haben mir es angethan. Sie sollen über mich verfügen, meine Frau werden ... und ich habe mir ein schönes Kapitälchen zusammen gespart ... wie sich alle meine Gefühle in der Liebe zu Ihnen zusammencontensirten ... und dann wird auch der Doktor ..."

„Wer?" — rief Clara bestürzt dem Knieenden zu.

„Der Doktor!"

„Ehrmann?"

„Ja!"

„Und was? ... was ist mit ihm?"

„O, er ist der edelste Mensch von der Welt. Er wird Sie — da er Sie als das bravste und beste Mädchen schätzt ..."

„Er wird mich? ... was?"

„Reichlich ausstatten, wenn Sie mir das Jawort geben."

„Das hat er versprochen?"

„Ja!" — rief Jacob stolz — „und daß er uns nicht verlassen, ja daß er selbst mein Hausfreund bleiben wolle. Denken Sie, der berühmte Mann! ... der Mann, der mit Monsieur Gontard, Herrn von Bethmann und all' den anderen vornehmen Herren umgeht!"

„Es ist sehr edel von ihm!" — meinte Clara, und jetzt bewies sich der Vortheil der Dunkelheit. Niemand

ſah das freudige Aufblitzen ihrer Augen und die dunkele Röthe, die auf ihren Wangen brannte.

„Aber ſtehen Sie doch auf!" — rief ſie jetzt — „ich bitte Sie!"

„Nein!" — entgegnete der Knieende — „es iſt wonnig hier zu Ihren Füßen. Ach, Monſieur Gontard würde ſagen: das ſind die Präropative der Liebe!"

„Aber . . ."

„O laſſen Sie mich!"

„Ich bitte!"

„Nicht . . . ehe Sie mir Ihr Jawort gegeben!"

„Sie erſchüttern mich!"

„O! zittere ich denn nicht auch am ganzen Körper?"

„Und Sie wollten mich wirklich . . .?"

„Ja! ich will Sie heirathen . . ."

„Und wann?"

„O! ſo bald es möglich! Je eher, je lieber!"

Clara war überglücklich. Was konnte ſie unter den obwaltenden Verhältniſſen mehr wünſchen, zumal wenn Doktor Ehrmann ſein Wort hielt und ihr und ihrem Gatten als treuer Hausfreund zur Seite blieb.

Entzückt neigte ſie ſich zu dem Knieenden herab . . . und . . . ihre Lippen brannten aufeinander.

Ein ideales Verhältniß.

Das Jahr 1797 war erschienen und mit ihm ein gar lieber Besuch für Hölderlin: sein Freund Hegel suchte ihn in Frankfurt auf.

Als ruhiger Verstandesmensch war er für den schwärmerischen, phantasiereichen Dichter ein sehr wohlthuender beruhigender Umgang, der denn auch mit voller Muse von Beiden genossen wurde; denn da weder der Eine noch der Andere mit Berufsgeschäften überladen war, so konnten sie wieder in ungestörtem Zusammensein — wie einst auf der Universität — Stunden freundschaftlichen Gespräches feiern: philosophiren, politisiren und ihre geistige Welt in schönem Gedankenaustausche mit neuen Ideen bereichern.

Bald darauf kam auch Hölderlins Halbbruder, den der Dichter, da ein Universitätsaufenthalt von der Mutter nicht zu erwirken war, auf einen Besuch nach Frankfurt eingeladen hatte.

Hölderlin führte ihn natürlich gleich zu dem Lands-

manne Hegel, und dieſer empfing den Bruder ſeines Freundes mit größter Herzlichkeit.

Wie fühlte ſich der junge Hauslehrer ſo glücklich in dieſen Tagen des Wiederſehens, die dem ſtillen ruhig-klaren Himmel, den er in ſich trug, noch einen zweiten beigeſellten.

Aber der Frühling ſollte Hölderlin in dieſem Jahre noch mehr Freudenblumen bringen.

Nach der Abreiſe und Rückkehr des Bruders, wurde der Dichter des „Hyperion" — denn raſch ſchritt dieſer in jener ſchönen Zeit vorwärts — auch noch durch einen Beſuch eines anderen lieben Univerſitätsfreundes erfreut.

Dieſer hatte vor kurzem ſeine Braut durch den Tod verloren; während ſich ſein Schwager faſt zu gleicher Zeit in einem Anfalle von Schwermuth bei Straßburg in den Rhein ſtürzte. Wie natürlich mußten dieſe traurigen Ereigniſſe des jungen Mannes Geiſt ſchwer darniederbeugen, und wirklich hielt ſich dieſer denn auch nur mit Mühe aufrecht, und zwar durch die eifrige Thätigkeit, welche er ſeiner Hauptbeſchäftigung, dem Unterrichte, widmete, und durch mancherlei Arbeiten, unter denen die Ueberſetzung des Virgil die vorzüglichſte war und ihm reiches Lob erwarb.

Nun kam er nach Frankfurt, ſein Herz vor dem

Freunde auszuschütten und sich in seinen Armen von dem harten Schlage, der ihn getroffen hatte, zu erholen.

Und wo hätte er einen liebevolleren Tröster finden können, als in seinem edlen Freunde Hölderlin?" — Wer wäre im Stande gewesen, seiner gebeugten Seele einen so schönen, so freudigerhabenen Aufschwung zu geben als dieser, der ja selbst, den Göttern gleich, in geistigen Sphären wandelte, die sich so leicht keinem Sterblichen öffnen.

Dem Freunde ward sogar durch Hölderlin das Höchste zugewandt, was dieser geben konnte: er ward durch ihn bei Frau Gontard-Borkenstein eingeführt und ihr vorgestellt. Sie empfing ihn auf das Liebenswürdigste. Herrliche — geistig frisch und reich belebte Stunden — verschwanden ihm hier, und überglücklich verließ er das Haus, die hohe Schönheit, die Liebenswürdigkeit und Anmuth, so wie den Geist der Herrlichen bewundernd, die hier still und groß, wie eine Göttin, herrschte.

Wie selig erbebte da das Herz Hölderlins! Das Geheimniß seines Himmels in der Brust, vermochte er ihr nur mit wenigen Worten das höchste Lob zu spenden, das sein Mund ertheilen konnte, und das in der Frage lag: — „Nicht wahr, eine Griechin?" — Auch Goethe kam um jene Zeit nach Frankfurt. Der Gewaltige stand damals im Zenith seiner Manneskraft. Hölderlin sah

auch ihn und trat mit ihm in ein freundliches Verhältniß.

Solche Besuche wirkten natürlich sehr wohlthätig auf Hölderlins Wesen zurück; namentlich dämpften sie den allzuhoch gehenden Wogenschlag seiner schwärmerischen Seele wenigstens einigermaßen. Die Gedrücktheit des Jugendfreundes, die philosophische Ruhe Hegels und Goethe's ließen ihn erkennen, daß es zur Darstellung der höchsten Schönheit in sich selbst, doch auch des Maßes, der Ruhe bedürfe; gerade jenes edlen Ebenmaßes, jener bezaubernden Ruhe, deren Abbild diejenige war, die ihm im Geiste als Diotima — als die Heldin seines nun im ersten Theile vollendeten „Hyperions" — vorschwebte.

Aber jene Besuche waren auch von einer anderen Seite nöthig.

Hölderlin war von Natur ein stiller, in sich zurückgezogener Mensch; er hatte daher nur wenig Umgang nach Außen, und wie hätte derjenige auch einen solchen suchen sollen, der so unendlich viel in seiner nächsten Nähe fand? — Auch war eine rein kaufmännische Stadt — so vortrefflich eine solche sein mag, das einmal anerkannte, im Glanze des Ruhmes brillirende Genie zu ehren, — doch im allgemeinen nicht der Ort, einen jugendlich aufstrebenden Geist zu heben, zu bereichern und zu

ermuthigen. Besuche fremder bedeutender Geister waren also zur Anregung nöthig.

Und dann ... lief der junge Dichter in dieser Stadt „des Geldes“ nicht, wie jeder Mann von Geist, Gefahr, von dem erbärmlichen Geldstolze in jeder Beziehung niedergehalten zu werden? ... er? der in dem stolzesten aller kaufmännischen Häuser als Hauslehrer angestellt war?

Geld und Geist! — Was ist Geist in einer kaufmännischen Stadt, wenn es nicht „Speculationsgeist“ ist?! ... nichts ... gar nichts!

Und was ist Geld? ... Geld ist Alles! ... Geld ist hier: Geist, Tugend, Schönheit, Befähigung, Ehre, Ruhm, Macht, Einfluß, ... und ... Gewissen.

Sehr schön sagt Demokritos, der lachende Philosophe, über den Geldstolz: Im Gefolge des Ahnenstolzes finden wir häufig Geistesbildung oder wenigstens feinere Lebensart; die Zeiten sind vorüber wo ein Hofcavalier, der nachsehen sollte ob das Thermometer gefallen sei? mit der Antwort zurück kam: es hängt noch an Ort und Stelle; — oder ein Dorfedelmann unter „Taktik“ die Wissenschaft vom „Takt“ verstand, und ein Herr von Spiegel einem Gelehrten, der ihm eine Abhandlung von sphärischen Spiegeln überreichte, das Compliment machte: „Sie wissen mehr als ich von mei-

ner Familie; mir war noch rein unbekannt unsere Nebenlinie, die Sphären!“ Gar viele Adelige machen sich aus dem Gelde so wenig, selbst wenn sie es entlehnt haben, als Villeroi, der beim Anziehen den Kammerdiener zu fragen pflegte: „Hast du mir auch Geld in die Tasche gesteckt?“ denn in der Heraldik ist Silber nicht umsonst durch Leere angedeutet. Der Stolz des Offiziers und des Gelehrten ruht auf Muth, Tapferkeit, auf Wissen und Genügsamkeit; selbst der weibliche Stolz auf Schönheit, Geschmack und Artigkeit; — aber worauf ruhet der Geldstolz? lediglich auf dem Geldsacke; daher ist solcher unstreitig mehr ekelhaft, gehässig und drückend als jeder andere, und lächerlicher ohnehin.

Warum fragt man in unseren Handelsstädten und namentlich auch in dem guten Frankfurt — nicht wie die Engländer, statt: „Wie reich ist er?“ . . . „Wie viel ist er werth?“ und antwortet: „he is worth 20,000 pounds!“

Wenn wir dann die 20,000 pounds subtrahiren, so ist der ganze Mensch . . . keinen Heller werth; gerade wie jener stolze Kaufmann der einen Mann ohne Vermögen frug: „Wie viel halten Sie mich werth?“ — „Zehntausend Louis!“ — entgegnete dieser. „Ha!“ — rief der Kaufmann — „so viel ist allein der Ring an

meinem Finger werth!" — da lächelte der Andere und sagte: „*den hab' ich auch dazu gerechnet!*"

Geld regiert freilich die Welt, und Gut macht Muth; aber nur zu häufig auch . . . *Uebermuth!*

Sind erst einmal recht viele Geldsäcke auf einander gehäuft, werden manche Menschen zu den ausgezeichnetsten, wackersten und ehrlichsten Leuten — virtus post nummos! (Nach der Tugend das Geld!) und da Geld rund ist, bestimmt, von einer Hand in die andere zu rollen, so muß auch der Weise sagen: Supervlua non nocent! (Ueberflüssiges schadet nicht.)

Der alte Simonides schon antwortete auf die Frage: „Ist's besser, reich oder weise zu sein?" — „Reich! . . . denn ich sehe die Weisen vor der Thüre der Reichen, aber nicht umgekehrt!"

Irus oder Krösus, . . . *nur der, der menschlich denkt und fühlt, ist wirklich Mensch!*

In dieser Beziehung war es indessen für Hölderlin gerade ein Glück, daß er keinen Umgang suchte und wenig mit der Außenwelt in Berührung kam. Selbst den Herrn des Hauses sah er nur wenig. Frühstück, Mittagessen und Abendbrod empfing der Lehrer auf seinem Zimmer. Außerdem war ein „*Hauslehrer*" für Herrn Jacob Friedrich Gontard eigentlich nur *eine Sache*, . . . gewissermaßen nur ein zur Erziehung der Kinder „amplovirter" Diener, . . . ein Nichts! Und da Mon-

sieur Gontard — dessen Leben sich zwischen Comptoir, Börse, Theater und Lombre verlief, und der noch dazu stets einen großen Theil des Jahres in Paris zubrachte, — diese Gesinnung auch bei seiner Frau mit unumstößlicher Gewißheit voraussetzte, so hatte er gar nichts dagegen, wenn sich diese von dem Hauslehrer hie und da vorlesen ließ. Enfin! sie spielte ja auch Clavier! Ließ sich vom „Tailleur“ Kleider anmessen und vom Schuhmacher Schuhe!

Für einen oder eine Gontard waren alle diese Menschen nicht da! Für sie begann die Menschheit ja erst bei Jenen, die wenigstens „Hunderttausende“ besaßen. Uebrigens war Herr Jacob Friedrich Gontard ein Mann von so feiner Lebensart, daß er den äußeren Anstand gegen den Lehrer nie verletzte. Lehrer mußte es geben, so gut wie Bäcker und Metzger, und denjenigen den er „hatte,“ der sollte gut sein. Von anderem Unsinn — als daß Herr Hölderlin Dichter sei — nahm er keine Notiz. Dichter und Schriftsteller waren ihm überhaupt lächerliche Wesen: Schwärmer und Narren; ... sie müßten denn gerade, wie Herr von Goethe, zugleich Minister sein. Und von diesem begriff er nicht, wie sich ein anständiger Mann mit solchen Lapalien abgeben könne.

„Geld!“ war für ihn das Losungswort des Lebens; ... nicht in der kleinen jämmerlichen Bedeutung, wie

es die sogenannten gewöhnlichen Menschen nehmen, . . . sondern als Repräsentant des Begriffes „Reichthum.“ Den Reichthum und fürstlichen Glanz seines Hauses und seiner Familie zu mehren, war und blieb seine einzige Lebensaufgabe; „Soll“ und „Haben“ waren seine Welt, in der er sich bewegte und allein glücklich fühlte; . . . für die er allein Sinn und Gedanken hatte.

Wie? . . . hätte er da die Welt ahnen sollen, die sich in der letzteren Zeit im Geiste und im Herzen seiner Gattin aufgebaut? Diese hochgeistige, reine, lichte Welt, die allerdings zu schön war ... für ein irdisches Wesen und Sein.

Wunderbar — und gewiß einzig in der Welt dastehend — hatten sich nämlich seit dem Aufenthalte in Cassel die Beziehungen zwischen Frau Gontard-Borkenstein und dem Hauslehrer gestaltet.

Es war in der That unmöglich, ein edleres, idealeres und reineres Verhältniß zu finden als jenes, welches den begeisterten Dichter an die liebenswürdigste der Frauen knüpfte.

Und diese Frau vergab sich, trotz dieser geistigen Beziehungen, nicht das Geringste!

Die Sache verhielt sich nämlich wie folgt:

Es giebt einen geheimnißvollen Zug der die Menschen an einander kettet, der auf gleichem Streben beruht, der bald die beugende Macht der Verehrung übt,

bald die Poesie der Liebe und der Freundschaft weckt, bald den Reiz der Geselligkeit verleiht. Es ist jene mächtige Zugkraft der Seelen, die wir Sympathie nennen. Wir können sie nicht erklären, nicht beschreiben, nicht beweisen, wir können sie nur empfinden. Unwillkürlich fesselt oder trennt sie Diejenigen, die sich einander begegnen. Sie wirkt um so mächtiger, je weniger noch die kalte Hand des Verstandes in das Leben greift. Nicht Dankbarkeit, nicht Schwäche, nein, ein natürliches Band fesselt das Kind an die Mutter. Nicht Berechnung schließt und löst die Freundschaften der Kinder; sie folgen dem augenblicklichen Zuge des Gefühls, den schnellen Veränderungen des innersten Wesens im Gange der Entwicklung. Je bestimmter nun freilich die Lebensaufgaben sich sondern, je stärker Selbstsucht, Ehrgeiz und Stolz hervortreten, desto vorsichtiger weichen wir dem Gefühle aus, desto öfter täuscht es uns in der Wahl derer, an deren Hand wir unserem Ziele entgegen gehen wollten. Wahre Liebe erlischt, wo berechnete Zwecke sich geltend machen. Aber giebt es denn nicht Menschen, deren Herzen auch in reiferen Jahren kindlich bleiben?

Hölderlin hatte das Schicksal mit einem solchen, in der That noch kindlichen, weiblichen Wesen zusammengeführt, das in seinem Tiefsinn [illegible]a wie für ihn geschaffen war. Beide waren edle, körperlich und geistig schöne Menschen; . . . Menschen von einer ungemein fein-gei-

stigen Organisation; . . . Menschen, die bis dahin die, ihrem Seelenbedürfniß naturgemäß entsprechende Sphäre noch nicht im Leben gefunden hatten. Denn schien auch die Gontard'sche Ehe nach Außen hin eine ganz gute . . . nun . . . so war sie dies eben nach Außen hin, keineswegs aber in höherer geistiger und gemüthlicher Beziehung. Es war eine ganz gute Ehe, wie es — dem oberflächlichen Wesen der feinen Welt nach — so manche giebt. Geld hatte Geld, ein bedeutender Name den anderen geheirathet. Mann und Frau waren Leute von Bildung: sie fanden sich also sofort in ihre Lage, nahmen die Dinge wie sie waren und lebten als Ehegatten mit einander. Und dies Leben war ja leicht, angenehm, zerstreuend genug. Schooßkinder des Glück's, und von diesem mit allen Segnungen des Lebens überschüttet, von Allem umgeben was das Herz nur wünschen konnte, — wiegte bald die süße Gewohnheit eines solchen Lebens bei Frau Gontard-Borkenstein alle jene tieferen Ansprüche ein, die früher wohl ihre Mädchenseele an das Leben gestellt. Der Wogenschlag eines fast fürstlichen Daseins schaukelte sie in einen gefälligen Taumel des Genusses, den ihr feiner Sinn, ihr reicher Geist immer doch zu adeln wußte. Weniger konnte die Ehe an dem Gatten verändern: Herr Gontard blieb, was er gewesen, Geschäftsmann mit Leib und Seele — aber auch nur Geschäfts-

mann — charakterisirt durch das Wort, das er sich zu seiner Devise erwählt: „Les affaires avant tous!“

So war er allerdings in dem Geschäft, in seinen Finanzoperationen, auf der Börse, in Betreff des „Soll“ und „Haben“ ausgezeichnet, auch als rechtlicher Charakter allgemein anerkannt und geachtet; . . . aber der Gatte mußte natürlich, dem Geschäfte gegenüber, zurücktreten. Wenig sah er Frau und Kinder, und so blieb sich die Erstere — ohne indeß je über wirkliche Vernachlässigung klagen zu können — zumeist selbst überlassen. Das Verhältniß ward eben mit der Zeit — da sich weder Geist noch Herz daran betheiligten — eine anständige aber kalte Gewohnheitssache.

Da wuchsen die Kinder heran und bedurften einen Hofmeister.

Hölderlin kam in das Haus. Schön, von einnehmender Bildung, ein junger, damals schon genannter Dichter, reichen Geistes und nur für Großes, Schönes und Erhabenes schwärmend, konnte seine Erscheinung für Frau Gontard-Borkenstein nicht ohne Einfluß bleiben. Das Leben mit seinen immer wiederkehrenden Genüssen, . . . der Umgang mit so vielen vornehmen, aber zugleich leeren und nichtssagenden Menschen, war ihr doch mit der Zeit schal und langweilig geworden. Hölderlin erschien daher wie ein weiter Moses: mit dem Stab

des Geiſtes an den Felſen ſchlagend, entquoll dem dürren Steine ſofort eine friſch ſprudelnde Lebensquelle.

Der Schleier ſank vor den Augen Beider . . . ſie wußten und empfanden es ſelig: daß ſie für einander geſchaffen ſeien!

Hier aber ſtanden ſie auch an dem Rande des Abgrundes . . . einen Schritt weiter, und ſie wandelten — nach den einmal beſtehenden geſellſchaftlichen Begriffen — den Weg des Verderbens.

Hoch, groß und ſelig wallte in dem Herzen des jungen Dichters ſeine anbetende Verehrung für diejenige auf, die ſeines Lebens Ideal geworden. Ja! bis zum Aufenthalte in Caſſel hin, hatte ſich ſeine Verehrung zu glühender Leidenſchaft geſteigert, ohne freilich ſich anders hervorzuwagen, als in ſchwärmeriſchen hochbegeiſterten Ergüſſen . . . an Diotima gerichtet.

Wie hätte da das Herz einer Frau nicht auch erbeben ſollen, der im Leben . . . noch keine Liebe geworden?

Und es erbebte für Momente! . . . Aber hier auch bewies ſich die Kraft weiblicher Tugend und Würde auf herrliche Weiſe.

Frau Gontard-Borkenſtein hatte nie vergeſſen, was ſie ſich, ihrer Stellung und ihrem Gatten ſchuldig war. Selig und glücklich in dem neu begonnenen geiſtigen Leben, . . . ſich mit vollem Bewußt-

sein der schönen Sympathie mit einer der edelsten Dichterseelen hingebend, . . . wies sie mit ihrer bezaubernden Milde und Ruhe auch die schönste und edelste Aufwallung in Hölderlin und sich selbst in die richtigen Schranken zurück.

Nichts von Liebe kam über ihre Lippen. Sie bat selbst Hölderlin, sie nicht mehr als Diotima anzureden; aber sie erlaubte ihm gern, die ganze Gluth seines Herzens in seinem Romane „Hyperion" auszugießen und dort in der Liebe Hyperion's zu Diotima zu schildern.

O wie selig berührt fühlte sie sich dann, wann er ihr solche Stellen vorlas. Wie schwelgten Beide in dem Entzücken, sich zu verstehen und — mit der strengsten Achtung der Sittlichkeit und Herzensreinheit — doch eines zu sein im Geiste, in einer, fast göttlich erhabenen, unausgesprochenen, wahrhaft idealen Liebe.

Selten wohl hat in der Geschichte ein so reines, so edles und hohes Verhältniß bestanden.

Hölderlin lebte dabei nur seiner Pflichterfüllung: der bestmöglichsten Erziehung der Kinder, auf welche er die volle Wärme seines Herzens und Geistes ausströmen ließ. Auch „Hyperion" reifte heran, und war — nach zahllosen Aenderungen und Verbesserungen seinem eigenen Seelenzustande entnommen — jetzt in seinem ersten Theile vollendet.

O Himmel! wenn er alsdann Neugeschaffenes vorlas, wußte sie dann nicht was es bedeute? . . . was er damit sagte und auszudrücken bestrebt war?

Ja! es war ein so reines als erhabenes und wohl kaum noch dagewesenes Glück, was Beide auf diese Weise genossen!

Wie begeistert las er doch aus seinem „Hyperion" vor; . . . wie still entzückt, in Wonne aufgelöst, lauschte sie ihm.

Und er las wie Hyperion seine Diotima fand.

Hyperion und Diotima.“

Begeiſtert entſtrömten dem jugendlich ſchönen Dichter die Worte:

„Hyperion an Bellarmin!

Mir iſt lange nicht geweſen, wie jetzt.

Wie Jupiters Adler dem Geſange der Muſen, lauſch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir. Unangefochten an Sinn und Seele, ſtark und fröhlich, mit lächelndem Ernſte, ſpiel' ich im Geiſte mit dem Schickſale und den drei Schweſtern, den heiligen Parzen. Voll göttlicher Jugend frohlockt mein ganzes Weſen über ſich ſelbſt, . . . über Alles.

Wie der Sternenhimmel, bin ich ſtill und bewegt.

Ich habe lange gewartet auf ſolche Feſtzeit, um Dir einmal wieder zu ſchreiben. Nun bin ich ſtark genug; nun laß mich Dir erzählen.

Mitten in meinen finſteren Tagen lud ein Bekannter von Kalaurea herüber mich ein. Ich ſollt' in ſeine Ge-

birge kommen, ſchrieb er mir; man lebe hier freier als ſonſt wo, und auch da blüheten, mitten unter den Fichtenwäldern und reißenden Waſſern, Limonienhaine und Palmen und liebliche Kräuter und Myrten und die heilige Rebe. Einen Garten hab' er hoch am Gebirge gebaut und ein Haus; dem beſchatteten dichte Bäume den Rücken und kühlende Lüfte umſpielten es leiſe in den brennenden Sommertagen; wie ein Vogel vom Gipfel der Ceder, blicke man in die Tiefen hinab, zu den Dörfern und grünen Hügeln und zufriedenen Heerden der Inſel, die alle, wie Kinder, umher lägen um den herrlichen Berg und ſich nährten von ſeinen ſchäumenden Bächen.

Das weckte mich denn doch ein wenig.

Es war ein heiterer blauer Apriltag, an dem ich hinüberſchiffte. Das Meer war ungewöhnlich ſchön und rein, und leicht die Luft wie in höheren Regionen. Man ließ im ſchwebenden Schiffe die Erde hinter ſich liegen, wie eine köſtliche Speiſe, wenn der heilige Wein gereicht wird.

Dem Einfluſſe des Meeres und der Luft widerſtrebt der finſtere Sinn umſonſt. Ich gab mich hin, fragte nichts nach mir und andern, — ſuchte nichts, — ſann auf nichts, — ließ vom Boote mich halb in Schlummer wiegen, und bildete mir ein, ich liege in Charons Nachen.

O! es iſt ſüß, ſo aus der Schaale der Vergeſſenheit zu trinken.

Mein fröhlicher Schiffer hätte gerne mit mir geſprochen; aber ich war ſehr einſylbig.

Er deutete mit dem Finger und wies mir rechts und links das blaue Eiland; aber ich ſah nicht lange hin, und war im nächſten Augenblicke wieder in meinen eigenen lieben Träumen.

Endlich, da er mir die ſtillen Gipfel in der Ferne wies und ſagte, daß wir bald in Kalaurea wären, merkt' ich mehr auf, und mein ganzes Weſen öffnete ſich der wunderbaren Gewalt, die auf einmal ſüß und ſtill und unerklärlich mit mir ſpielte. Mit großem Auge, ſtaunend und freudig ſah ich hinaus in die Geheimniſſe der Ferne, leicht zitterte mein Herz, und die Hand entwiſchte mir und faßte haſtig meinen Schiffer an — ſo? — rief ich, das iſt Kalaurea?

Und wie er mich darum anſah, wußt' ich ſelbſt nicht, was ich aus mir machen ſollte.

Ich grüßte meinen Freund mit wunderbarer Zärtlichkeit. Voll ſüßer Unruhe war all' mein Weſen.

Den Nachmittag wollt' ich gleich einen Theil der Inſel durchſtreifen. Die Wälder und geheimen Thäler reizten mich unbeſchreiblich, und der freundliche Tag lockte alles hinaus.

Es war ſo ſichtbar, wie alles Lebendige. Mehr

denn tägliche Speise begehrt ja das Herz; wie auch der Vogel sein Fest hat und das Thier.

Es war entzückend anzusehen! Wie, wenn die Mutter schmeichelnd frägt, wo um sie her ihr Liebstes sei, und alle Kinder in den Schooß ihr stürzen, und das Kleinste noch die Arme aus der Wiege streckt, so flog und sprang und strebte jedes Leben in die göttliche Luft hinaus, und Käfer und Schwalben und Tauben und Störche tummelten sich in frohlockender Verwirrung unter einander in den Tiefen und Höhen, und was die Erde festhielt, dem ward zum Fluge der Schritt!

Ueber die Gräben brauste das Roß und über die Zäune das Reh, und aus dem Meergrund kamen die Fische herauf und hüpften über die Fläche.

Allen drang die mütterliche Luft an's Herz, und hob sie und zog sie zu sich.

Und die Menschen gingen aus ihren Thüren heraus und fühlten wunderbar das geistige Wehen, wie es leise die zarten Haare über der Stirne bewegte, wie es den Lichtstrahl kühlte, und lösten freundlich ihre Gewänder, um es aufzunehmen an ihre Brust, — athmeten süßer, berührten zärtlicher das leichte klare schmeichelnde Meer, in dem sie lebten und webten.

O Schwester des Geistes, der mächtig in uns waltet und lebt, heilige Luft! wie schön ist's, daß du, wohin

ich wandere, mich geleiteſt, Allgegenwärtige, Unſterbliche!

Mit den Kindern ſpielte das hohe Element am ſchönſten.

Das ſummte friedlich vor ſich hin, — dem ſchlüpft' ein taktlos Liedchen aus den Lippen, — dem ein Frohlocken aus offener Kehle; das ſtreckte ſich, jenes ſprang in die Höhe; ein anderes ſchlenderte vertieft einher.

Und all' dies war die Sprache Eines Wohlſeins, alles Eine Antwort auf die Liebkoſungen der entzückenden Lüfte.

Ich war voll unbeſchreiblichen Sehnens und Friedens!

Eine fremde Macht beherrſchte mich.

Freundlicher Geiſt, ſagt' ich bei mir ſelber, wohin rufeſt du mich? nach Elyſium oder wohin?

Ich ging in einem Walde, am rieſelnden Waſſer hinauf, wo es über Felſen heruntertröpfelte, wo es harmlos über die Kieſel glitt; und allmählig verengte ſich und ward zum Bogengange das Thal, und einſam ſpielte das Mittagslicht im ſchweigenden Dunkel. — — —

Hier — ich möchte ſprechen können, mein Bellarmin! möchte gerne mit Ruhe Dir ſchreiben.

Sprechen? — o! ich bin ein Laie in der Freude, ich will ſprechen!

Wohnt doch die Stille im Lande der Seligen, und

über den Sternen vergißt das Herz seine Noth und seine Sprache.

Ich hab' es heilig bewahrt! wie ein Palladium hab' ich es in mir getragen, das Göttliche, das mir erschien!

So lagst du hingegossen, süßes Leben, so blicktest du auf, . . . erhubst dich, ... standest nun da, in schlanker Fülle, göttlich ruhig, und das himmlische Gesicht noch voll des heitern Entzückens, worin ich dich störte!

O! wer in die Stille dieses Auges gesehen, . . . wem diese süßen Lippen sich aufgeschlossen, wovon mag der noch sprechen?

Friede der Schönheit! göttlicher Friede! wer einmal an dir das tobende Leben und den zweifelnden Geist besänftigt, wie kann dem anderes helfen?

Ich kann nicht sprechen von ihr; . . . aber . . . es giebt ja Stunden, wo das Beste und Schönste, wie in Wolken erscheint, und der Himmel der Vollendung vor der ahnenden Liebe sich öffnet; da, Bellarmin! da denke ihres Wesens, . . . da beuge die Knie mit mir, und denke meiner Seligkeit! aber vergiß nicht, daß ich hatte, was Du nur ahnest; daß ich mit diesen Augen sah, was nur, wie in den Wolken Dir erscheint.

Daß die Menschen manchmal sagen: sie freueten sich!

O glaubt, ihr habt von Freude noch nichts geahnet! Euch iſt der Schatten ihres Schattens noch nicht erſchienen.

O! geht, und ſprecht vom blauen Aether nicht, ihr Blinden!

Wie war denn ich?

War ich nicht wie ein zerriſſen Saitenſpiel? Ein wenig tönt' ich noch; aber . . . es waren Todestöne.

Ich hatte mir ein düſter Schwanenlied geſungen! Einen Sterbekranz hätt' ich gern mir gewunden, aber... ich hatte nur Winterblumen.

Und wo iſt ſie nun hingekommen, die Todtenſtille, die Nacht und Oede meines Lebens? die ganze dürftige Sterblichkeit?

O Diotima! Diotima! himmliſches Weſen! — — — — —

Noch ſeh' ich den Abend, an dem mein Freund mich zum erſtenmale zu ihr in's Haus brachte.

Sie wohnte nur einige Schritte von uns am Fuße des Berges.

Ihre Mutter war ein denkend zärtlich Weſen, — ein ſchlichter fröhlicher Junge der Bruder, und beide geſtanden herzlich in allem Thun und Laſſen, . . . daß . . . Diotima die Königin des Hauſes war.

Die Königin des Hauſes und der Herzen!

Ach! es war alles geheiligt und verſchönert durch ihre Gegenwart.

Wohin ich ſah, was ich berührte, ihr Fußteppich, ihr Polſter, ihr Tiſchchen, . . . alles war in geheimem Bunde mit ihr. Und da ſie zum erſtenmale mit Namen mich rief, . . . da ſie ſelbſt ſo nahe mir kam, daß ihr unſchuldiger Athem mein lauſchend Weſen berührte! . . .

Wir ſprachen nur wenig zuſammen. Wovon auch ſollten wir ſprechen?

Wir ſahen nur uns.

Von uns zu ſprechen, ſcheuten wir uns. Man ſchämt ſich ja ſeiner Sprache. Zum Tone möchte man werden und ſich vereinen in einen Himmelsgeſang!

Vom Leben der Erde ſprachen wir endlich.

So feurig und kindlich iſt ihr noch keine Hymne geſungen worden.

Es that uns wohl, den Ueberfluß unſeres Herzens der guten Mutter Erde in den Schoos zu ſtreuen. Wir fühlten uns dadurch erleichtert, wie die Bäume, wenn ihnen der Sommerwind die fruchtbaren Aeſte ſchüttelt, und ihre reifen Früchte in das Gras wirft.

Ein paar Tage darauf kamen ſie herauf zu uns.

Wir gingen zuſammen im Garten umher.

Diotima und ich geriethen voraus; — mir traten

oft Thränen der Wonne in's Auge, über das Heilige, das so anspruchslos zur Seite mir ging.

Vorn, am Rande des Berggipfels standen wir nun, und sahen hinaus in den unendlichen Osten.

Diotima's Auge öffnete sich weit; — wie die Knospe der Rose sich aufschließt dem goldenen Lichte, schloß ihr liebliches Antlitz sich auf und ward lauter Sprache und Seele, und, als begänne sie den Flug in die Wolken, stand, sanft emporgestreckt die ganze Gestalt, in leichter Majestät, und berührte kaum mit den Füßen die Erde.

O! unter den Armen hätt' ich sie fassen mögen, wie der Adler seinen Ganymed, und hinfliegen mit ihr über das Meer und seine Inseln.

Nun trat sie weiter vor und sah die schroffe Felsenwand hinab.

Sie hatte ihre Lust daran, die schreckende Tiefe zu messen, und sich hinab zu verlieren in die Nacht der Wälder, die unten aus Felsenstücken und schäumenden Wetterbächen herauf die lichten Gipfel streckten.

Das Geländer, worauf sie sich stützte, war etwas niedrig. So durft' ich es ein wenig halten, das Reizende, indeß es so sich vorwärts beugte.

Ach! heiße zitternde Wonne durchlief mein Wesen, und Taumel und süßes seliges Toben meine Sinne.

Und dann die Herzenslust, so traulich neben ihr zu

ſtehen, und die zärtlich-kindliche Sorge, daß ſie fallen möchte, und die Freude an der Begeiſterung des herrlichen Weſens.

Was ſind doch alle Schätze der Erde, des Wiſſens, des Ruhmes und der Ehre gegen einen Augenblick der Liebe? Sie iſt aber auch das Gelungenſte, das Göttlichſchönſte in der Natur! Dahin führen alle Stufen auf der Schwelle des Lebens. Daher kommen wir, dahin gehen wir!

Hölderlin ſchwieg.

„Ja!“ — ſagte Frau Gontard, ſich erhebend und in wunderbar zauberhaftem und doch ruhigem Glanze ſpiegelte ſich in ihrem ſchönen edlen Antlitze die Seligkeit, die ihr Inneres erfüllte, — „ja! mein Freund, Sie haben recht: daher kommen wir, ... dahin gehen wir! Selig, wer dies erkannt und als freudiges Bewußtſein in ſeinem Herzen trägt. Darin ... und darin allein liegt der Himmel!“

Und ſie grüßte freundlich mit dem Haupte und verſchwand im Nebenzimmer.

Der Freier.

„Giebt es wirklich ein Leben, das zu schön ist für diese Welt und darum, wenn es im lieblichsten Lichte aufgeleuchtet hat, hinwegschwindet . . . eben um seiner Schöne willen? Ist den Sterblichen ein Maß von Freude verliehen, das die einen auf lange Zeit ausdehnen, die anderen in glühendem Drange rasch verzehren? . . . Oder sollen Diejenigen, die im Glück sich erprobt haben, auch zeigen, wie sie dem Unglück Stand halten? . . . Diejenigen, die sich im Frieden des Daseins gebildet, auch in Leid und Kampf ihre Wahl treffen und ihr endliches Loos selber entscheiden?"

„Man kann solche Fragen bei überraschenden und ergreifenden Schicksalswendungen sich aufwerfen; aber ihre volle Beantwortung entzieht sich dem Geiste. Das menschliche Leben webt sich aus Verhängniß und eigenem Thun; — wer will entscheiden, wie viel der unwiderstehliche Drang und wie viel die Kraft, die zum Kampfe mit ihm gegeben ist, an dem Geschicke

Theil hat? Wenn dieses abgeschlossen vor uns liegt, dann schimmert uns zumeist erst ein Sinn entgegen, der uns genügen muß, und wir können vertrauen, daß ihm die letzte Vollendung durch eine höhere Macht nicht entgehen werde!" — —

Das Verhältniß zwischen Hölderlin und der bis zur Anbetung verehrten Dame seines Herzens hatte sich so unendlich schön gestaltet, daß in der That für seine Dauer zu fürchten war. Hölderlin selbst dachte oft klopfenden Herzens daran . . . er frug sich, ob nicht auch die Götter sein Glück neiden müßten.

O! er ahnte nicht, daß schon die Schlange im Staube zische; . . . daß ein finsteres, furchtbares Geschick mit höllischem Triumphiren nach zwei wahrhaft kindlichen, und in ihrer kindlichen Reinheit glücklichen Herzen lange. Aber er und sie bedachten auch nicht, daß sie sich durch dies — wenn auch noch so reine und ideale Verhältniß — doch den sicheren, mit der einmal bestehenden Ordnung der Dinge harmonirenden Schranken enthoben hatten, die der zum Gesetz gewordene Gebrauch seit Jahrhunderten gezogen. Sie hatten sich groß und schön, über die Gewöhnlichkeit erhoben . . . damit aber auch den giftigen Pfeilen der Verläumdung, dem Unheil des Mißverstehens um so mehr ausgesetzt.

Um wieviel sicherer wandelt dagegen derjenige Mensch

den Pfad eines stillen Glückes, der bescheiden die schwindelnden Höhen meidet und in ruhiger Achtung der bestehenden Ordnung der Dinge — selbst auf die Gefahr hin, beschränkt zu erscheinen, — mit den Genüssen zufrieden ist, die ein oft kaum bemerktes Dasein ihm bietet.

Freilich sind wir es ja nicht, die ursprünglich die Sphären bestimmen, die im Leben von uns gewandelt werden müssen, — so wenig, als wir uns selbst Temperament, Charakter und Anlagen geben. Aber vor einem können wir uns immer hüten: vor einer allzuschwärmerischen Auffassung des Lebens. Wehe Jedem, den sein all' zu idealisirender Geist in die ungemessenen Fernen schwärmen läßt! Immer wird er sich in excentrischen Bahnen verlieren . . . und . . . untergehen.

Wie schön reifte doch jetzt wieder eine bescheidene Blüthe, in den socialen Niederungen des Lebens erwachsen, ihrem kleinen stillen Lebensglücke entgegen.

Da für den Augenblick die Kriegesstürme verbraust und Frankfurt wieder frei von fremden Truppen war, durften Käthchen Löschhoff und ihre Freundin Mina auch wieder ihre Zimmer verlassen; ja beide wurden jetzt öfter — wenn sich Vater oder Mutter abgehalten sahen in dem Wirthszimmer die Aufsicht zu führen — zu diesem Geschäfte beordert. Die Mädchen saßen als-

dann mit ihrer Arbeit hinter dem Schenktische, plauderten vertraulich mit einander und nahmen das Geld ein, während ein Junge den Gästen den braunen schäumenden Gerstensaft brachte. Uebrigens wurde damals noch nicht so viel Bier getrunken, wie in unseren Zeiten: denn einmal war man in der Kunst des Brauens noch ziemlich zurück, und dann gab es damals noch billigeren Wein. Auch verlangte der schlichte Bürgersmann kein auswärtiges Getränke; ihm schmeckte, nach gethaner Arbeit, schon der um Frankfurt herum wachsende Röderberger, Mühlberger und Sachsenhäuser Wein. Wer sich von der Bürgerklasse alsdann noch etwas mehr zu Gute thun wollte, der ging zu den Dominikanern. Dort im Garten und in der Trinkstube des Klosters gab es dann besseren Rebensaft und kostbares „Pfaffenbrod."

Auch heute wieder saßen Käthchen und Mina an dem angedeuteten Platze in der Wirthshalle des Löschhoff'schen Brauhauses; denn allerdings war dieser Ort mehr eine Halle, als ein Zimmer zu nennen; aber es lag etwas hübsches und vertrauliches in dem Raume, der mit seinen alterthümlichen Wölbungen und dicken Steinsäulen an das Mittelalter erinnerte.

Da es noch früh am Tage und daher auch von Gästen noch wenig die Rede war, konnten die Mädchen um so ungehinderter plaudern, und sie thaten dies wirklich nach Herzenslust.

Indeß . . . die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Menschen! Auch diese reifen, wie alles im Leben, und dies reifer werden zeigte sich ja gerade so sehr in dem Gespräche der Beiden.

Nicht mehr war es das kindliche Geplauder von früher, . . . nicht mehr lag in ihm das so ganz unbefangene Wesen, welches Hölderlin und Sinklair noch auf der Feldberg-Parthie beide fast als Kinder erscheinen ließ.

Kaum mehr als ein einziges Jahr lag zwischen dieser Zeit, . . . und doch hatte sich in ihr — namentlich Käthchen — ganz gewaltig verändert. War sie doch jetzt zur völligen Jungfrau heran gereift. Eine Metamorphose, die uns bei Mädchen in jenem Alter gar manchmal überrascht. Ihre Formen waren runder und voller geworden, — ihre Gesichtszüge hatten sich entschiedener ausgebildet — fest gestellt, könnte man sagen, und namentlich hier war das rein Kindliche jenem geheimnißvoll Jungfräulichen gewichen, das einen so unbeschreiblichen Zauber auf jedes Herz auszuüben vermag. Aber auch in Käthchens ganzem Wesen gab sich dies reifer werden kund. Der Ernst der Zeit und ihre stille Liebe hatten wohl wesentlich dabei mitgewirkt. Sie war anstelliger geworden, wußte sich leicht in alles zu schicken. Aus ihren Zügen sprach ein festeres Herz, ein tiefes Gemüth. Wie die Mutter hatte sie etwas Ent-

schlossenes angenommen, — etwas, das eine tüchtige resolute Hausfrau versprach. Und doch war ihr auch wieder ihr kindlich-fröhlicher Sinn geblieben, . . . die glückliche Heiterkeit und Unbefangenheit der Jugend.

Und diesen fröhlichen Sinn nährte ihre Liebe gar sehr.

Was kümmerte es sie, daß sie den Geliebten, seit dem Feste auf dem „Sandhofe", nicht mehr gesehen; . . . daß er sich eigentlich noch gar nicht förmlich gegen sie erklärt, . . . daß, um zu einem glücklichen Ziele zu gelangen, noch unendlich viele Schwierigkeiten zu überwinden waren! . . . Was kümmerte sie das alles? . . . Käthchen wußte, daß sie Neuber liebe und von ihm wieder geliebt werde. Sie trug die Ueberzeugung in ihrem Inneren, daß sich ein junger Mann von Neuber's festem thatkräftigem Charakter schon einen Weg bahnen werde . . . und dann . . . dann kam er und hielt um sie an . . . dies sagte ihr ihr Herz.

Da war nichts von schmachten und seufzen zu bemerken, kein trübes sinnen und ängstigen, wie es wohl bei anderen Mädchen vorgekommen wäre. Heiter und vertrauensvoll erfaßte Käthchen die Gegenwart, und ebenso schaute sie in die Zukunft.

Sie stellte sich dabei das Ziel ihrer Wünsche gar nicht so ferne vor. „Wenn der hoch edle Rath und Senat der Stadt Herz und Kopf auf dem rechten Fleck

hat," — sagte sie mehr denn einmal zu Mina — „so muß er ja einem jungen Manne, wie Reuber, die erste passende Anstellung geben, die frei wird. Reuber hat es wahrlich verdient."

Und . . . daß der Mensch in seiner Jugend das Ziel seiner Wünsche immer so nahe glaubt, ist denn das nicht ein Glück? ein kräftiger Sporn zum Vorwärtsstreben? und — selbst wenn sich seine Hoffnungen nicht erfüllen — eine der schönsten aller Täuschungen, mit welchen die Natur der Schwachheit unseres Wesens aufhilft?

Auf diese Weise blieb Käthchen heiter und vertrauend, — so heiter, daß selbst die Mutter, die doch in ihr Herz geblickt —, manchmal irre an der Tochter wurde. Mina aber warf sogar der Freundin oft allzugroße Zuversicht und jugendlichen Uebermuth vor.

Uebrigens freute sich die Meisterin im Stillen gar sehr an Käthchens Wesen . . . über die Lust, die das Töchterchen mit einemmale an der Haushaltung gewonnen, . . . über ihre Anstelligkeit . . . und . . . über den frischen fröhlichen Lebensmuth, der sie zu beseelen schien. Die gute Frau sah sich ja in der Tochter wieder, und zwar ganz, wie sie selbst in ihrer Jugend gewesen, als ihr jetziger Mann um sie gefreit.

Dem Manne aber theilte sie nichts von ihren weiteren Vermuthungen mit. Sie liebte nicht über Dinge

zu sprechen, die nicht ganz ausgemacht waren, und ließ gern die Sachen an sich heran kommen. Sie hatte dabei ihre eigenen Gedanken: achten, recht wahr und aufrichtig achten mußte sie den jungen Neuber, um seiner schönen That willen schon, . . . und . . . gefallen that er ihr auch. Nur schade, daß er kein tüchtiger Handwerker war, mit einigem Vermögen. Eine gute Anstellung hätte es auch gethan . . . aber so? . . .

Es war dies nicht Hochmuth oder Habsucht bei der Meisterin, wohl aber praktischer Sinn. Ihr Motto hieß: „Wehe! wehe! ohne Geld ist keine Ehe!" Auch wußte sie, wie sehr ihr Mann hierin mit ihr harmonire und auf ein solides Handwerk und Vermögen halte. „Handwerk hat einen goldenen Boden!" — war sein Losungewort.

Sie wartete also ruhig ab, was da kommen werde; fühlte sich aber durch Käthchens Heiterkeit selbst gehoben.

Und diese Heiterkeit machte sich ja gerade eben wieder bei dem Töchterchen in dem Geplauder Luft, in das sich dieses und Mina in der Wirthshalle hinter ihrer Arbeit verstrickt hatten.

Aber hatten sie denn nicht auch einen wichtigen Gegenstand zu besprechen?

Mamsell Clara — o es war unerhört! — Mamsell Clara, die „fürnehme Mamsell," wie sie der

Meister Löschhoff immer nannte, war Braut geworden, ... Braut mit einem alten grauköpfigen Manne!... mit einem Diener des Hauses Goutard!

Sie, deren Augen immer so jugendlich gerollt, ... sie, die stets nach jungen Männern gefahndet, ... sie, die immer die Vornehme hatte sein wollen, ... sie ... Braut eines alten Bedienten!

O, es war unerhört! ... tief verletzend für das Gefühl der beiden Mädchen, in deren Herz der schöne Stolz wohnte: Töchter freier Bürger der altehrwürdigen Wahl-, Krönungs- und Handelsstadt Frankfurt zu sein.

Wie konnte sie, die Pfarrerstochter, sich so weit vergessen und verirren?

Oder sollte es wirklich wahr sein, was eine Nachbarin schadenfroh Mina zugeflüstert: daß Mamsell Clara um jeden Preis habe heirathen müssen, der Schande zu entgehen?

Käthchen wollte es nicht glauben: die Schmach wäre doch zu groß gewesen. Aber wenn sie bedachte, daß der Vater die „fürnehme Mamsell" — als sie jüngst in der Familie einen Besuch machen wollte — abgewiesen und ihr mit dürren Worten das Haus verboten hatte ... wenn sie darüber nachdachte, kam ihr die Sache doch verdächtig vor.

Uebrigens waren Käthchen und Mina doch zu gut-

herzig, um bei dieser Gelegenheit mit boshafter Schadenfreude über Clara herzufallen, wie es wohl manche Andere an ihrer Stelle gethan haben würde. Fehlte beiden auch jene tiefere Bildung, kraft welcher sich das Interesse der Seele an die höheren und höchsten Fragen des Lebens knüpft, so hatten sie doch einerseits Geist, Herz und natürlichen Verstand genug, um in ihrer Unterhaltung nicht am Oberflächlichen, Gewöhnlichen und Trivalen hängen zu bleiben, oder andererseits in gehässige Klatschsucht auszuarten.

Und wie oft ist dies bei dem weiblichen Geschlechte der Fall. Der größere Theil bewegt sich mit seinen Ideen in einem sehr kleinen Kreise. Was sie beschäftigen soll, muß zu den Neuigkeiten des Tages oder in die Haushaltung gehören; es muß entweder ein Modeartikel oder eine Stadtgeschichte, immer aber etwas Alltägliches sein, und von einer besonderen Leidenschaft begünstigt werden. Was der Lüsternheit, Eitelkeit, Hab- und Klatschsucht, der Pracht- und Zerstreuungsliebe, der Neigung zum Putze und zur Eroberung keine Befriedigung gewährt, wird von den Meisten abgewiesen. Nur über sehr gewöhnliche Dinge wissen sie etwas, . . . und dann nur Gewöhnliches zu sagen. Geist und Herz haben daran keinen Antheil; darum kann es Niemand interessant finden, als wer mit ihnen auf derselben Stufe der Kultur steht. Wer Gemüth und schönes Leben sucht,

der bringt von ihnen nichts als Langeweile zurück. Die eigne Armuth macht es ihnen zum Bedürfniß, sich mit dem, was sie umgiebt, oder was sich in ihrer Nähe ereignet, anzufüllen. Sie nehmen davon nur das Schlechteste, weil sie für dieses doch einige Berührungspunkte haben; auf das Bessere, das tiefer liegt, verstehen sie sich gar nicht.

Was sie dann ergötzt, ist nicht das Schöne und Bedeutungsvolle, sondern eben das Kleine darin. Je näher etwas dem Nichts kommt, und je weniger sich dabei denken läßt: desto mehr setzt es ihre Zunge in Bewegung. Stunden und Tage können sie ihre Leerheit zur Schau tragen, ohne daß sie das drücke — Stunden und Tage die fadesten, alltäglichsten Sachen sprechen, die abgeschmacktesten Possen anhören, und sich herrlich unterhalten fühlen — Stunden- und Tagelang an Armseligkeiten denken — Stunden und Tage auf solche Weise hinbringen, und sich noch hinterher der schönen Zeitverkürzung und des göttlichen Genusses freuen.

Rechtfertigen aber diese denn nicht die Verachtung, womit ihnen oft von Männern begegnet wird? Können sie, die ihr ganzes Leben hindurch Kinder bleiben, sich wohl beschweren wenn man sie wieder wie Kinder behandelt und zu Spielwerk braucht? —

Käthchen und Mina gehörten aber nicht zu dieser — leider nur zu verbreiteten — Sorte weiblicher Wesen:

sie bedauerten Clara, und wandten sich, schon durch ihr Sittlichkeitsgefühl getrieben, bald von ihr und dem Gespräche über sie ab.

Ernsteres kam zur Sprache: ein anderes braves Mädchen war auch Braut geworden. Mina erzählte viel darüber und wie sie von ihren Eltern so prächtig ausgestattet werde, mit Weißzeug von selbstgesponnenem Garne, mit Hausgeräthe und hundert anderen Dingen.

Käthchen — eifrig an einem einfachen Hauskleidchen nähend, das für sie selbst bestimmt war, — hörte mit freundlichem Lächeln zu. Plötzlich schrie sie laut auf... ein schmerzliches „Autsch!" war ihr entfahren. Sie hatte wohl für einen Moment an andere Dinge gedacht und sich dabei mit der Nähnadel in den Finger gestochen. Ein dunkelrothes Blutströpfchen drang aus der Wunde. Käthchen führte den Finger an den Mund, das Blut wegzusaugen. Wie ihre Blicke aber dabei jenen Minas begegneten, ward ihr Gesichtchen so purpurroth, wie das vergossene Blut selbst.

Beide Mädchen dachten im gleichen Augenblicke lachend an ein und dasselbe, nämlich an die scherzhafte Bedeutung dieses kleinen Vorfalles. Von der Nähstunde her wußten sie ja noch: daß, wenn ein Mädchen bei der Arbeit an irgend einem Kleidungsstück, das für sie selbst bestimmt ist, sich in den Finger sticht, es noch in diesem Jahre in demselben Kleidungsstücke geküßt werde!

„Bravo!“ — rief daher jetzt Mina der hocherröthenden Freundin zu und klatſchte luſtig in die Hände. — „Bravo! endlich einmal ein Schickſalswink. Wenn auch ein gewiſſer Herr nicht ſelbſt kommen und ſich ausſprechen will, ſo ſpricht doch der Himmel für ihn.“

„Ach was!“ — verſetzte Käthchen halb verſchämt, halb neckiſch vor ſich hinlächelnd.

„Du wirſt in dem Kleid geküßt!“ — fuhr Mina luſtig fort — „das ſteht feſt! und da hoffe ich doch von keinem Anderen, als . . .“

„Von ihm!“ — ſagte jetzt Käthchen mit luſtigem Einſtimmen, und ihre ganze freudige Zuverſicht ſprach aus dem Tone, der dieſe Worte begleitete.

„Aber ich begreife nur nicht,“ — fuhr Mina ernſter fort — „warum ſich Reuber gar nicht ſehen läßt?“

„Er wird ſchon zur rechten Zeit kommen!“ — meinte Käthchen.

„Liegt Dir denn ſo wenig an ſeiner Liebe, daß Du dies Wegbleiben ſo gleichgültig aufnimmſt?“

„An ſeiner Liebe?“ — widerholte Käthchen und ihr hübſches, über die Arbeit gebücktes Geſichtchen überlief abermals jenes eigenthümliche zarte Roth, das auf ſo geheimnißvolle Weiſe den unausſprechlichen Zauber edler Jungfräulichkeit in ſich ſchließt. — „Seine Neigung, liebe Mina, macht mich recht, recht froh und glücklich, das

kannſt Du mir glauben. Ich würde mich auch recht freuen, ihn öfters zu ſehen und zu ſprechen . . .; aber . . ."

„Nun?"

„So freut mich doch auch ſein Nichtkommen."

„Es freut Dich?"

„Ja!"

„Nun das verſtehe ich nicht."

„Weil es mir einen Beweis ſeines feſten Charakters giebt. Er weiß, daß er nur um mich anhalten kann, wenn er eine anſtändige Stelle bei der Stadt erhalten hat."

„Die kann noch lange auf ſich warten laſſen."

„Wir wollen's nicht hoffen; ich aber bin überzeugt, daß er ſich jetzt auf das angelegentlichſte darum bewirbt."

„Das iſt recht ſchön; darum aber könnte er ſich doch hie und da auch einmal zeigen!"

„Wo?"

„Hier in der Wirthsſtube."

„Um den Vater zu erzürnen? Er kennt deſſen Willen."

„Als ob Dein Vater immer da wäre."

„Er kann ihn treffen."

„Nun ſo trotzt er als rechter Liebhaber auch dem Meiſter einmal."

„Das möcht' ich nicht."

„Und wird er auch in ſeinen Geſinnungen feſt bleiben?

„Ich bin es überzeugt. Auf dem Sandhofe haben mich ſeine Augen ſo gut und treu angeſehen, daß ich von dem Augenblicke an weiß, der hintergeht dich nicht. Ich weiß es aber auch noch wo anders her?“

„Und woher wäre das?“

„Aus meinem eigenen Herzen. Sieh, Mina, da innen klopft's ſo mächtig, wenn ich an ihn denke, da wird mir's ſo heiß und doch ſo froh, . . . da ſagt's immer ſo zuverläſſig: Gott! er liebt dich ja, er iſt ja ein guter braver Menſch — das hat er ja auch bei dem Brand bewieſen, wie er mit Lebensgefahr die Mutter mit ihren beiden Kindern rettete; und weil er ſo gut und ſo brav iſt, ſo kann er nicht anders, als dem treu bleiben was er geſagt hat . . .“

„Und das iſt?“

„Du weißt's ja: daß er mich gern habe. Und dann . . .“

„Nun?“

„Hab' ich ihn auch ſo gern, ſo innig lieb, . . . ach! ſo lieb, daß ich es nicht ſagen kann. Und weil ich ihn ſo lieb habe und ſo ſchätze und achte, fühl' ich es in meinem Herzen mit unumſtößlicher Gewißheit, daß daſſelbe bei ihm der Fall ſein muß.“

Eine Pauſe trat ein. Käthchen glühte. Sie ſchämte

ſich faſt, zu viel geſagt zu haben, ohne daran zu denken, wie oft ſie ſchon in letzter Zeit in ſüßem Geplauder der Freundin ähnliches geſtanden. Mina dagegen bewunderte Käthchens Feſtigkeit, obgleich ſie eigentlich auch nicht im Mindeſten an Reuber's Rechtlichkeit und Treue zweifelte. Sie hätte der Sache nur einen raſcheren Fortgang gewünſcht, da ihr gutes Herz der Freundin volles Glück gar nicht erwarten konnte.

Stille herrſchte jetzt für den Moment in der Halle. Es war kein Gaſt zugegen. Die Mädchen arbeiteten, in ihre Gedanken verloren, emſig fort.

„Da! . . . entzwei iſt ſie!" — ſagte jetzt Mina — „haſt Du noch eine Nadel?"

„Hier!" — verſetzte Käthchen — „aber lache, wenn Du ſie nimmſt, damit die Freundſchaft nicht verſtochen wird!"

Und Mina nahm ſie nicht nur lachend — fröhnte ſie doch auch dem kleinen Aberglauben — nein! . . . ſie umarmte die Freundin auch herzlich und küßte ſie auf die Stirne.

„Sag' mir nur" — fuhr Mina jetzt launig fort — „wie iſt's einem denn nur im Herzen, wenn man liebt?"

Käthchen ward wieder feuerroth, dann ſagte ſie:

„Das war alſo eben ein Judaskuß."

„Wie ſo?" — frug Mina erſtaunt.

„Wenn Du nicht weißt, wie's einem im Herzen iſt, wenn man liebt, ſo haſt Du mir auch eben den Kuß *ohne* Liebe gegeben und das wäre ein Judaskuß.“

„Ach was!“ — rief Mina — „von *der* Liebe ſpreche ich ja nicht; . . . ſondern von *der anderen*!“

„Gieb mir die Scheere!“ — verſetzte Käthchen. — „Du kannſt einem recht quälen!“

„Aber ich möcht's doch gerne wiſſen!“ — ſagte Mina mit neckiſchem Blick auf die Freundin.

„Weißt's am Ende ſchon.“

„Wahrhaftig nicht!“

„So mußt's halt abwarten.“

„Geh'! Du biſt recht böſe! Ich möchte ſo gern Dein ganzes Glück mit Dir fühlen, Käthchen, . . . ſag' mir's doch!“

„Was?“

„Wie's einem im Herzen iſt, wenn man liebt . . . und . . . wiedergeliebt wird.“

„Wie es einem alsdann zu Muthe iſt? . . . ei . . . *ſeltſam*!“

„Ja, . . . da weiß ich jetzt etwas Rechtes!“

„Nun . . . als wenn da drinnen alles lauter Licht und Glanz wäre!“

„Licht und Glanz?“

„Und Luſt und Seligkeit.“

„Ah ha! . . . jetzt fang' ich's zu begreifen an!

darum ſagen die Leute auch, wer liebt und wiedergeliebt werde, der trage einen Himmel in ſeiner Bruſt. O Gott! das muß ſchön ſein!"

„Sehr ſchön!" — rief Käthchen mit ſelig ſtrahlenden Augen und roth wie eine Roſe.

„Aber weiter? . . . wie iſt's einem weiter?"

„Du biſt aber recht neugierig!"

„Ach! ich bitte Dich!" — rief Mina und rückte näher — „es iſt ſo ſchön. Wenn Du ſo ſprichſt, ſo fühl' ich ordentlich auch etwas davon im Herzen. Alſo . . . wie iſt's einem weiter, wenn man liebt?..."

„Als wenn man ein ganz anderer Menſch ſei!" — ſagte Käthchen. — „Wie neu geboren. Es ſieht alles ganz anders aus. Als wenn ein ganz anderes, viel ſchöneres Leben einem in der Seele aufgegangen wäre. Und eine ſeltſame Kraft und Freudigkeit kommt dann über uns! Es iſt einem... wie ſoll ich doch ſagen... ſo freud- ... ſo lebensvoll!"

„Gott! Gott! wie ſchön muß das ſein!"

„Wenn ich mir jetzt denke: ich liebte nicht und würde nicht wieder geliebt ... ſo verſichere ich Dich, Mina,... ich möchte gar nicht leben!"

„Unbegreiflich!"

„Es käme mir alsdann alles ... ſo leer ... ſo öde ... wie eine Wüſte vor!"

„Ich verſtehe Dich nicht!"

„Mina!“ — rief hier Käthchen heftig, und faßte die Freundin am Arme; dann neigte ſie ſich zu ihr und ſagte ihr in's Ohr:

„Wer nicht lieben kann, der kann nie glücklich ſein!“

„Und waren wir bisher denn nicht glücklich?“

„O ja! aber ganz anders!“

„Anders?“

„Ja! . . . ich kann's nur nicht ſagen wie anders glücklich man iſt, wenn man liebt . . . höher . . . als ob man über die Welt hinflöge!“

„Warum nicht gar!“

„Und alles, alles hat man lieber! . . . Gott! . . . da fällt mir ein Spruch ein, der das ſo recht ſchön ſagt . . . der Herr Pfarrer hat ihn uns in der Confirmandenſtunde dictirt.“

„Nun . . . und wie heißt er?“

„Warte einmal: . . . Der Geiſt der Liebe ſchafft . . .“

„Nun?“

„Nein . . . es war anders . . . halt . . . ſo, jetzt hab' ich's:

„Der Geiſt der Liebe wirkt und ſtrebt,
„Wo nur ein Puls der Schöpfung bebt:
„Im Strom, wo Woog' in Woge fließt,
„Im Halm, wo Blatt an Blatt ſich ſchließt.“

„Jetzt erinnere ich mich des Spruches auch!“ — ſagte Mina — „aber wir haben doch dabei immer nur an die Liebe Gottes gedacht!“

„Ich auch!“ — verſetzte Käthchen — „jetzt aber fühle ich, daß es auch auf die andere Liebe paßt. Ich möchte die ganze Welt umarmen!“

„So fang an mir an!“ — rief Mina innig.

Die Freundinnen umarmten ſich herzlich.

„Ueberhaupt“ — fuhr alsdann Käthchen ernſter fort — „geht mir jetzt mit einemmal ein Licht auf. Ich verſtehe plötzlich eine Menge Sachen, die ich früher nicht verſtand. Bei meiner Einſegnung z. B. ſagte der Pfarrer — ich hab's ja noch von ſeiner eigenen Hand geſchrieben: — „Möge Gott Deinem Herzen die volle Kraft der Liebe geben. Liebe iſt der Weg zu Gott, denn Liebe, allumfaſſende Liebe . . . iſt . . . Er ſelbſt!“

„Und wie verſtehſt Du das jetzt?“

„Daß bei dem Herzen, das ehrlich und rein und feſt und ſelig liebt, . . . der liebe Gott ſelbſt einzieht. Ich verſtehe jetzt, was es heißt: Gott iſt die Liebe!“

„So fühlſt Du Dich frömmer durch ſie?“

„Und beſſer, und habe durch ſie den Trieb in mir . . . immer noch beſſer zu werden.“

„Ich wünſchte, ich liebte auch und würde wieder geliebt!“ — ſagte Mina hier faſt traurig.

„Das wird auch noch geſchehen!“ — verſetzte Käth-

chen mit Zuverſicht. — „Du biſt ja ſo gut und ſo lieb und ſo treu! Und wenn dann die Zeit kommen wird, wo Du liebſt und wiedergeliebt wirſt, dann denk' an mich, dann wirſt Du auch verſtehen, was der Pfarrer am Sonntag in der Kirche ſagte: Liebe iſt die goldene Leiter, auf der das Herz zum Himmel ſteigt!"

In dieſem Augenblicke rief die Meiſterin Mina nach der Küche. Die Gerufene ſtand auf und legte ihre Arbeit nieder. Eine Thräne des Schmerzes und der Freude glänzte in ihrem Auge. Aber die Freude ſiegte in dem friſchen jugendlichen Herzen über den Schmerz, und heiter rief ſie:

„Käthchen! . . . wann wirſt Du mit dem Hauskleide, das Du da für Dich näheſt, fertig?"

„Heute noch . . . ſpäteſtens morgen!" — entgegnete die Gefragte. —

„Mach', daß es heute noch fertig wird!" — rief, nach der Thüre gehend, Mina.

„Warum denn?"

„So kannſt Du's morgen anzieh'n . . . von wegen dem Kuß!"

Und damit verſchwand Mina lachend unter der Thüre und eilte der Küche zu, aus der die Meiſterin ſchon zum zweitenmale rief.

Käthchen hatte ihr, roth bis über die Ohren, nach-

gedroht, und doch durchrieselte sie dabei ein süßer freudiger Schauer.

Jetzt war sie allein . . . kein Gast war da und der Junge spülte im Hofe Krüge und Gläser.

Es war Käthchen gar seltsam zu Muthe.

Wenn am Ende der Nadelstich in den Finger doch recht haben sollte; — wenn sie in dem Hauskleidchen, an dem sie eben nähte und das wirklich dazu bestimmt war, ihr von morgen an zu dienen . . . Braut würde?!

Ach! es lag in dem Gedanken: mit dem Geliebten Braut zu werden, doch etwas gar schönes, freudiges, beseligendes!

Käthchen versank in süße Träume.

Alles war still . . . nur aus der im Hinterhofe liegenden Brauerei hörte man fröhliche Lieder erschallen, die den kräftigen Brauburschen die schwere Arbeit kürzten und leichter machten.

Käthchen hörte sie nicht. Sie dachte an den geliebten jungen Mann; . . . sie prüfte noch einmal sein Verfahren; aber sie konnte es nicht mißbilligen. Ihr klarer natürlicher Verstand sagte ihr, daß ein heimlich genährtes und gepflegtes Liebesverhältniß bei dem eisenfesten Sinne des Vaters doch zu keinem Ziele führen, sondern sie beide nur unglücklich machen werde. Auch

sträubte sich ihr ganzes Wesen dagegen, irgend etwas hinter dem Rücken der Eltern zu thun.

So war's also recht, wie's der Geliebte machte.

„Wenn er im Stande ist, um mich zu freien!“ — sagte sie vertrauensvoll vor sich hin — „wird er sicher anklopfen.“

Und wie recht hatte sie! Vertrauen ist die schönste Blüthe des Lebens. Fehlt der Liebe das lebendige feste unerschütterliche Vertrauen, so ist sie wie ein schöner aufstrebender stark aussehender Baum, dem aber die Hauptwurzeln abgehauen sind, . . . ein leichter Windstoß kann ihn umstürzen!

Und wieder versank Käthchen in liebliche Träumereien. Es kam ihr dabei vor, als ob in ihrem Herzen eine Stimme sage: erst seit ich liebe, weiß ich, daß ich lebe!

Käthchen war in der That so versunken in sich selbst, daß sie nach außen hin nichts hörte und sah; . . . nicht einmal das Klopfen an der Thüre vernahm sie, so wenig als sie den Gast gewahrte, der eben schüchtern eingetreten war und fast erschrocken an der Schwelle stehen blieb, als er sich des Meisters Töchterlein allein gegenüber sah.

Aber der leichte Schreck floh rasch aus den Zügen des jungen Mannes und machte einem freudigen Ausdrucke Platz.

Sie, die er suchte, war ja allein, ... und wie lieblich saß sie da vor ihm ... ein Bild der Jugend und der schönsten Häuslichkeit.

Plötzlich schaute sie unwillkürlich auf.

„Neuber!" — rief sie, von Purpur übergossen; verbesserte ihren Ausruf aber sogleich in: „Herr Neuber!"

„Sie sind allein, Jungfer Käthchen?" — frug bescheiden grüßend, aber mit strahlendem Antlitz, der Eingetretene.

„Mina wird gleich zurückkehren!" — entgegnete das Mädchen verlegen.

„Lassen Sie sie!" — sagte der junge Mann jetzt, und nur eine leichte, sehr natürliche Befangenheit umhüllte augenscheinlich ein schönes Selbstvertrauen, was Käthchen freilich bisher nie an dem Geliebten so hervorragend bemerkt.

Käthchen frug nun den willkommenen Gast: ob er einen Trunk wünsche?"

Da lächelte Neuber geheimnißvoll und sagte.

„Allerdings, und zwar einen herzstärkenden Labetrunk; aber nicht aus Ihres Vaters Keller!"

„Ich verstehe Sie nicht!" — versetzte das Mädchen immer verlegener, denn Nadelstich und Hauskleid waren ihr eingefallen.

„Darf ich mich einen Augenblick zu Ihnen setzen" —

fuhr jetzt Reuber fort — „und Ihnen einige Worte mittheilen?“

„Sie sind in meines Vaters Wirthsstube! — meinte Käthchen — „und ich werde sie gern hören.“

Reuber sah entzückt in das liebliche glühende Gesicht, das sich jetzt wieder — fast noch tiefer als zuvor — über die Arbeit beugte.

Er setzte sich so dicht er konnte an die Einschenke.

Indeß . . . die Worte blieben für den ersten Moment aus. Keines von Beiden wußte ein Gespräch zu beginnen. Jedem schnürte eine peinliche Verlegenheit Herz und Gurgel zu, und doch klopfte es in ihren Herzen mit jauchzendem Ungestüm.

Man hörte wieder aus dem fernen Brauhause die Lieder der Brauknechte.

Endlich fand Käthchen zuerst das Wort. Unbeweglich auf ihre Arbeit schauend, knüpfte sie an das Fest auf dem Sandhofe an. Fragen und Antworten berührten dabei im Anfange Gleichgültiges, bis der junge Mann feurig sagte:

„Es war ein schöner Abend, . . . er wird mir unvergeßlich sein.“

„Und mir gewiß auch!“ — lispelte Käthchen.

„Und denken Sie noch wie damals?“ — frug jetzt Reuber leise.

„Ich ſollte Ihnen über dieſe Frage böſe ſein!“ — meinte des Meiſters Töchterlein — „oder haben Sie...“

Sie konnte vor Herzpochen nicht weiter reden.

„Jungfer Käthchen!“ — hub jetzt der junge Mann faſt feierlich an, und ſeine Stimme zitterte dabei leiſe, — „ich kann nicht viel ſchöne Worte machen . . . aber . . . ich meine es treu und ehrlich! Sie wiſſen, daß ich Sie liebe und . . . ich darf wohl glauben, daß ich Ihnen auch nicht gleichgültig geblieben bin. Iſt's nicht ſo?“

„Reuber!“ — flüſterte das Mädchen kaum hörbar.

„Lieben Sie mich?“ — frug jener mit noch bewegterer Stimme und ſeine Augen ſuchten das Antlitz der Theuren. Da hob auch ſie das Haupt von der Arbeit und wie ſie es langſam dem jungen Manne zuwandte . . . ſchauten ſich Beide verlegen, aber mit Blicken an, in welchen die ganze Innigkeit und Seligkeit ihrer gegenſeitigen Liebe lag.

„O du liebes, liebes Mädchen!“ — rief da Reuber und ſtreckte Käthchen beide Hände entgegen — „ſprich es aus . . . laß mich's deutlich hören . . . liebſt Du mich?“

Da konnte ſich das Mädchen nicht mehr halten und mit dem Ausrufe:

„Ach ja, Reuber! Sie wiſſens ja, daß und wie ich Sie liebe!“ — ſank ſie dem jungen Manne in die Arme.

Im gleichen Augenblicke öffnete sich die Thüre und . . . der Meister, gefolgt von der Meisterin, trat ein.

Der Moment war ein eigenthümlicher: Alle waren überrascht, Käthchen und Neuber selbst für den Augenblick erschrocken; . . . aber auch nur für den Augenblick, denn sie fuhren keineswegs auseinander, wie Menschen die etwas Böses gethan, sondern im Gegentheile: wie von einer heiligenden Kraft durchdrungen, blieben sie hochaufgerichtet mit freundlichem Lächeln und strahlenden Blicken stehen, sich mit den Armen umschlungen haltend.

Es war als wollten sie sagen: wir lieben uns, . . . Gott hat uns zusammengeführt, darum trennt uns nicht . . . oder laßt uns lieber mit einander sterben.

Und wunderbar! . . . so fast mußte es auch in der Seele des Meisters und der Meisterin widerklingen, denn kein Ausruf zorniger Ueberraschung kam, wie die Liebenden erst, gefürchtet, aus der, sonst doch so strengen Eltern Mund. Die Mutter lächelte sogar und Meister Löschhoff sagte nur:

„Ei, ei! was für Dinge gehen da in meinem Hause vor?"

„Nichts, was sich nicht vor Gott und den Menschen verantworten läßt!" — entgegnete mit ruhiger Freundlichkeit und doch mit einem gewissen Selbstgefühle der junge Mann. — „Ich habe gethan was ich nicht lassen

konnte: ich habe Jungfer Käthchen erklärt, daß ich sie liebe und sie . . ."

„Nun, und sie?" — frug der Meister ernst.

„Ich habe der Stimme Gottes in meinem Herzen gefolgt!" — fiel Käthchen mit Rührung und doch auch mit Festigkeit ein — „und habe ihm meine herzliche innige Gegenliebe eingestanden."

„Wie das so fix und eilig geht!" — sagte der Meister kopfschüttelnd und ernst, aber doch ohne Zorn. — „Und das alles ohne Wissen und Willen der Eltern? und so mir nichts, dir nichts hinter ihrem Rücken?"

Ein flüchtiges Roth lief über Neubers noch immer blasses Antlitz.

„Nein, Meister!" — sagte er dann fest und entschieden — „das hieße auf krummen Wege gehen, und daß ich solches thue wird nie ein Mensch von mir sagen können. Ich kam, um Euch aufzusuchen . . . und fand durch einen glücklichen Zufall Jungfer Käthchen allein. Daß mir da mein volles Herz überlief . . . wer will das tadeln?!"

„Aber ich sagte Euch doch . . ."

„Daß ich mir die Liebe zu Jungfer Käthchen aus dem Kopfe schlagen solle, bis ich im Stande sei als selbstständiger Mann um sie anzuhalten."

„So ist es!"

„Nun denn Meister!" — rief jetzt Neuber, und seine

Augen strahlten in Freude und Selbstgefühl, — „darum gerade bin ich gekommen. Wohlerler Rath und Senat unserer guten Vaterstadt hat mir ein ehrenvolles Amt zugeschrieben, ein Amt, das seinen Mann und seine Familie anständig nährt'. . . hier ist das Decret mit der schriftlichen Anstellung . . . und nun frage ich Euch und Euer ehrsames Weib, wollt Ihr mir, dem nunmehrigen Gerichts-Actuarius wohllöblicher Stadt, Käthchen, Euer liebes Töchterlein, zum Weibe geben?"

„Alles im Sturmschritt!" — meinte der Meister; — „daß muß von den Kriegszeiten kommen!" — aber er konnte doch ein gutmüthiges Lächeln nicht verbergen, denn Doktor Ehrmann — der lauschend hinter der nur angelehnten Thüre stand — hatte ja ihm und seinem Weibe schon vorher die Ernennung Neubers zum Actuarius des Stadtgerichtes im Geheimen mitgetheilt.

„Nun Meister?... nun Frau Meisterin?" — rief jetzt der junge Mann in Erwartung bebend.

„Ach was!" — rief Löschhoff mit verstelltem Eigensinn, — „kann ich denn wissen, ob Euch Käthchen will? Ihr wollt ja die und nicht mich heirathen!"

Da durchzuckte die Liebenden Seligkeit. Das Roth der höchsten Freude auf den bisher noch so blassen Wangen, . . . einen ganzen Himmel im lichtstrahlenden Auge, wandte sich Neuber zu Käthchen, ergriff zärtlich ihre Hand und frug:

„Käthchen, willst Du meine Frau werden?"

Aber wie hold und lieb erglühte da Käthchen; zitternd schmiegte sie ihr Haupt an des Geliebten Schulter und mit einer vor Freude und Rührung fast erstickten Stimme tönte es leise aber voll glücklicher Zuversicht:

„Ja, geliebter Mann, ja, ich will Deine Frau werden, Deine treue, brave, Dich immer liebende Frau . . . und . . . will es bleiben bis zum Tode!"

„O Du Gute! Liebe!" — rief der junge Mann entzückt und umschlang Käthchen mit beiden Armen.

„So hab' ich denn auch nichts dagegen!" — rief jetzt der Meister Löschhoff, während die Mutter, Thränen der Freude in den Augen, zu dem jungen Paare hintrat und ihre Hände segnend auf die Häupter der beiden Glücklichen legte.

Im gleichen Augenblicke drängten Doktor Ehrmann und Mina zur Thüre herein. Ersterer seelenvergnügt um sich schauend — wie ein Feldherr der eine Schlacht gewonnen hat; — Letztere die Hände über dem Kopf zusammenschlagend. So hatte der Nadelstich denn doch nicht gelogen; . . . ja das Küssen ging jetzt schon an, und . . . Käthchen war „Braut" noch ehe sie in dem verhängnißvollen Hauskleide stak!

Als aber die nun folgenden gegenseitigen Umarmungen und Freudenbezeugungen vorüber waren, erbat sich der Doktor noch einmal das Wort. Freude und Wohlwollen lagen dabei in seinen Zügen, und, wie ein Vater

Neubers Hand ergreifend, ſagte er mit bewegter Stimme: „Junger Mann, Ihr habt bewieſen, daß Ihr das Herz auf dem rechten Flecke tragt. Schwätzen und lange Reden halten kann ich nicht; wenn ich einen Mannskerl küſſen ſoll, iſt mir's, als müßt ich einem Hund in den Schwanz beißen! Aber hier iſt meine Hand, die nehmt und ſchüttelt ſie, es iſt eine ächt deutſche Hand, die Euch ſagt, daß der Mann, dem ſie angehört, Euch achtet und wie ſeinen Sohn liebt. Ihr heirathet jetzt, und zwar ein Mädel nach meinem Sinn ... lieb, brav, herzig! ... Nun, Donnerwetter! ich glaub', ſo ganz ohne mich wär' die Sache nicht ſo gegangen, wie da geſchehen. Zum Heirathen und Leben aber gehört Geld. Der Schornſtein will nicht allein rauchen, es muß auch etwas vorhanden ſein, was man mitbringt für Zeiten der Noth, ſonſt wackelt es immer! Nun ... Ihr, Neuber, habt kein Vermögen; das iſt aber keine Schande, denn Ihr habt Herz und Geiſt, Muth und Entſchloſſenheit. So nehmt zu dem Geiſtigen, denn auch ein Stück Irdiſches. Hier iſt der Kaufbrief für ein beſcheidenes Häuschen, das ich für Euch, Neuber, aquirirt ... das ſoll Euer beider Neſt ſein ... da ſetzt Euch hinein ... und ſeid glücklich! Das Weitere mag Meiſter Löſ[illegible]off thun."

Die Rede war für Ehrmann lang. Der [illegible] wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne. Neube[illegible]

schüttelte dem edlen Manne, vor Ueberraschung sprachlos, eine Thräne des Dankes im Auge, die Hand. Das Mädel aber zog Ehrmann an sich . . . und gab ihr einen tüchtigen Schmatz.

Da konnte sich Mina nicht mehr halten; . . . überglücklich durch das Glück der Freundin und doch — sie wußte nicht warum — unendlich wehmüthig gestimmt, schlich sie sich leise hinaus. Thränen aber stürzten aus ihren Augen, als sie leise vor sich hinsagte:

„O! es muß doch unendlich schön sein, zu lieben . . . und . . . geliebt zu werden!“ — — —

Der Rache Erfüllung.

In Mamsell Clara's Innerem war, seit der Liebeserklärung des alten Jacob, eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Zwei Dinge hatten bis dahin ihr Herz und ihren Geist in fortwährender Bewegung und Aufregung erhalten: ein finsterer Rachedurst gegen den Hauslehrer und dann . . . die Angst über ihre eigene Zukunft.

Mit der Bewerbung Jacob's um ihre Hand, war die letztere Sorge ihr jetzt abgenommen, zumal der verliebte Alte selbst auf eine baldmöglichste Heirath drang. Um so freieren Spielraum gewann aber nun der Haß in ihrer Seele.

Mamsell Clara hatte von Natur aus kein böses Gemüth, . . . sie war nur leidenschaftlich. Kaum würde sich daher ihre Liebe zu Hölderlin nach der Zurückstoßung in einen so glühenden und andauernden Haß verwandelt haben, wenn sie das Schicksal nicht mit

ihm unter ein und dasselbe Dach gefesselt hätte. Wäre sein Bild — nach jenem unseligen Abend — im Sturme des Lebens rasch an ihr vorübergeführt worden, so würde wohl die Flamme des Zornes und des Hasses — denn Haß ist nur eingewurzelter Zorn — nach schnellem leidenschaftlichem Aufflammen, bald wieder in sich selbst zusammengesunken sein.

So aber . . . war es ein Anderes! Durch ihr Zusammenleben mit dem Hauslehrer und der — ihrer Meinung nach bevorzugten hochstehenden Nebenbuhlerin — erhielt ihre Leidenschaft täglich, ja fast stündlich neue Nahrung.

Sie sah die Herrin — ihr jetzt in tiefster Seele verhaßt — sich in Glück und Glanz und einer inneren Zufriedenheit wiegen, die selbst in den Zügen und dem Wesen der hohen Frau nicht zu verkennen war. Der Abglanz einer stillen Seligkeit lag auf ihr und ihm, und das war genug, ihrer Eifersucht den weitesten Spielraum, . . . damit aber auch ihrem Hasse eine immer frische Nahrung zu geben.

Das fast tägliche — wenigstens zeitweise — Zusammensein der Beiden, erfüllte sie nun vollends mit Gift und Galle; während der Umstand — daß es ihr nicht möglich wurde, über diese Zusammenkünfte klar zu sehen, oder auch nur an Beiden irgend eine Blöße zu ent-

decken — ihre Leidenſchaftlichkeit bis auf den äußerſten Grad treiben konnte.

Doch gab es noch etwas anderes, was das Feuer ihres Zornes, die Gluth ihres Haſſes ſchürte . . . und das war . . . ihr eigenes Herz. Himmel! ſie liebte noch in ihrem Haß und haßte den Geliebten und ſich in dieſer, von ihr ſelbſt gehaßten Liebe! So war der Haß in ihr eine ewige Oppoſition, ein verzehrender Kampf entgegengeſetzter Leidenſchaften . . . und dieſe ewige Oppoſition führte ihn zu ſeiner Dauer und zu ſeiner Höhe!

Sie verbiß ſich in ihm, und nun ſchlug die Rachſucht immer tiefere Wurzeln in ihrem Herzen, weil auch — bei der unglückſeligen Wendung, die ihr Schickſal, freilich durch eigene Schuld, genommen, — den beiden ſo ſtill Glücklichen gegenüber, der Neid noch hinzutrat.

Was war denn aus ihr durch dieſe verſchmähte Liebe geworden! . . . o! . . . ſie durfte es ſich ja kaum geſtehen: ſtatt einer „Frau Profeſſorin“ . . . eine . . . die Frau . . . eines Lakaien im Gontard'ſchen Hauſe!

Wenn Clara manchmal darüber nachdachte, ward es ihr . . . als müſſe ſie raſend werden. Dann ballten ſich ihre Hände wie im Krampfe, . . . dann ſträubten ſich ihre Haare, . . . dann ſtarrten ihre großen Augen,

wie die Augen des Meduſenhauptes . . . dann ſtand ſie da . . . eine Rache ſchnaubende Medea!

Und jetzt war auch Käthchen Löſchhoff Braut! — — Ihr aber . . . ihr . . . hatte man . . . das Haus verboten!

O! in den Momenten, in welchen ſie ſolche und ähnliche Gedanken wie Furien verfolgten, gab es nur ein wohlthätiges Gefühl und das war die Hoffnung . . . ihren Haß, ihre Rache, doch noch einmal kühlen und ſtillen zu können!

Aber wie?

Die Beantwortung dieſer Frage behauptete von jetzt an die unumſchränkteſte Herrſchaft in ihrem Geiſte.

Sie beobachtete fortwährend die beiden Verhaßten mit wahren Argusaugen.

Umſonſt!

Weder Frau Gontard-Borkenſtein noch Herr Hölderlin gaben ſich Blößen. Nie und nirgends kam irgend etwas vor, was den Anſtand verletzt hätte oder den ſtrengſten Anforderungen der Sittlichkeit auch nur im Entfernteſten zu nahe getreten wäre.

Heitere Ruhe, ſeelenvolle Hoheit thronte auf dem Antlitze der ſchönen liebenswürdigen Frau — ſtille Glückſeligkeit ſtrahlte aus jenem Hölderlin's wieder. Auch die Kinder waren fröhlicher denn je zuvor, und hingen mit gleicher, wahrhaft rührender Liebe an Mutter und

Hauslehrer, die ja auch beide fast nur für sie lebten. Beide wußten ja auch, daß nur die Liebe erziehen kann. Gemeinsam bemühten sie sich daher, die Kleinen durch Schönheit, Jugend, Geistesfügsamkeit, besonders aber durch das Herz, an sich zu fesseln. Hölderlin führte dabei leise und unbemerkt die hohe, früher nur — wie es ja ganz natürlich ihre Stellung im Leben mit sich brachte — dem Glanze und den rauschenden Freuden des gesellschaftlichen Lebens huldigende Frau, zu jener Geduld, Ausdauer und Nachsicht, die bei einer guten Erziehung der Wißbegierde der Kinder ebenso entsprechen muß, wie Sanftmuth der oft zu großen Lebendigkeit der Kleinen.

Daß die Kinder dabei herrlich gediehen, sprang jedermann in's Auge. Auch Mamsell Clara konnte es nicht entgehen. Aber Eifersucht, Haß und Neid machen den Menschen blind. Sie wollte nicht anerkennen, daß gerade diese Erscheinung die Frucht jenes schönen Zusammenwirkens von Mutter und Lehrer sei; . . . ihre Leidenschaft rückte sogar fortwährend das Verhältniß von Mutter und Lehrer aus ihren Augen . . . und . . . malte ihr nur in brennenden Zügen und mit wilden Pinselstrichen jenes . . . zweier Liebenden hin . . . Liebenden in ihrem Sinn und Geiste.

Am meisten ärgerte sie aber noch, daß Herr Jacob Friedrich Gontard bei allem dem kein Arg hatte. Das

gemeinsame Zusammenwirken seiner Frau mit dem Lehrer bei der Erziehung seiner Kinder — um die er sich, bei den vielen und großartigen Geschäften, die ihn beständig in Anspruch nahmen, nicht kümmern konnte — war ihm ganz willkommen. Alles! . . . nur keine Kinder in der Nähe und keine Kindererziehung; . . . keine Schulmeisterei und keinen Schulmeister! — — Seinen Kopf füllten weitreichende Finanzoperationen und Börsenspeculationen: die Course des Tages, der Disconto, die politische Weltlage, die Größe und der Ruhm seines Hauses!

Was außer diesem Kreise lag . . . war für Herrn Jacob Friedrich nicht da . . . am wenigsten . . . ein Schulmeisterlein. Menschen wie Hauslehrer galten ihm — wie zum Beispiel auch sämmtliche Angestellte in dem Bankgeschäfte: Buchhalter, Correspondenten, Cassirer und sonstige Commis — als bezahlte Maschinen. Ein König konnte nicht stolzer und einsamer unter seinen Vasallen leben, als Herr Jacob Friedrich Gontard unter den Leuten seines Hauses und Contoirs.

Kurz! über dies Zusammenwirken seiner Frau und des Hauslehrers bei der Erziehung der Kinder war kein Wort zu verlieren.

Monsieur Gontard wußte auch und hatte eben so wenig etwas dagegen, daß der Lehrer seiner Frau Bücher

brachte und ihr öfter das Beste der neuesten Erscheinungen vorlas.

Was aber, um Gottes Willen, gaben denn auch Herrn Jacob Friedrich Gontard Bücher an? — Außer dem großmächtigen Geheimbuch des Geschäftes, mit den langen, Ehrfurcht gebietenden Zahlenreihen, kümmerte er sich um kein Buch.

Gewohnt, nach Schluß des Comptoires jeden Abend seine Parthie Lhombre zu machen, war er zufrieden, wenn er wußte, daß sich seine Frau bis zu seiner Heimkehr angenehm unterhalte.

Lange Zeit ärgerte sich die Haushälterin unaussprechlich über diese Gleichgültigkeit. Sie sann darüber nach, wie man so thörigt sein könne . . . als ihr mit einemmale unter diesem feindseligen Sinnen und Grübeln die Furien: Eifersucht und Haß einen Gedanken eingaben, der sie mit wilder Freude durchzuckte.

Sollte es denn gar nicht möglich sein, Herrn Gontard aus seinem vornehm-stolzen Selbstgefühl ein wenig aufzurütteln?

Sollte es nicht möglich sein, dies — freilich nur mit einem übermäßig großen Selbstbewußtsein, Stolz und Zahlen ausgefüllte Herz — ein wenig eifersüchtig zu machen?

„Warum denn nicht?“ — frugen die finsteren Dä-

monen in Mamſell Clara's Bruſt. — „Warum denn nicht! . . . und dann . . . iſt die Rache dein!“

Und ſie ſann und ſann wieder. Aber die Sache war nicht ſo leicht.

Wer ſollte es thun? . . . und . . . wie ſollte es ausgeführt werden?

Herr Gontard ſtand unter ſeiner Dienerſchaft wie ein himmelanſtrebender, ſein ſtolzes Haupt hoch über die Wolken hebender Gletſcher zwiſchen Maulwurfshügeln.

Ohne eine an ihn gerichtete Frage, durfte kein Domeſtique Herrn Gontard auch nur mit einem Worte anreden.

Und ſchreiben? . . . annonym ſchreiben? . . . Die Sache war zu gefährlich. Man kannte im Hauſe die Handſchrift der Haushälterin.

Am eheſten hätte noch der alte Jacob das Gift in des Herren Ohr träufeln können; . . . aber der? . . . nein! der war ja am allerwenigſten dazu zu gebrauchen, da er für Frau Gontard-Borkenſtein ebenſo in Anhänglichkeit und Liebe ſchwärmte, wie für Herrn Hölderlin, den ja ohnedem Alle im Hauſe gern hatten und ſchätzten.

Die ganze Schwierigkeit, ihre Rache auszuführen, blieb alſo auf Mamſell Clara ſelbſt laſten.

Aber ſie übernahm ſie.

„Kommt Zeit, kommt Rath!“ — dachte ſie dabei.

Und ſo war es in der That. Die Leidenſchaften, die wie finſtere Dämonen in ihrer Bruſt wütheten, hatten bald einen perfiden Plan ausgebrütet.

Arglos lebten dabei Frau Gontard-Borkenſtein und Hölderlin in ihrem, ſich immer ſchöner und edler geſtaltenden geiſtigen Verkehre fort, nicht ahnend, daß er zur Quelle eines verhängnißvollen unſeligen Geſchickes werden ſollte.

Im Anfange des Jahres 1797 war endlich der erſte Band des „Hyperion" erſchienen.

Die Sprache hatte, im Vergleich zu der früheren Arbeit, an Schwung und Leichtigkeit, die Anſchauungsweiſe an Innigkeit, Wahrheit, Kraft und Tiefe gewaltig zugenommen. Dabei hatte ſich der Dichter durch eine energiſche Myſtik, ohne an Pietät und Empfindung zu verlieren, auf den Gipfel einer pantheiſtiſchen Weltanſchauung emporgeſchwungen*). Hier ſtand jetzt — ein Spiegel ſeiner Seele — was Natur und Liebe betrifft, „der Geliebte vor der Geliebten." Das erzählende Element iſt dabei in dem Roman zurückgetreten, und neben der Liebe, die unbedingt den Mittelpunkt des Ganzen bildet, treten die Ideale großartiger Freundſchaft hervor und durchathmen das Werk mit einem kühnen thatkräftigen Geiſte.

*) Schwab.

Einer Freundin, welche Hölderlin den „Hyperion“ überreichte, schrieb er dabei folgendes:

„Der Einfluß edler Naturen ist dem Künstler so nothwendig, wie Tageslicht den Pflanzen; und wie das Tageslicht in der Pflanze sich wiederfindet, . . . nicht wie es selbst ist, sondern nur im bunten irdischen Spiele der Farben, so finden edle Naturen nicht sich selbst, aber zerstreute Spuren ihrer Vortrefflichkeit in den mannigfaltigen Gestalten und Spielen des Künstlers.“

Frisch und mit doppeltem Muthe ging Hölderlin jetzt an die Vollendung dieses Werkes, die ihm — bei den mannigfaltigen, schon vorhandenen Vorarbeiten — in der That leicht wurde.

Aber schon drängte sich auch seinem schöpferischen Geiste eine neue Idee auf. Er sehnte sich nach einem Versuche, auf dem Gebiete der dramatischen Poesie. Hölderlin entwarf daher den Plan zu einem Trauerspiele, das die letzten Todeszuckungen alter Spartanertugend schildern und den König Agis zum Helden haben sollte.

Wie stärkte und erheiterte ihn eine solche Beschäftigung!

Den Blüthenkranz aber, der am reichsten duftete und seinem Leben in Frankfurt erst den vollen Werth gab, reichte ihm doch fortwährend der Umgang mit Diotima.

Auch heute war er wieder mit ihr zuſammen; d. h. auch heute ſaß wieder — während er den Kindern Unterricht gab — Frau Gontard-Berkenſtein bei geöffneter Thüre in dem anſtoßenden Zimmer, und hörte — ein Buch in der Hand — dem Unterrichte zu.

Aber ſonderbar! wenn ſie hinüberſah nach dem runden Tiſche, um welchen der Hauslehrer mit ſeinen Zöglingen ſaß, und ihr Blick die Geſichtchen der Kinder traf, die mit der Offenheit der Unſchuld und dem Ausdrucke freudiger Lernbegierde an dem geliebten Lehrer hingen, . . . ſonderbar! . . . dann ſtrahlte nicht, wie gewöhnlich, ein ſtill-freudiges Glück aus ihren ſchönen edlen Zügen, ſondern ſie trugen heute mehr den Stempel einer trüben, wehmüthigen Bewegung.

Eigenthümliche Töne waren heute ſchon den ganzen Tag in ihrem Inneren angeſchlagen und zitterten noch fortwährend in ihr nach.

Wer von uns Menſchen iſt nicht ſchon das eine- oder das anderemal mit einem trüben, bang auf der Seele laſtenden Gefühle aufgeſtanden, das er für lange Zeit nicht mehr los werden konnte? Da aller Trieb nur die active Seite des Gemeingefühles iſt, und da der Inſtinct in uns Menſchen unabhängig von aller Erfahrung und vor ihr voraus die nöthigen Mittel ergreift, ſo muß auch ein Vorgefühl vorhanden ſein, wodurch er beſtimmt wird. Was heißt das anders, als

unſer körperliches und geiſtiges Lebensprincip wirkt auf eine Zukunft hin. Da wir aber wiſſen, daß die Zukunft der Gegenwart und der Vergangenheit entwächſt, ſo ſind wir Menſchenkinder — namentlich bei trüber, freilich oft nur aus einer körperlichen Dispoſition hervorgehender Stimmung, — leicht geneigt: aus dem Material, welches uns Gegenwart und Vergangenheit, wohl manchmal nur im Traume reichen, uns ſelbſt mit Hülfe der Phantaſie eine, unſerer Stimmung entſprechende Zukunft zu ſchaffen.

Schiller läßt in dem reizenden Gedichte: „Der Ring des Polykrates", den Tyrannen von Samos durch ſeinen Freund Amaſis vor dem übermäßigen Glücke warnen, das ihm die Götter geſchenkt. Amaſis ahnt, daß dies, für einen Menſchen zu große Glück, nicht auf die Dauer beſtehen könne. Er ſieht in der Zukunft hinter lächelnden Genien die Nemeſis lauern.

Ach! das ſtille Glück, das in den letzten Zeit Frau Gontard erfüllte, beängſtigte ſie auch manchmal. Der Gedanke an die Zukunft legte ſich dann kalt und ſchwer auf ihre Seele. Wohl war es keine Nemeſis, die ſie — die ſich frei von jeder Schuld wußte — zu fürchten hatte; aber . . . konnte dies Glück denn ewig dauern?

Sie hatte ſich in der Nacht ſolche Gedanken gemacht: ſchwere Träume und ein wehmüthig-banges Nachzittern der Seele waren die Folgen.

Die Unterrichtsſtunden waren jetzt vorüber; . . . die Kinder ſprangen zur Mutter und ſchmiegten ſich liebend an ſie.

Hölderlin folgte ihnen. Ein glückliches, ſein edles Geſicht gar ſchön verklärendes Lächeln, ſprach die innigſte Theilnahme an der Mutter und den Kindern aus.

Und war denn auch dieſe Gruppe nicht bezaubernd?

Der junge Dichter ſah die Göttin der Anmuth, von Genien der Unſchuld umgeben, vor ſich.

Es giebt einen gewiſſen bezaubernden äußeren Liebreiz bei dem weiblichen Geſchlechte, der ihm beſonders eigenthümlich iſt, der ihm durch die Schönheit allein nicht gegeben werden kann, aber mit der Schönheit verbunden, auf uns mächtiger als alles Andere wirkt; es iſt . . . die weibliche Grazie. Sie ſelbſt kann die körperliche Schönheit nicht hervorbringen, die eine bloße Naturgabe bleibt, allein ſie kann ſie unendlich erhöhen und ſelbſt die Häßlichkeit minder häßlich machen. Wenn die Schönheit nur eine ſchöne Form ankündigt, ſo geht die Grazie oder weibliche Anmuth noch weiter, indem ſie ſich als den ſchönen Ausdruck der ſchönen Seele darſtellt, ſich öffentlich ſo zeigt, und in ihrem Wettkampfe mit der Schönheit faſt allemal ſiegt. Wir betrachten ſie als ein liebenswürdiges Verdienſt des Geiſtes, die Schönheit aber nur als eine liebenswürdige Eigenſchaft

des Körpers, die uns gegeben ist, und folglich zu keiner Gattung eines Verdienstes gerechnet werden kann. Wir können von ihr nicht nothwendiger Weise auf die Schönheit der Seele schließen: wir thun dies aber stets bei der weiblichen Grazie, weil sie nur von der Seele ausgehen kann, und sich ohne eine Vollkommenheit des Geistes, ohne einen ruhigen Einklang aller Gefühle und Gedanken nicht denken läßt.

Frau Gontard-Borkenstein war ein Bild dieser Anmuth; — man konnte sagen: sie war die Anmuth selbst, der sich dann in schönem Einklange, Herzensgüte und jenes würdevolle Wesen anschlossen, das dem Weibe die Krone der Schöpfung reicht.

So war sie immer; aber heute schmückte sie in Hölderlin's Augen noch ein neuer, ungewohnter Reiz: es war der eigenthümliche Schatten, welchen die Wolke, die an ihrer Seele vorüberzog, auf ihr ganzes Wesen warf.

In der That traten ihr jetzt, da sich die Kinder so herzlich und innig an sie anschmiegten, Thränen in die Augen.

Der Hauslehrer hatte am Schluß der Unterrichtsstunde, den Kindern in einer kleinen selbst erfundenen Erzählung auf gar schöne Weise den Werth eines reinen Herzens dargethan.

Das Mutterherz war noch bewegt davon . . . das

der Kleinen aber schlug stürmisch, als die hohe Frau jetzt, wie segnend, ihre Hände auf ihre Häupter legte und mit unendlicher Zärtlichkeit sagte:

„Behaltet nur recht hübsch, was ihr eben von Herrn Hölderlin gehört. Nichts, ihr lieben Kinder, nichts geht über den inneren Frieden. Das Bewußtsein eines reinen Herzens ist ein ungemein süßes und belohnendes; es ist mehr als alle Schätze, die die Welt uns anbieten, als alle Gaben und Gunstbezeugungen, womit Menschen uns auszeichnen können. Ohne dieses Bewußtsein sind wir im Ueberflusse arm, und auf den höchsten Ehrenstellen elend; mit ihm aber unaussprechlich reich und glücklich, selbst im Entbehren alles dessen, was die Menschen Glück nennen. Es ist das Einzige, Kinder, was unter allen Umständen aushält, was über alle Unfälle erhebt, was allen äußern Glanz entbehrlich macht, und allen Mangel ersetzt. Reinen Herzens zu sein ist die süßeste Beruhigung, ist göttlicher Friede und selige Hoheit!“

Und dies sagend, küßte sie die Kleinen mit dem vollsten Ausdrucke mütterlicher Liebe auf die Stirne.

Der alte Jacob servirte jetzt den Thee. Die Kinder tranken ihn, wie gewöhnlich, mit und erheiterten durch ihr fröhliches, unschuldiges Geplauder Mutter und Lehrer.

Als die trauliche Theestunde vorüber war und die

Kinder sich mit der Gouvernante entfernt hatten, zog Hölderlin ein Päckchen aus der Tasche und reichte es, mit einer artigen Verbeugung, der Dame des Hauses, indem er sagte:

„Erlauben Sie, hohe Frau, daß ich dies Zeichen meiner unbegrenzten Verehrung in Ihre Hände lege!"

Frau Gontard staunte und ihre Hand näherte sich dem dargebotenen, in reinliches Papier sorgsam eingehüllten Gegenstande nur langsam. Unverkennbar kämpfte es in ihrem Inneren: sollte . . . durfte sie ein Geschenk von dem Hauslehrer annehmen? Es war noch nie etwas der Art unter ihnen vorgekommen.

„Entfalten Sie das Päckchen nur gütigst!" — sagte jetzt Hölderlin lächelnd, da er das innere Schwanken der Dame bemerkte. — „Ich würde es nicht wagen, Ihnen ein Geschenk anzubieten, wenn ich nicht wüßte, daß Sie es nehmen dürfen. Sie haben sogar so viel Eigenthumsrecht daran, als an dem schönen Bilde, das Ihnen der Spiegel wiedergiebt, wenn Sie hineinschauen. Nur ist dies Eigenthumsrecht hier geistiger Natur."

Die Blicke der Dame erheiterten sich etwas; neugierig öffnete sie die Umhüllung, und ein freudiges, von Herzen kommendes — „Ach!" entschlüpfte ihren Lippen.

Es war ein elegant eingebundenes Buch, das sie in den Händen hielt.

„Ihr Hyperion!“ — rief sie dabei angenehm überrascht. — „Ja! diese liebe Gabe darf ich annehmen. Es heißt den Dichter ehren, wenn man seine Werke mit Freuden entgegennimmt.“

„Es ist der erste Theil meines Buches, der eben von der Presse kommt!“ — versetzte Hölderlin strahlenden Auges. — „Sie wissen, hohe Frau, wie viel das Werk Ihnen verdankt.“

„Ich weiß nur“ — entgegnete Frau Gontard, und tiefes Roth übergoß ihr Antlitz, — „daß Sie einer der edelsten und besten, aber auch einer der schwärmerischsten Menschen auf Erden sind, . . . der die Ideale seiner großen und schönen Seele in Anderen wiederzufinden glaubt, während er sie, im hohen Schwunge seiner Phantasie, doch selbst schuf.“

„Der göttliche Hauch, der mich beseelte als ich Diotima gestaltete . . .“

„Diotima war geschaffen, ehe Sie nach Frankfurt kamen.“

„Nicht doch, hohe Frau, an ihrer Stelle stand damals Melide; . . . es war ein todtes eisiges Gebilde. Das Hohe, das Edle und göttlich Schöne. . . .“

„Welches sie später in Ihrer Ueberarbeitung Diotima beilegten“ — fiel hier Madame Gontard ein — „erblühte, wenigstens zum Theil, dem reichen Geistesleben, das der wackere Erzieher meiner Kinder zwischen

ſich und der Mutter ſeiner Zöglinge hervorzurufen verſtand. Auch dafür, verehrter Freund unſeres Hauſes — denn ſo darf ich Sie ja wohl nennen — auch dafür meinen Dank. Das Buch wird mir eine liebe Erinnerung an manche ſchöne Stunde ſein, die wir mit einander zugebracht, und in welchen das Herz beſſer, weiter und größer und der Geiſt reicher wurde."

Und mit dieſen Worten reichte Madame Gontard Hölderlin die Hand, die der junge Dichter überglücklich aber mit Beſcheidenheit an ſeine Lippen führte.

Es lag auch hierin der Cultus einer reinen heiligen Verehrung.

Madame Gontard durchblätterte jetzt mit kindlichem Wohlgefallen das ihr ſo liebe Buch, hie und da einige Worte leſend.

Die Stellen waren ihr faſt alle bekannt. Der Hauslehrer hatte ihr ja im Laufe der Zeit den größten Theil des Manuſcriptes ſelbſt vorgeleſen.

Sie lächelte jetzt wunderlieblich, . . . dann ſagte ſie: „Dieſe Stelle haben Sie in Caſſel geſchrieben und mir dort in unſerer traulichen Flüchtlingswohnung vorgeleſen."

„Welche Stelle iſt dies?" — frug Hölderlin in glücklicher Erinnerung.

Frau Gontard las:

„Man ſagt ſonſt, über den Sternen verhalle der

Kampf, und künftig erſt, verſpricht man uns, wenn unſere Hefe geſunken ſei, verwandle ſich in edlen Freudenwein das gährende Leben; die Herzensruhe der Seligen ſucht man ſonſt auf dieſer Erde nirgends mehr. Ich... ich weiß es anders. Ich bin den näheren Weg gekommen. . . ."

„Und warum leſen Sie nicht weiter?" — frug der junge Dichter lächelnd, als die ſchöne Frau jetzt plötzlich erröthend inne hielt. — „Ich denke, die Vollendung des Satzes heißt: Ich bin den näheren Weg gekommen. Ich ſtand vor ihr, und hört' und ſah den Frieden des Himmels."

„Glücklich derjenige Menſch," — ſagte die Dame ruhig — „der dieſen Frieden in ſich gefunden. Möge ihn der Himmel auch uns bewahren."

Hölderlin bat ſich das Buch auf einen Augenblick aus, Frau Gontard gab es ihm. Er blätterte ein wenig darin. Dann ſagte er:

„Hier iſt eine Stelle, die ſo recht mein Inneres ausdrückt.'

„Es wird wieder eine Schwärmerei ſein!" — meinte Frau Gontard lächelnd.

„Nein!" — verſetzte der junge Mann, — „es iſt tiefe Seelenwahrheit!"

Aber an ihre Uebereinkunft gedenkend, ſetzte er hinzu — „Hyperion ſchreibt an Bellarmin: Ich hatt' ihr

nichts zu geben, als ein Gemüth voll wilder Widersprüche, voll blutender Erinnerungen; nichts hatt' ich ihr zu geben, als meine grenzenlose Liebe mit ihren tausend Sorgen, ihren tausend tobenden Hoffnungen; sie aber stand vor mir in wandelloser Schönheit, mühelos, in lächelnder Vollendung da. Ach! alles, was in goldenen Morgenstunden von höheren Regionen der Genius weissagt, es war alles in dieser Einen stillen Seele erfüllt."

„Wie reich Sie an schönen Gedanken sind!" — unterbrach den Lesenden hier die liebliche Frau mit einer Unbefangenheit, die wunderbar auf den jungen Mann zurückwirkte. Mit Blitzesschnelle überlief Feuerröthe sein Gesicht. Aber er hätte dem Cherub seines Paradieses doch die Hand küssen mögen, daß er es so gut bewachte.

„Wie reich Sie an schönen Gedanken sind!" — wiederholte die Dame. — „Zwei edle Gemüther haben sich in Hyperion und Diotima gefunden und sind nun, im Bewußtsein geistiger Einheit glücklich. Sollten die besseren der Menschen nicht immer und überall nach einem solch' harmonischen Einklange streben?"

„Freilich sollten sie es; aber . . ."

„Die Seelen der Guten würden alsdann immer schöner zusammenleben, und alles in uns und um uns vereinigte sich zu goldenem Frieden. Welch ein glücklicher

Zuſtand müßte das ſein! daß die Menſchen ſo etwas nicht begreifen können!"

„Die Guten begreifen es wohl; . . . aber . . . wie wenige ſind deren vorhanden?"

„Würde es ſo kommen, es müßte uns Allen ja ſein als wäre die alte Welt geſtorben und eine neue begönne mit uns, ſo geiſtig und kräftig und liebend und leicht würde den Menſchen dann alles werden."

„Die ganze Menſchheit wäre alsdann ein Chor von zahlloſen unzertrennlichen Tönen, die ſelig durch den Aether der Unendlichkeit ſchwebten!"

„Erhabener Gedanke!"

„Schöner Traum!" — ſeufzte Hölderlin.

„Traum?!" — rief hier mit leiſem Beben Madame Gontard und fuhr mit der Hand an die Stirne. — „O! warum müſſen Sie mich daran erinnern!

„Woran?" — frug Hölderlin erſchrocken und beſorgt, denn Frau Gontard war plötzlich blaß geworden.

Eine kleine Pauſe entſtand. Wieder lief ein Schatten über die ſchönen Züge.

„Sie werden über mein kindiſches Weſen lachen!" — ſagte Frau Gontard. — „Ich bin auch ſonſt nie ſo thöricht . . . bin weit entfernt, an Träume zu glauben."

„An Träume?" — frug Hölderlin in der That leiſe lächelnd.

„Verſtehen Sie mich nicht falſch, mein Freund!" —

fuhr die schöne Frau trübe fort. — „Ich hatte verwichene Nacht einen peinlichen Traum. Er stimmte meine Seele schwermüthig . . . und . . . dieser Stimmung kann ich mich nicht erwehren, sie zitterte den ganzen Tag — und selbst jetzt noch — in mir nach."

„Ich denke, Sie legen doch ein zu großes Gewicht auf dies Spiel ihrer Phantasie!"

„Es war weniger Spiel der Phantasie, als das Wiederherantreten einer peinlichen Thatsache aus meinem Leben."

„Da diese der Vergangenheit verfallen zu sein scheint, so vergessen Sie dieselbe . . . sammt dem Traume. Erinnerung spielt ein große Rolle in unseren Träumen."

„Der Eindruck war zu groß . . . er lastet noch zu schwer auf mir! . . . Doch! . . . ich erleichtere mich vielleicht und befreie mich von diesem mir sonst so ganz fremden kindischen Wesen, . . . wenn ich Ihnen den Traum erzähle."

„Thun Sie es, hohe Frau!" — bat Hölderlin. — „Wenn man ein Gespenst zu sehen glaubt, muß man immer festen Schrittes darauf losgehen. So nur entwaffnet die Wahrheit die Täuschung unserer Sinne."

„Mir aber träumte mit merkwürdiger Lebendigkeit und Wahrheitstreue . . . was mir einst selbst begegnet."

„Und das war?"

„Ich saß als Braut, im vollen bräutlichen Schmucke,

in der Equipage meiner Mutter, die ſich neben mir befand. Der Hochzeitszug führte durch die Straßen Hamburgs. Der Wagen meines Bräutigams, Herrn Gontards, folgte dem meinen und endlos war der Zug. Alles . . . alles . . . genau wie damals im Leben! Jedes Haus erkannte ich wieder . . . jede Regung meines Herzens . . ."

Madame Gontard brach ab. Nach einer ſecundenlangen Pauſe aber fuhr ſie wieder fort:

„Eben nahte ſich der Hochzeitszug dem Altonaer Thore, das er paſſiren mußte . . . da . . . da . . . kam ihm ein Leichenzug entgegen und hinderte ſeinen Fortgang . . ."

„Und iſt das etwas ſo beſonderes, daß es Ihr Gemüth ſo erſchüttern kann?" — frug hier mit milder Stimme Hölderlin. – „Freud' und Leid begegnen ſich täglich im Leben."

„Sie haben recht!" — ſagte Frau Gontard; . . . aber ſie ſprach nicht aus, was ihr Herz in dieſem Augenblick krampfhaft zuſammenzog.

Sie hatte im Traum noch mehr geſehen: als der Leichenwagen dicht an ſie herangekommen, ſprang der Deckel des Sarges auf, den er trug, und . . . in ihm lag die Leiche Hölderlins . . . umgeben . . . von den Leichen ihrer Kinder. Die Kleinen lagen wie ſchlafend

. . . Hölderlins Augen aber ſtarrten ſie weit, groß . . . entſetzlich an.

Frau Gontard ſchütterte auch jetzt wieder zuſammen.

„Sie ſind unwohl, hohe Frau!“ — ſagte, dies bemerkend, Hölderlin. — „Wünſchen Sie zur Ruhe zu gehen?“

„Nein!“ — verſetzte die Dame, indem ſie mit der Hand über Stirne und Augen fuhr, als wolle ſie den peinlichen Eindruck verwiſchen. — „Nein, Herr Hölderlin, es iſt nichts! . . . es iſt ſchon wieder vorüber. Und . . . zur Ruhe gehe ich nicht gerne, bevor Herr Gontard zu Hauſe iſt. Er liebt es, mich noch zu treffen. Wenn Sie alſo noch einige Zeit für mich haben . . .?“

„Mein ganzes Leben!“ — ſagte der junge Mann mit einem Blick ſtolzer Freude.

„Das gehört der Menſchheit an!“ — verſetzte Madame Gontard trübe lächelnd — „ich darf ſie nicht berauben.“

„Der Menſchheit!“ — wiederholte Hölderlin. — „Es iſt allerdings ſchön für ſie zu leben; aber . . .“

„Nun?“

„Für ſie leben . . . heißt auch für ſie ſterben!“

„Was doch wohl nicht immer nöthig iſt!“

„Ich will Ihnen ein Gedichtchen recitiren.“

„Thun Sie es!“

„Es heißt:

Der heilige Sebastian.

An einem Baume hingebunden
Erwartet er den Tod, und sieht
Mit Ruh' empor, obgleich aus zwanzig Wunden
Nun bald sein Leben flieht.

Die Söldner des Tyrannen schicken
Zur That sich an mit manchem harten Wort,
Vernichtung grinst aus ihren Blicken . . .
Des Jünglings Herz schlägt ruhig fort.

Zum großen Kampfe vorbereitet,
Ist nichts mehr was ihn an der Erde hält.
Er weiß, daß, wer für Wahrheit streitet,
Nur Sieger wird, . . . indem er fällt!"

„Ich denke mir die Welt lieber anders!" — entgegnete Frau Gontard.

„Und wie?"

„Am liebsten wie ein häusliches Leben — ich habe Ihnen meine Ansicht darüber schon einmal gesagt."

Hölderlin lächelte. Er hatte es ja seiner Diotima in den Mund gelegt.

„Am liebsten" — fuhr Frau Gontard fort — „denke ich mir die Welt, wie ein häusliches Leben, wo jedes, ohne gerade daran zu denken, sich in's andere schickt, und wo man sich einander zu Gefallen und zur Freude lebt, weil es eben so von Herzen kommt."

Ein Wort gab jetzt das andere; man kam von Welt und Menschheit auf die Bestimmung des Einzelnen, von

dieſer auf das ſehr naheliegende von Beiden ſo oft cultivirte Feld der Erziehung, und auf dieſe Weiſe in logiſchem Gedankengange ſpeciell auf die Erziehung der Zöglinge Hölderlins.

Warm wurde es Beiden wieder um's Herz, und lange beſprachen ſie ſich darüber mit ſchönem Eifer: wie für die Zukunft die Kinder geführt und geleitet werden ſollten, um recht tüchtige gute und edle Menſchen aus ihnen zu machen.

Ach! ſie waren es ja ſelbſt: Hölderlin und die hohe Frau! Konnten ſie ahnen, daß in derſelben Stunde der finſtere Geiſt der Rache ſie in immer enger und engerem Kreiſe umzog? — Sie hörten den geräuſchloſen Schlag ſeiner Flügel nicht; . . . ſie ſahen nicht, wie ſeine knöcherne Hand die eiſernen Würfel faßte; . . . ſie vernahmen nicht ihr furchtbares Rollen; . . . aber Eine hörte, ſah, vernahm es . . . und das war . . . Mamſell Clara! — — —

Es war noch nicht ſpät am Abend, aber die Lichter brannten doch ſchon eine Weile. Im Gontard'ſchen Hauſe herrſchte auffallende Ruhe.

Oben im Wohnzimmer ſaßen Madame Gontard und der Hauslehrer; — Herr Gontard war wie allabendlich auswärts, nach Schluß des Comptoirs ſeine Parthie Lhombre zu machen. Die Kinder ſchliefen; die Gouvernante wachte noch, mit einer Putzarbeit beſchäftigt,

an der Seite der Kleinen. Selbst der alte Jacob mußte das Bett hüten, da er sich — zum Schreck und zum Aerger Mamsell Claras — seit einigen Tagen unwohl fühlte. Die übrige Dienerschaft befand sich in der Küche und im Bedientenzimmer.

Mamsell Clara allein hielt im ersten Vorzimmer — drei andere Apartements von dem Gemache entfernt, in welchem sich ihre Herrschaft aufhielt, — Wache; denn sie hatte es, seit Jacobs Erkranken, aus sehr triftigen Gründen übernommen, Herrn Jacob Friedrich Gontard bei seinem allabendlichen Nachhausekommen die Thüre zu öffnen und dem Herrn hinauf zu leuchten.

Hing doch ihr finsterer Racheplan auf das Engste mit dieser, für eine Haushälterin allerdings eigenthümlichen Verrichtung zusammen. Sie hatte ihn ja endlich in den schlaflosen Stunden der Nächte ausgebrütet, und zugleich — da es nicht anders gehen wollte — auf die Erfahrung gegründet: daß auch der Tropfen, wenn er fort und fort auf dieselbe Stelle fällt, den festesten Stein auszuhöhlen vermag.

Jetzt war sie allein, und wartete mit Sehnsucht auf das Nachhausekommen Herrn Gontard's. Derselbe Gifttropfen, den ihm Mamsell Clara jeden Abend in das Ohr träufelte, war auch heute bereit.

Noch hatte das Gift nicht gewirkt . . . aber sie war überzeugt, . . . daß die Wirkung nicht ausbleiben werde.

Und dies Gift . . . es bestand aus fünf Worten.

Herr Jacob Friedrich Gontard pflegte nämlich jedesmal, wenn er Abends nach Hause kam, schon an der Thüre zu fragen:

„Enfin! Ist meine Frau zu Hause?“

Dann antwortete Mamsell Clara nur:

„Herr Hölderlin liest ihr vor!“

Freilich hatte Herr Gontard bis jetzt, wie es schien, noch nichts darin gefunden. Wie immer achtete er kaum auf eine Antwort aus dem Munde eines Domestiken. Die Frage selbst ward ja gewohnheitsmäßig gestellt, während zumeist die Gedanken des Bankiers bei ganz anderen Dingen weilten.

Aber der Teufel ist schlau wie sein Bruder, der Dämon des Hasses, und da dieser im Herzen Clara's saß, lehrte er sie in jene Worte nach und nach einen so eigenen Klang zu legen, — ihnen eine so eigene Betonung zu geben, daß die Wirkung mit der Zeit nicht ausbleiben konnte.

Auch jetzt wieder sann Mamsell Clara mit finsterem Triumphiren über diesen Gegenstand nach. Durfte sie hoffen, daß das Gift heute wirke?

Warum nicht?

Ein klein wenig aufmerksam schien ihr Herr Gontard schon gestern geworden zu sein.

Und wenn es nun endlich zündete?

kehren. Den Hofrath beschäftigten augenscheinlich ernste Gedanken; auf Käthchen und Mina, wohl auch auf Reuber, lastete der Eindruck, den die Höhle auf sie gemacht . . . und — da ihnen Sinklair die Sage vom Herzog Ulrich mitgetheilt hatte, der, von Adel und Volk verjagt, in diesen unterirdischen Klüften lange Zeit einsam und allein gehaust haben soll, nur von einem einzigen Treuen, dem Pfeiffer von der Hardt, unterstützt — mochte wohl auch der Gedanke an den häufigen Wechsel des Glücks und den Unbestand aller Größe auf dieser Erde, verstimmend auf sie wirken.

Und doch lag noch etwas in der Seele der guten Leutchen, was die frühere Heiterkeit nicht aufkommen ließ: der Gedanke an Herrn Hölderlin, den sie stets geachtet und von dem der Hofrath vorhin so sonderbar geheimnißvoll gesprochen.

So konnte sich denn Käthchen wirklich nicht enthalten, Herrn Sinklair an sein Versprechen zu erinnern.

„Gut!“ — sagte dieser, fast mit schmerzlicher Bewegung, — „so will ich Ihnen mittheilen, was ich weiß. Kennen Sie die Ursache seines Austrittes aus dem Gontard'schen Hause?“

Die Freunde verneinten.

„Nun!“ — fuhr Sinklair fort — „so will ich es Ihnen im Vertrauen sagen.“

„Wir werden gegen Jedermann schweigen.“

Sie berechnete — in einer Ecke des Zimmer's ſitzend, die Hände um ihr rechtes Knie geſchlungen, mit den weit geöffneten Augen vor ſich hinſtarrend — die Folgen.

Der Verhaßte mußte dann jedenfalls aus dem Hauſe, und ihrer hochgeſtellten Nebenbuhlerin ward nicht nur der Geliebte entriſſen ſondern es war alsdann auch der Friede ihrer Ehe dahin.

Wie hätte der Stolz eines Herrn Jacob Friedrich Gontard ein ſolches Vorkommniß jemals vergeſſen und vergeben können.

Welche Qualen, welche Nächte voll Thränen dann für die ſonſt vom Glück ſo weich gebettete und verzogene Frau; welche Verzweiflung für den Hauslehrer, der ihre Liebe ſo übermüthig zurückgeſtoßen, — welche Verzweiflung dann, ſich aus allen ſeinen geträumten Himmeln hinaus in die Welt geſtoßen zu ſehen!

Ein triumphirendes Lächeln voll Haß, Gift und Bosheit ſtahl ſich in Mamſell Clara's Züge, und kündete wie ſüß ihr der Gedanke der Erfüllung ihrer Rache ſei.

Lange dachte ſie darüber nach, und wie ein grimmiges Raubthier mit Luſt in dem Fleiſch und Blut ſeines zerriſſenen Opfers wühlt, ſo wühlte ſie in den Gedanken mit Behagen in den Vorſtellungen der Qualen, die ſie den beiden Verhaßten zu bereiten hoffte.

Ein in ſeiner Liebe betrogenes haſſendes Weib iſt

unbedingt das Furchtbarste was die Erde trägt, . . . so wie ein edles liebendes das Schönste und Herrlichste ist, was Gott zu Schmuck und Zierde auf seine schöne Welt gesetzt.

Freilich ward Mamsell Clara in der Bitterkeit ihres Hasses auch noch durch ihren eigenen Zustand und das Mißgeschick, das sie verfolgte, gesteigert. Jetzt war, zu ihrer eigenen Verzweiflung, der alte Jacob auch noch erkrankt. Die Heirath — die ihr ohnehin Spott und Achselzucken genug eintrug — mußte wieder hinausgeschoben werden.

Gott! Gott! was konnte das für Folgen haben!

Wenn nun der Alte ernstlich krank ward . . . oder gar starb?! . . . wenn man ihn warnte? . . . wenn ihm die Augen aufgingen? . . . oder wenn gar durch den Verzug . . .!

Es überlief Mamsell Clara fiebernd heiß und eiskalt. Ihre Gedanken verwirrten sich; . . . bald beherrschte sie die Angst für ihre eigene Zukunft . . . bald mußte sie unwillkürlich ihren finsteren Racheplänen nachdenken.

Und es ward immer finsterer um sie her. Trübe brannte das Licht auf dem Tische. Schatten lagen in allen Winkeln, . . . auf und unter allen Möbeln.

Und wo sie hinschaute, kam es ihr vor, als grinzten sie höllische Dämonen an. In den Ecken, auf den Gesimsen saßen sie und lachten höhnisch nach ihr hin;

— ſie ſchauderte zuſammen, wandte den Blick ab . . . umſonſt! . . . Dämoniſche Geſtalten wo ſie ihn hinwarf: auf dem Sopha, unter dem Tiſche, über den Bildern, an der Decke!

Und die fratzenhaften Gebilde lachten froh und vertraulich und winkten ſie heran, als einer der Ihrigen! Oder ſie höhnten ſie durch Blicke und Zeichen.

Clara ſprang auf . . . die Einſamkeit ward ihr unerträglich.

Da ſchlug die Uhr auf der nahen Katharinenkirche zehn Uhr. Jetzt mußte Herr Gontard bald nach Hauſe kommen.

Der Gedanke befreite ſie von ihrer Qual. Die Angſt um ſich ſelbſt und ihre Zukunft trat zurück; der Wunſch ihren Haß zu kühlen und endlich mit ihrem Plane durchzudringen beherrſchte jetzt wieder alles in ihr.

Aber war Hölderlin auch noch ſicher bei Madame Gontard?

Sie mußte es wiſſen.

Mamſell Clara ergriff das Licht, trat leiſe auf den Corridor und ſchlich nach dem Eingange des Wohnzimmers.

„Er iſt noch da!“ — jauchzte es in ihr auf, als ſie ſeine Stimme hörte.

Vorſichtig legte ſie das Ohr an die Thüre.

Hölderlin las vor.

Sie horchte:

„Der reinſte Unterſchied des Menſchen vom Thiere iſt weder Beſonnenheit noch Sittlichkeit — denn von dieſen Sternen ſpielen wenigſtens Sternſchnuppen im niedrigern Thierkreiſe — ſondern Religion, welche weder Meinung, noch bloße Stimmung iſt, ſondern das Herz des innern Menſchen und deſſen geiſtige Lebenswärme.

Wann aber könnte denn ſchöner das Heiligſte einwurzeln, als in der heiligſten Zeit der Unſchuld, oder wann das, was ewig wirken ſoll, als in der nämlichen, die nie vergißt? Nicht die Wolken des Vor- oder Nachmittags, ſondern entweder das Gewölke oder die Bläue des Morgens entſcheiden über den Werth des Tages.

Wie iſt nun das Kind in die neue Welt der Religion hineinzuführen? Durch Beweiſe nicht. Jede Sproſſe der endlichen Erkenntniß wird durch Lehre und Allmähligkeit erſtiegen; aber das Unendliche, welches ſelber die Enden jener Sproſſenleiter trägt, kann nur auf einmal angeſchaut werden, ſtatt zugezählt; nur auf Flügeln, nicht auf Stufen kommt man dahin.

Am wenigſten ſtützt ſich Religion und Sittlichkeit auf Gründe; eben die Menge der Pfeiler verfinſtert und verengt die Kirchen. Das Heilige in euch wende ſich an das Heilige im Kinde.

Tugend und Religion in ihre erſten Grundſätze bei Kindern zurückzerſpalten, heißt einem Menſchen die

Bruſt abheben und das Herz ſeciren, um ihm zu zeigen, wie es ſchlägt.

Je jünger das Kind iſt, deſto weniger höre es das Unausſprechliche nennen, das ihm durch ein Wort nur zum Unausſprechlichen wird; aber es ſehe deſſen Symbole. Das Erhabene iſt die Tempelſtufe zur Religion, wie die Sterne zur Unermeßlichkeit. Wenn in die Natur das Große hineintritt, der Sturm, der Donner, der Sternenhimmel, der Tod: ſo ſprecht das Wort Gott vor dem Kinde aus. Ein hohes Unglück, ein hohes Glück, eine große Uebelthat, eine Edelthat, ſind Bauſtätten einer wandernden Kinderkirche.

So wird das Kind in Gott einen unſichtbaren Freund finden, und wenn dann ſein unſichtbarer Freund etwas von ihm verlangt, ſo glänzt ihm Himmel und Erde und es iſt glücklich wie ſie; und wenn er etwas verweigert, ſo iſt Sturm auf dem Meere; aber es iſt mit Regenbogen überreckt, und es kennt wohl die liebe Sonne darüber.

Alles Irdiſche verklärt und ſonnt ſich alsdann in dem Gedanken an ihn; . . . nur Ein Irdiſches bleibt finſter übrig . . . die Sünde."

In dieſem Augenblicke hätte Mamſell Clara beinahe einen Schrei ausgeſtoßen und den Leuchter fallen laſſen. Es war ihr vorgekommen, als ob ein finſterer Dämon mit feurigen Augen zwiſchen ihr und der Thüre, an der

ſie lauſchte, vorübergehuſcht. Freilich war es nur ein Spiel ihrer aufgeregten Phantaſie und in Wirklichkeit nur die ſchwarze Hauskatze.

Es iſt eine unangenehme Sache um ein böſes Gewiſſen! Und es ſchrie eine Stimme in Mamſell Clara's Herz: du ſtehſt auf dem Punkte zwei Unſchuldige in das Verderben zu ſtürzen!

Sie ſchlich zurück . . . und verfiel in ihr voriges Brüten. — — —

In demſelben Augenblicke hatte ſich Herr Gontard, im höchſten Grade ärgerlich, in die Ecke ſeines Wagens geworfen.

Er war aufgeregt, . . . ſehr aufgeregt! . . . nicht darüber, daß er heute Abend ſchlecht geſpielt und bedeutend verloren hatte . . . was lag ihm daran! . . . ſondern über Widerwärtigkeiten die im Geſchäft vorgekommen, — Dinge, die ihn äußerſt unangenehm berührten. Sie gingen ihm fort und fort im Kopfe herum . . . ſie waren auch Schuld daran, daß er ſeine Gedanken nicht beim Spiele gehabt. Und daß er, der ausgezeichnete Lhombreſpieler, heute aus Zerſtreutheit ein paar Fehler gemacht, ärgerte ihn wieder und wahrlich mehr als der Verluſt.

Pünktlichkeit, Ordnung, Klarheit im Geſchäft waren Hauptgrundſätze Herrn Gontards, die bei ihm dicht neben ſtrenger Rechtlichkeit ſtanden. Die Ehre des Hau-

ſes ging ihm über Alles. Bei ſeinem angeborenen Stolze aber überſchritt dies Ehrgefühl manchmal die vernünftigen Grenzen, wodurch oft die unangenehmſten Conflicte entſtanden. Ein ſolcher war eben wieder eingetreten, und das viele Unangenehme, welches mit ihm zuſammenhing, war es, was Herrn Gontard heute Abend im Kopfe herumging und ihn ärgerte.

Jetzt hielt der Wagen. Der Diener ſprang herab und zog die Schelle.

Der Schlüſſel drehte ſich im Schloß; . . . Mamſell Clara, ein Licht in der Hand, öffnete.

Auch der Wagenſchlag that ſich jetzt auf und der Bankier, die Stirne in düſtere Falten gelegt, ſprang heraus.

„Iſt meine Frau zu Hauſe?“ — war die ſtereotype Frage, als er an Mamſell Clara, die achtungsvoll zurückgetreten war, vorüberkam.

Aber Clara hatte mit ſcharfem Auge den aufgeregten Zuſtand und die Verſtimmung des Bankiers ſchon bemerkt. Es durchzuckte ſie ein wildes Feuer; . . . der Gedanke: jetzt iſt es Zeit deine Rache zu kühlen, blitzte in ihr auf, und mit einem ganz eigenthümlichen, faſt einen leiſen Hohn verrathenden Tone ſagte ſie:

„Herr Hölderlin lieſt ihr vor!“

Gleich einem Blitz trafen Herrn Gontard Worte und Ton.

„Wie?" — rief es in seiner Seele — „antwortet denn diese Person nicht jeden Abend mit den gleichen Worten?"

Aber zugleich stand auch alles in ihm in Feuer und Flammen. Plötzlich war eine wilde Eifersucht in ihm erwacht — sein unbegrenzter Stolz bäumte sich empört; — was er bisher ohne Arg geduldet und zugesehen, wandelte die Leidenschaft in Verbrechen!

Er flog die Treppe hinauf, . . . riß die Thüre auf und stürzte mit den Worten: — „Sitzt denn der Mensch beständig bei meiner Frau!" — in deren Wohnzimmer.

Hölderlin und Frau Gontard waren erschrocken aufgesprungen, weil sie bei dem Aufreißen der Thüre und dem Hereinstürzen des Bankiers glaubten, es sei Feuer im Hause ausgebrochen, oder sonst ein Unglück passirt.

Jetzt standen Beide, wie versteinert.

Betragen und Worte Herrn Gontards waren so unerhört, . . . so ganz seinem bisherigen Wesen entgegen, so furchtbar verletzend für zwei Menschen, die sich des reinsten, heiligsten Strebens bewußt waren . . . daß ihnen für den Moment alle Denkkraft versagte. In ihrer Betäubung mußten sie sich erst wiederfinden und fragen: „was war das? . . . träume ich oder wache ich?"

Aber auch nur einen Moment dauerte dieser Zustand, dann verriethen die sich in edlem Zorne belebenden Au-

gen, die sich hoch und stolz aufrichtenden Gestalten, was in Beiden vorging.

„Herr Gontard!“ — sagte Hölderlin, jetzt mit Hoheit auf den Bankier herabsehend, — „nehmen Sie auf der Stelle Ihre Worte zurück und bitten Sie Ihre Gemahlin für die ihr angethane Beleidigung um Vergebung!“

„Parbleu!“ — rief der Bankier außer sich — „verlangen Sie nicht auch noch eine Legitimation Ihrer Unschuld von mir? . . . Die Keckheit ist incroyable!“

„Greifen Sie das Heiligste nicht an, was die Erde trägt!“ — rief Hölderlin zornflammend. — „Es giebt kein Weib auf Erden, das reiner, höher, edler dasteht als Madame Gontard!“

„Der Name Gontard ist inviolable!“ — schrie der Bankier — „qui ose toucher à ce nom! . . . Enfin! Was hat ein Domestique mit ihm gemein!“

Hölderlin zuckte zusammen . . . Todtenblässe deckte sein Gesicht . . . ein wahrhaft furchtbarer Blick schoß aus seinen Augen; . . . aber es war ein Glück, daß ihm für den Moment die Sprache versagte. Groß, erhaben, imponirend wie eine Königin trat Madame Gontard jetzt zwischen ihn und den Gatten und sagte mit Hoheit zu Letzterem:

„Endigen Sie, mein Herr, diese unwürdige Scene. Sie haben mir einen Todesstoß in das Herz versetzt.“

Dann wandte sie sich zu Hölderlin, reichte ihm mit Würde die Hand und fügte bittend hinzu:

„Gehen Sie auf ihr Zimmer, mein Freund. Sie, den wackeren Erzieher meiner Kinder, werde ich stets mit dankbarem Herzen zu meiner Familie rechnen Sie wissen außerdem, daß Sie als Lehrer, als Dichter und Mensch meine volle Achtung besitzen. Jetzt aber bitte ich Sie, ziehen Sie sich ruhig zurück." —

Hölderlin bebte . . . noch rang er nach Worten . . . aber ein Blick auf die hohe Frau machte ihn ruhiger.

„Ich gehorche Ihrem Wunsche!" — sagte er gefaßt, obgleich seine Lippen dabei zuckten. — „Ihre Worte gaben mir das Leben wieder; nur muß ich bedauern, daß ich nach der eben stattgehabten Scene nicht mehr in diesem Hause bleiben kann. Ich verlasse es noch diese Nacht!"

Und mit diesen Worten verließ Hölderlin das Zimmer ohne den Bankier eines Blickes zu würdigen.

„Mein Traum!" — rief Frau Gontard leise vor sich hin und faßte nach der Lehne eines Sessels; . . . aber . . . es war zu spät . . . ehe der Gatte noch herbeispringen konnte, war sie lautlos auf dem Boden zusammengesunken.

Der Bettler.

Eine der schönsten Bergketten in dem lieblichen Würtemberg ist die Alp, auch Rauhe-Alp genannt, die sich, geschmückt mit den mannigfaltigsten Naturreizen, in einer Länge von etwa sechs und dreißig Stunden, und einer Breite von vier bis acht Stunden, von Spaichingen bis Aalen und Alpeck hinzieht. Herrliche Wälder von Laub und Nadelholz wechseln mit fetten Wiesenthälern, und wenn auch andere Strecken rauh und unfruchtbar sind, so lohnen diese doch den Naturfreund durch die zahllose Menge der hier vorkommenden Versteinerungen. Prächtig ist dabei oft die Formation der Berge, deren Spitzen häufig die Ruinen alter Ritterburgen zieren; während in Thälern und Höhen wunderbare Felsgebild, in fast mährchenhafter Weise aufsteigen. Der Hohenberg bei Schemberg, die Lochen bei Balingen, der Heuberg, Roßberg, die Achalm, Hohen-Neuffen, Teck, Hohenstauffen, Rechberg und Stauffenberg — sämmt-

lich der Alp angehörend — sind reizende Punkte, und dürfen sich wahrlich mit dem Roßbühl auf dem Kniebis, dem Dobel und den Bergen an der Murg messen.

Mit zu den schönsten Strichen gehört dabei der Weg von Urach über Reutlingen nach Tübingen, dessen Glanzpunkte wieder die Achalm, die Nebelhöhle und das Lichtensteiner Schlößchen sind.

Eine halbe Stunde von der ehemaligen — im Mittelalter durch ihre Fehden berühmten — Reichsstadt Reutlingen liegt Pfullingen im obstreichen Echazthale. Ein guter Fußgänger gelangt von da in ein und einer halben Stunde über die Dörfer Ober- und Unterhausen nach der interessanten Pfullinger Höhle, so bekannt durch Herzog Ulrich von Würtembergs Aufenthalt in derselben, als er sich vor seinem aufständigen Volke verbergen mußte.

Der bequeme Fahrweg geht über Lichtenstein; aber auf diesem bringt man sich um eine hohe Ueberraschung. Schöner ist's, wenn man erst auf dem Rückwege dem Hauptpunkte zuwandelt; man erblickt alsdann erst ein Dach, erwartet einen fortlaufenden Bergrücken, steht dann plötzlich vor einem tiefen Alpthale und sieht auf der Platte eines abgerissenen Felsenkegels das kleine Jägerhaus — jetzt Schlößchen — wie ein Vogelnest sitzen.

Eine Zugbrücke vermag es ganz zu isoliren. Von

den Fenstern des kleinen Gebäudes aus erblickt man dann tief im Echazthale die lachenden Dörfchen Honau und Ober- und Unter-Hausen.

Und bieten denn Honau auf seiner Anhöhe, von der die forellenreiche Echaz herabstürzt, so wie die hohen Felsenwände umher nicht in der That eine ächte Schweizer-Scene? — — —

Auch jetzt befand sich auf dem Lichtenstein — unweit des eben gedachten Jägerhauses, nahe der Stelle, an welcher die Dankbarkeit in späteren Zeiten dem Dichter „der Lichtensteiner," dem wackeren Hauf, ein Denkmal gesetzt — eine kleine Gesellschaft, in die wunderbar reizende Aussicht vertieft.

Es waren zwei weibliche Wesen, ein Mann und ein Kind. Die ersteren, einfach aber recht nett gekleidet, hätte man beide, bei ihrer Frische und Jugendlichkeit, für Mädchen nehmen können, wenn nicht die ältere unter ihnen — die der junge Mann oft mit freundlicher Zärtlichkeit ansah und Käthchen nannte — ein liebliches Kind an ihrer Hand geführt, das sie jetzt sogar, des nahen Abhanges halber, mit mütterlicher Besorgniß auf den Arm nahm.

Mit einem Worte: es war Neuber, seit einigen Jahren wohlbestellter Gerichts-Actuarius der altehrwürdigen Reichs-, Wahl- und Krönungsstadt Frankfurt mit seinem jungen Frauchen, seinem zweijährigen blondlocki-

chen Knäbchen und Mina, der treuen Freundin Käthchens.

In den Gerichtsferien hatte Neuber mit seiner Familie die Reise nach Schwaben unternommen. Kaum aber würde der stille ehrsame Bürger ein solches, für damalige Zeit großes Unternehmen gewagt haben, wenn sich hier nicht mit dem Angenehmen das Nützliche hätte verbinden lassen. Ein alter einzelnlebender Verwandter war ihm in Tübingen gestorben und dessen Erbschaft persönlich anzutreten, hatten ihn die Gerichte aufgefordert. Die Sache war auch bereits richtig abgemacht und die Familie auf dem Heimwege.

Aber das Jägerhäuschen und die Nebelhöhle durften doch nicht unbesucht bleiben, da man ihnen so nahe war, und so hatte man denn den Lohnkutscher mit seinem alten wacklichen, aber trotzdem hochbepackten Wagen in Hausen zurückgelassen und war mit Hülfe der jugendlichen Beine hinaufgestiegen auf den Berg, dessen herrliche Aussicht jetzt von der kleinen Reisegesellschaft um so entzückender gefunden wurde, als die guten bescheidenen Menschen ja noch gar wenig dergleichen gesehen hatten.

Noch standen sie so, die staunenden Blicke in das Echazthal gerichtet, in dem die Menschen wie Ameisen und die Häuser der Dörfchen so nett und so klein aussahen, wie Kinderspielsachen, so daß das Lockenköpfchen

auf dem Arme der überglücklich lächelnden Mutter: „Haus!“ rief und darnach langen wollte — als ein eleganter Reisewagen von drei Postpferden gezogen — Vorspann mußte der Steige wegen hier immer genommen werden — auf der Höhe anlangte.

Zwei Männer stiegen aus. Der eine erschien, schon aus der Ferne gesehen, als ein feiner Herr; der Andere war ohne Zweifel ein Lohndiener oder Cicerone.

Neuber und die Seinen achteten wenig auf sie; die himmlische Aussicht zog sie ja zu sehr an. Und doch sah sich das junge Ehepaar plötzlich und auf einen Schlag um.

Eine bekannte Stimme hatte ihr Ohr getroffen.

Da wandte sich auch der Herr . . . erblickte das Ehepaar und in demselben Augenblick erschallte ein freudiges:

„Himmel!“

„Was seh' ich!“

Und, beide Hände vor sich hinstreckend, eilte der eben Angekommene auf Käthchen und die Ihrigen zu.

Die Freude war allgemein und ebenso aufrichtig, als das Staunen.

„Nein! wer hätte das gedacht!“ — rief jetzt der Fremde, dessen feine Züge den noch ziemlich jungen Mann verriethen, obgleich das Leben schon manchen

Sturm des Schmerzes und der Luſt in ihnen aufgezeichnet.

„Wer hätte das gedacht, daß wir uns nach ſo langer Zeit hier in Schwaben wieder treffen ſollten — auf Bergeshöhe — gerade wie wir uns kennen lernten!“

„Gott! es iſt ja wahr!“ — rief hier die junge ſchöne Frau, vor Freude ſtrahlend, — „wir alle drei ſahen ja den Herrn Hofrath Sinklair zum erſtenmale auf dem Feldberge!“

„Schöne Erinnerung!“ — rief Hofrath Sinklair freudig. — „Wiſſen Sie noch, prächtiges Frauchen . . . Gott! was ſehen Sie ſo gut aus, Jedermann muß Sie noch für ein Mädchen halten . . . . und das allerliebſte Kind! . . . Knabe oder Mädchen?“

„Knabe!“ — ſagte die junge Frau purpurroth, aber mit dem freudigen Stolze einer glücklichen Mutter.

„Neuber! Sie ſind zu beneiden!“ — fuhr der Hofrath neckiſch fort — „aber Sie haben es ja auch verdient, ſchon wegen Ihres damaligen Ritterdienſtes! Wiſſen Sie noch?“ — wandte er ſich wieder zu Käthchen.

„Gewiß! gewiß!“ — rief dieſe.

„Ich erzählte Ihnen und Ihren kleinen Brüdern — Fräulein Mina war ja auch dabei — die Sage vom Falkenſtein. Gerade hatte ich von den Berggeiſtern geſprochen“ . . .

„Als ein Windſtoß mir den Hut fortriß!“ . . .

„Sie erſchraken Alle zum Tod.“

„Lieber Himmel, es war mein neuer Sommerhut!“

„Und noch ſtanden wir verlegen . . .“

„Ach! ich zitterte am ganzen Leibe . . .“

„Als unſer Neuber wie ein deus ex machina erſchien.“

„Und mir den Hut mit eigener Lebensgefahr wiederbrachte!“ — rief hier die junge Frau, neigte ſich zu Neuber und gab ihm mit Herzlichkeit und doch lieblich verſchämt, einen Kuß.

„Auch Kuß haben!“ — ſagte das Kind und ſtreckte die Händchen nach dem Vater.

Der Glückliche nahm es auf ſeine Arme und herzte es tüchtig ab.

„Glückliche Menſchen!“ — ſeufzte Sinklair.

„Und ſind Sie nicht auch glücklich?“ — frug Käthchen. — „Sie ſind ein recht vornehmer Herr geworden . . . Hofrath ſogar.“

„Leutchen!“ — rief Sinklair — „laßt mir den Hofrath weg. Ich habe allerdings ein wenig diplomatiſche Carrière gemacht . . . aber . . . das iſt und bleibt eitel nichts! . . . Kinder, unter uns geſagt, . . . Eure Carrière, d. h. ein häusliches und eheliches Glück, wie das Euere, iſt doch beneidenswerther. Aber laſſen wir das!“ — rief er wieder munter. — „Setzen wir uns hie-

her . . . die Aussicht ist himmlisch und Sie alle sollen sogleich auch eine gute Einsicht in die Taschen meines Wagens gewinnen!"

Und auf den Wink des Herrn Hofrath packte der Cicerone einige Flaschen feinen Bordeaux und eine ordentliche Ladung Geflügel aus.

Ein ungemein fröhliches Mahl begann nun und erfüllte alle um so mehr mit Lust und Freude, als es improvisirt war und die reine herrliche Bergluft, die himmlische Aussicht und das ganz unerwartete Wiederfinden, das kleine Mahl köstlich würzten.

Jetzt kamen auch die Fragen „woher des Weges?" — und „wohin" zur Besprechung.

Reuber berichtete über seinen Besuch in Tübingen und den Zweck desselben.

„Sie reisen also jetzt nach Frankfurt zurück?" — frug der Hofrath.

„So ist es!" — entgegnete der Gerichts-Actuar.

„Das trifft sich ja prächtig!" — meinte Sinklair. — „Da reisen wir, wenn Sie mir zu Gefallen einen ganz kleinen Umweg machen, zusammen heim!"

„Wie . . . auch Sie sind auf dem Heimweg begriffen?" — frug Käthchen freudig.

„Eine diplomatische Sendung hat mich nach Stuttgart geführt. Heute bin ich nur von Reutlingen hiehergekommen" — fuhr Sinklair fort — „um das Jäger-

häuschen und die Nebelhöhle zu besuchen. Morgen habe ich in dem ganz nahe gelegenen Nürtingen etwas zu thun . . . und wenn das geschehen — es nimmt nur einen einzigen Tag in Anspruch — geht es nach Frankfurt zurück."

„Schön!" — sagte Neuber — „dann reisen wir zusammen, Herr Hofrath. Ich komme doch noch drei oder vier Tage vor Ablauf der Ferien heim, und wenn wir wieder einmal in unserem guten Frankfurt sind, dann kommen wir — das weiß ich gewiß — in Jahren nicht wieder heraus!"

„Topp!" — rief der Hofrath — „dies Glas auf Ihr Wort!"

Käthchen lächelte still vor sich hin.

„Ueber was lächeln Sie?" — frug Sinklair heiter.

„Ich dachte daran!" — entgegnete Käthchen — „das wir noch ein anderesmal so schön beisammen saßen und die Gläser munter klangen."

„Ein anderesmal?" — frug Neuber.

„Ja!" — versetzte Käthchen — „aber da warst Du, liebes Männchen, nicht so recht eigentlich dabei?"

„Ein anderesmal?" — wiederholte Hofrath Sinklair sinnend. — „Richtig!" — rief er jetzt heiter — „im Walde!"

„Am Wäldchestage!" — ergänzte Mina.

„Das war ein böser Tag für mich!" — meinte

Reuber ſcherzend. — „Erſt zog ich in weiten Kreiſen voll Sehnſucht und Liebe im Herzen, um das Plätzchen herum, an dem ihr euch gelagert hattet, dann . . .“

„Nun?“ — frug Mina verſchmitzt lachend.

„Dann . . .“

„Ich will's nur für ihn ſagen!“ — fuhr Mina lachend fort — „dann war der arme Reuber ein wenig eiferſüchtig!“

„Eiferſüchtig?“ — frug Sinklair heiter — „auf wen?“

„Auf . . .!“

„Stille!“ — rief die junge Frau und hielt ſcherzend der Freundin den Mund zu.

Dieſe aber machte ſich frei und rief lachend:

„Auf Sie, Herr Hofrath!“ —

Eine luſtige Scene entſtand, in der die junge Frau mehr wie einmal lieblich erröthete.

„Apropos!“ — ſagte jetzt Sinklair — „wie geht es denn Doktor Ehrmann, der damals auch dabei war? Ich habe Frankfurt ſeit zwei Jahren nicht geſehen.“

„Doktor Ehrmann lebt glücklich und geachtet!“ — verſetzte der Actuar. — „Und wahrlich er verdient es; denn er trägt unter ſeiner rauhen Außenſeite ein großes edles Herz. Ich bin ihm ewig dankbar und würde für ihn durch Feuer und Waſſer gehen.“

„Und ſeine Poſſen und Streiche?“

„Nun, die läßt er freilich nicht!“

„Er iſt und bleibt ein Original und ein köſtlicher Menſch!“ — ſagte Hofrath Sinklair. — „Und wie geht es denn Mamſell Clara? ſie war ja damals auch dabei. Ich entſinne mich noch ihrer großen flammenden Augen. Was macht ſie jetzt?“

Eine kleine Stille folgte dieſen Worten. Käthchen und Mina ſahen verlegen vor ſich hin.

„Nun?“ — frug Sinklair wiederholt.

„Sie hat ein trauriges Ende genommen!“ — hub jetzt Reuber an — „ein Ende von dem Käthchen und Mina nicht gerne reden.“

„Wie ſo?“

„Durch die Umſtände genöthigt, war ſie eben bereit einen alten Bedienten aus dem Gontard'ſchen Hauſe zu heirathen . . .“

„Doch nicht den alten Jacob?“

„Denſelben!“

„Nun?“

„Da ward der Alte krank; die Sache zog ſich hinaus . . .“

„Ich verſtehe!“ — fiel Sinklair discret ein.

„So mußte ſie mit Schimpf und Schande das Gontard'ſche Haus und die Stadt verlaſſen. Jetzt lebt ſie in bitterer Armuth und Verachtung auf einem elenden Dorfe bei Darmſtadt. Wir verſuchten ihr zu hel-

fen; . . . aber . . . sie stieß unsere Hülfe mit finsterer Erbitterung zurück."

„Lassen wir das!" — fiel hier das junge Frauchen ein. — „Mich berührt dieser Gegenstand immer peinlich. Sagen Sie mir lieber, Herr Hofrath!" — fuhr sie dann wieder heiter fort, und wandte ihr frisches liebliches Gesichtchen Sinklair zu — „sagen Sie mir lieber, wie es ihrem trefflichen Freunde Hölderlin geht, der sich ja auch damals und auf dem Feldberge in unserer Gesellschaft befand. Wir haben seit ewiger Zeit nichts mehr von ihm gehört und gesehen? Er verließ — so viel wir erfuhren — wegen einem Streite plötzlich das Gontard'sche Haus."

Aber jetzt war es Hofrath Sinklair der schwieg. Trübe Schatten lagerten sich plötzlich auf seine Stirne, dann sagte er:

„Ihr lieben Leutchen! Laßt mich davon jetzt noch schweigen. Damit eben hängt mein Abstecher nach Nürtingen zusammen. Wenn wir die Nebelhöhle gesehen und auf dem Heimwege sind, will ich die Frage, so weit ich kann, beantworten."

Es lag etwas so Räthselhaftes und zugleich Schmerzliches in dieser Andeutung, daß Niemand eine weitere Frage in dieser Beziehung wagte.

Der Hofrath war von dieser Minute an ernster geworden.

Man brach auf und nahm den Weg nach der Höhle.

Fackelträger — die man bereits schon bei dem Hirschwirth in Hausen bestellt hatte — warteten am Eingange.

Der Eindruck, den diese gewaltigen unterirdischen Kammern und Grotten mit ihren wunderbaren Felsen und Tropfsteingebilden bei der schwankenden unsicheren Fackelerleuchtung auf die Beschauenden machte, war ein tief-ernster. Zumal Käthchen machte er fast schauern. Besorgt drückte sie ihr in Halstücher dicht eingehülltes Kind, das sie auf dem Arme trug, an sich. Ja! sie bat die Männer: sie mit Mina nach der Oberfläche der Erde und dem freundlichen Tageslichte zurückkehren zu lassen.

Da für Sinklair wie für Reuber Fackelträger heraufgekommen waren, so konnte diesem Wunsche leicht willfahrt werden, zumal auch den Vater die in der Höhle herrschende Kühle für das Kind besorgt machte.

Nach einer halben Stunde fand sich die Gesellschaft wieder zusammen. Bald war Sinklair's Wagen erreicht und nun mußten sich die Freunde zu ihm einsetzen. Da sie müde waren, nahmen sie die Einladung gerne an. Der Weg nach Hausen, wo ihr Miethwagen stand, war ohnedem noch weit und beschwerlich. Der Cicerone nahm neben dem Kutscher Platz.

Aber die vorige Heiterkeit wollte nicht mehr zurück-

„Hölderlin, gewiß einer der edelſten und beſten Menſchen, ſtand in einem harmloſen geiſtigen Verkehr mit der Herrin des Hauſes. Herr Gontard hatte mit Recht kein Arg, bis irgend Jemand ihn zur Eiferſucht reizte…"

Käthchen durchzuckte hier ein eigenthümlicher Gedanke.

„Eine Scene entſtand, und der junge zartfühlende, in ſeinem Tiefinnerſten und Heiligſten verletzte Mann … verließ noch in derſelben Nacht das Haus. Er kam zu mir, den er ja als innigen treuen Freund kannte, nach Homburg. Seine Seele war zerriſſen, ſein Herz blutete! Was ich ihm an Troſt und brüderlicher Theilnahme zuwenden konnte that ich; aber es half wenig: die alte Melancholie, an der er ſchon früher gelitten, ſenkte ſich wie ein ſchwarzer Schleier über ſein ganzes Weſen. Das Ideal ſeines Lebens war ihm geraubt… und mit ihm der Kern, der Zweck, der Inhalt des …: Daſeins!"

„Armer, junger Mann!" — rief Käthchen bewegt.

„Da ward ich zum Congreß nach Raſtadt geſchickt!" — fuhr der Hofrath fort — „das kam mir gelegen. Ich arbeitete ſo lange an dem Freunde, bis er mich begleitete. Er that es … aber ſeine Schwermuth wich nicht … auch ſeine Ruhe war dahin. Wohl ſchuf er in jener Zeit den zweiten Theil ſeines „Hyperion" … wohl beſchäftigte er ſich mit anderen literariſchen Arbeiten, … aber er ward

ſtiller und ſtiller. Er ging nach Conſtanz ... und endlich nach Bordeaux."

Sinklair hielt inne. Man ſah ihm eine große innere Bewegung an.

„Und befindet er ſich noch dort?" — frug Käthchen leiſe.

„Nein!" — entgegnete Sinklair. — „Er verſchwandt hier plötzlich ... und ſeitdem ... hat man nichts mehr von ihm gehört!"

„Mein Gott!" — rief Käthchen und eine Thräne zitterte in ihrem Auge.

„Das ſchlimmſte iſt" — fuhr Sinklair fort — „daß ich ihm eine Nachricht nach Bordeaux ſenden mußte, die ihn jedenfalls furchtbar berührt hat."

„Und welche war das?"

„Die Nachricht von dem Tode der ... ihm ſtets als Ideal vorſchwebenden Frau."

„Richtig!" — fiel Mina ein — „ſie hatte an einem gefährlichen Huſten gelitten und wurde das Opfer einer in ihrer Familie ausgebrochenen Kinderkrankheit, der ſie nach zehntägigem Fieber erlag."

„So ſagt man!" — verſetzte Sinklair finſter. — „Die Wahrheit iſt; indignirt von dem Vorfalle und im Bewußtſein ihrer gegenſeitigen Unſchuld, beſtand Frau Gontard darauf, Höldertin zurückzurufen oder ſelbſt ſofort nach Hamburg, ihrer Vaterſtadt, zurückzukeh-

ren. In der That wurde ſie an letzterem Vorſatze auch nur durch einen Fieberanfall gehindert, den ihr die Aufregung zugezogen. Wohl genaß ſie ſcheinbar wieder; aber eine krankhafte Reizbarkeit blieb ihr. Die Kinder bekamen die Rötheln. Sie pflegte die Kleinen Tag und Nacht mit unendlicher Zärtlichkeit . . . und . . . erlag.“*)

„Und Sie wiſſen nicht, welchen Eindruck dieſe Nachricht auf Hölderlin gemacht?“

„Ich habe nichts, gar nichts mehr von ihm erfahren!“ — verſetzte Sinklair ſofort. — „Auch ſeine in Nürtingen lebende Mutter nicht. Das iſt denn auch der Grund, warum ich morgen nach dem nahe gelegenen Nürtingen fahren will: ich möchte mich mit der alten niedergebeugten Frau und den Verwandten berathen, welche Mittel zu ergreifen ſind, um den armen unglücklichen Freund womöglich wieder aufzufinden.“

„Ein ſchmerzliches Vorhaben.“

„Recht, recht ſchmerzlich für mich!“ — beſtätigte Sinklair. — „Aber es wird mir durch Euch, Ihr lieben Leutchen, erleichtert werden, da Ihr mir verſprochen dieſen kleinen Umweg mit mir zu machen.“

„Und was wir verſprochen, halten wir!“ — rief der Actuar und reichte Sinklair die Hand. — — — —

*) „Das Puppenhaus,“ ein Erbſtück in der Gontard'ſchen Familie. S. 389—390.

Der andere Tag führte die Reisenden von Reutlingen nach Urach — der ganze Weg war ein paradiesischer Garten — und von Urach über Neuffen nach Nürtingen.

Neuber und die Seinen fuhren mit Sinklair in dessen Wagen. Der Lohnkutscher, den der Actuar gemiethet, folgte mit dem Gepäck.

Da man sehr früh aufgebrochen war, kam man zeitig in Nürtingen an.

Es lag reizend da, das kleine Städtchen in gar lieblicher Umgebung — ein Bild des Friedens und stillen Glückes!

Dicht an den netten Häusern rauschte der jugendliche Neckar vorüber. Schlanke Pappeln bezeichneten seinen Lauf und gaben, durch ihr Hervortreten, der Gegend einen eigenen Reiz. Jenseits des Städtchens, auf der linken Seite des Flusses, dehnten sich mäßige Hügel mit Fruchtfeldern und Obstbäumen und dazwischen liegenden wildreichen Forsten. Ebenso anmuthig stieg aber auch das Land auf der rechten Seite des kleinen Flusses auf. Prächtige Wiesenthäler, mit Wald umsäumt, zeigten sich hier, und hinter den freundlichen Hügeln erhoben sich die Gipfel der Alp in malerischen Formen, bald leicht geschwungen, bald mehr in die Länge sich ziehend.

Man kehrte im Wirthshause ein, und während sich

der Hofrath zu Hölderlins alter Mutter begab, in deren Haus auf vorhergegangene ſchriftliche Benachrichtigung auch mehrere Verwandte bereits eingetroffen waren, beſuchten Neuber und die Seinen die allerliebſten Spaziergänge, die einſt den Dichter — ſchon als Knabe — ſo ſehr angezogen hatten.

Sinklair kam indeſſen bald zurück. Er war trübe geſtimmt, wie es die Freunde vermuthet hatten, denn der Unglückliche ſchien in der That völlig verſchollen; doch war beſchloſſen worden, daß ſich einer der Verwandten in nächſter Zeit ſelbſt nach Bordeaux begeben ſollte, um, von dort aus, dem Verſchwundenen nachzuſpüren.

Freilich wäre der Hofrath nun gleich gern wieder abgereiſt; das aber ging nicht: nach alter guter Landesſitte, der die edle Gaſtfreundſchaft heilig iſt, mußte er die Freunde herbeiholen und in Geſellſchaft derſelben und der Verwandten den Kaffee in dem Garten der Mutter Hölderlins einnehmen.

Die gute alte Frau war ſehr gebeugt; doch fand das Geſpräch bald andere Wendungen und ward im Verlauf einer halben Stunde faſt heiter. Käthchen mußte viel von der großen Stadt Frankfurt erzählen und gefiel allgemein. Man aß und trank tüchtig und ſelbſt einen Bettler, der fern ab am Zaume des Gartens ſtand und ſtill und ſchweigend in denſelben hereinſchaute be-

merkte die alte Frau und ließ ihm, von ihrem guten Herzen bewegt, durch die Magd ein tüchtiges Stück Kuchen und eine Tasse Kaffee reichen.

Der Mann war noch nicht alt; . . . aber Kummer und Sorgen, Schmerz und Elend aller Art schienen seine Züge durchfurcht zu haben. Es lag dabei etwas Grasses in ihnen, das beängstigen konnte, obgleich sie auf frühere Schönheit deuteten. Krankhafte Blässe deckte das Gesicht, alte zerrissene Kleider — die in ihrer Blüthezeit wohl aber ein Höherstehender getragen haben mußte — umschlossen den Körper. Wirr hing das Haar um die Stirne.

Die Magd, ein junges unerfahrenes Ding, erschrak vor ihm, als sie ihn sah, zumal die Augen des Mannes fest und unbeweglich nach der Gesellschaft starrten, die sich in dem Garten befand.

Furchtsam drückte sie ihm den Kuchen in die Hand und wollte ihm die Tasse reichen, um zurückzueilen . . . aber der Bettler erfaßte ihren Arm und hielt ihn fest.

Dann sagte er — ohne sie anzusehen, ohne auch nur einen Moment den starren Blick von der Gruppe im Garten abzulenken — mit gleichtönender Stimme und langsam sich folgenden Worten:

„Himmlische Liebe! zärtliche! wenn ich dein
Vergäße, wenn ich, o ihr geschicklichen,
Ihr feur'gen, die voll Asche sind und
Wüst und vereinsamt ohnedies schon,

Ihr lieben Inseln, Augen der Wunderwelt!
Ihr nämlich geht nur einzig allein mich an,
Ihr Ufer, wo die abgöttische
Büßet, doch Himmlischen nur, die Liebe.

Denn allzudankbar haben die Heiligen
Gedienet dort in Tagen der Schönheit und
Die zorn'gen Helden; und viel Bäume
Sind und die Städte daselbst gestanden,

Sichtbar, gleich einem sinnigen Mann; jetzt sind
Die Helden todt, die Inseln der Liebe sind
Entstellt fast. So muß übervortheilt,
Albern doch überall sein die Liebe.

Ihr weichen Thränen, löschet das Augenlicht
Mir aber nicht ganz aus; ein Gedächtniß doch,
Damit ich edel sterbe, laßt ihr
Trügrischen, Diebischen mir nachleben."

Das Mädchen stand entsetzt! . . . ihr graute vor dem Bettler und der Mann ließ sie nicht los . . . er stand unbeweglich, wie eine Bildsäule aus Marmor.

„Höre!" — sagte er jetzt mit seiner eintönigen aber weichen Stimme — „höre mich . . . und sag' es dann ihr! „Zu den Pflanzen spricht er: ich war auch einmal, wie ihr! . . . und zu den reinen Sternen: ich will werden, wie ihr, in einer andern Welt! . . . in einer andern Welt! . . . ja! . . . ja! . . . in einer anderen . . . hier nicht! . . . hier nicht! . . . Und . . . weißt Du, warum hier nicht? . . . hier bricht er inzwischen auseinander und treibt hin und wieder

seine Künste mit sich selbst, . . . als könnt' er . . . wenn es einmal sich aufgelöst . . . Lebendiges wieder zusammensetzen . . . Lebendiges aus dem Todten!"

„Aber" — fuhr der Bettler hier fort, und ein gräßliches Lächeln, das noch entsetzlicher ward durch den starren erloschenen Blick, der es begleitete, umschwebte momentan seinen Mund — „aber . . . es macht ihn auch nicht irre, wenn nichts gebessert wird durch all' sein Thun; . . . es bleibt ja doch immerhin ein Kunststück, was er treibt."

Das Mädchen suchte sich loszumachen.

„Halt!" — flüsterte der Bettler — „halt! . . . ich kenne Dich . . . Du gehörst zu uns. O ihr Armen, die ihr fühlt, was ich gesagt; . . . die ihr auch nicht sprechen mögt von menschlicher Bestimmung, . . . die ihr auch so durch und durch ergriffen seid vom Nichts, das über uns waltet, . . . so gründlich einseht, daß wir geboren werden für Nichts, . . . daß wir lieben ein Nichts, . . . glauben an das Nichts, . . . uns abarbeiten für Nichts, . . . um . . . ja! . . . ja! . . . um . . . allmählig überzugehen in's . . . Nichts!"

„Laßt mich los!" — rief das Mädchen.

Der Bettler hielt sie mit eiserner Hand.

„Was kann ich dafür, daß euch die Knie brechen" — fuhr er fort — „wenn ihr's ernstlich bedenkt? Bin ich doch auch schon manchmal hingesunken in diesen Gedan-

ken, und habe gerufen, was legst du die Axt mir an die Wurzel, grausamer Geist? . . . und ich bin noch da!"

„Laßt mich! laßt mich!" — rief hier die Magd, sich sträubend.

Aber der Bettler ließ sie nicht.

„O einst! . . . einst!" — fuhr er düstrer fort, und es war, als ob ein dunkeles Bild in weiter Ferne an seiner umnachteten Seele vorüberzöge — „einst! . . . war es anders! . . . da war es über uns so schön! . . . so schön . . . und so froh vor uns! . . . unsere Herzen — sagt' ich nicht so? — unsere Herzen wallten über vor den fernen seligen Phantomen und kühn frohlockend drangen auch unsere Geister aufwärts und durchbrachen die Schranke . . . aber" — setzte er heftig hinzu — „wie sie sich umsah'n, wehe! . . . wehe! . . . da war es eine unendliche Leere!"

„O! auf die Knie könnt ich mich werfen und meine Hände ringen und anflehen, ich weiß nicht wen? um andere Gedanken! . . . Hu! . . . hu! . . . sie fressen mein Gehirn! . . . Aber ich überwältige sie nicht! . . . Wenn ich hinsehe in's Leben . . . was ist das letzte von allem? . . . Nichts! . . . Nichts! . . . Nichts! . . . Wenn ich aufsteige im Geiste . . . was ist das Höchste von allem? . . . Nichts! . . . Nichts! . . . Nichts! . . . Aber stille, mein Herz! . . .

Es ist ja deine letzte Kraft, die du verschwendest! — sagt ich nicht so? — deine letzte Kraft? und du, du willst den Himmel stürmen? . . . Thor! . . . wo sind denn deine hundert Arme, Titan? . . . wo? . . . wo? . . . wo ist dein Pelion und Ossa? . . . damit du aufsteigst und den Gott und seinen Göttertisch und all' die unsterblichen Gipfel des Olymps herab wirfst und den Sterblichen predigst: bleibt unten, Kinder des Augenblicks! . . . bleibt unten! . . . strebt nicht in diese Höhen hinauf . . . denn . . . denn . . . es ist nichts hier oben!"

Noch immer hielt der Bettler den Arm der Magd mit fast übermenschlicher Kraft. Die Arme zitterte vor Entsetzen am ganzen Leibe. Die Stimme versagte ihr vor Angst und Schrecken den Dienst und vergeblich war alles Ringen.

Der Bettler aber starrte noch grasser darein, als er sagte:

„Freilich, wenn ihr reicher seid als ich, . . . ihr Andern . . . könntet ihr doch wohl auch ein wenig helfen! . . . Wenn euer Garten so voll Blumen ist . . . warum darf ihr Othem nicht auch mich erfreuen? . . . An Festen darbt ja Niemand, auch der Aermste nicht! . . . Aber Einer nur hat seine Feste unter euch . . . und . . . das ist der Tod!"

„Noth und Angst und Nacht sind eure Herrn. Die

sondern euch . . . die treiben euch mit Schlägen aneinander. Den Hunger nennt ihr Liebe, und wo ihr nichts mehr seht . . . da wohnen eure Götter! . . . Pah! . . . wie das alles in mich kommt . . . begreif' ich nicht!"

Jetzt hielt es das Mädchen vor Angst und Entsetzen nicht mehr aus.

„Laßt mich los!" — schrie sie, selbst blaß wie der Tod, laut auf — „oder ich ruf' um Hülfe!"

Die Gesellschaft schaute sich um; aber man hatte über das eigene Gespräch den Ausruf nicht verstanden. Nur die alte Frau stand auf, um hinzugehen und zu sehen, was vorging.

Als sie näher kam hielt der Bettler die Magd immer noch am Arme fest.

„Na! na!" — sagte die Alte — „was macht Er denn da!"

Aber in demselben Augenblicke erschallte ein furchtbarer, Mark und Bein durchdringender Schrei, und als man sich entsetzt umsah . . . lag die alte Frau bewußtlos am Boden.

Alle stürzten herbei . . . aber Alle blieben auch, wie durch einen Zauberschlag vernichtet, stehen. Noch behauptete der Bettler seinen Platz und starrte, den Arm des Mädchens haltend, unbeweglich vor sich hin. Ein gräßlicher Seelenschmerz lag in den Zügen . . . aber diese Züge! . . .

„Gerechter Gott! . . . Hölderlin!“ — ſchrie Sinklair auf und der Ton ſeiner Stimme klang, als fahre ihm ein Dolch durch die Bruſt.

„Da iſt er!“ — ſagte der Bettler, indem er jetzt die Magd losließ und einen Brief aus ſeinem Buſen zog — „da iſt er . . . der mich mit dem Nichts vertraut gemacht hat. Er hat mein Herz . . . und mein Gehirn ausgefreſſen! . . . Es iſt nichts mehr da . . . wie auf Himmel und Erde alles nur Nichts iſt!“

„Hölderlin! Hölderlin!“ — rief Sinklair die Hände ringend und große dicke Thränen ſtürzten über ſeine Wangen.

„Ja! — ich bin der Dichter!“ — ſagte der Bettler — „und ich dichte noch. Mann! es iſt eine Kunſt zu dichten . . . wenn das Herz fehlt und der Geiſt vertrocknet iſt. Der Brief hat's gethan!“ — ſetzte er mit einem tiefen und ſchmerzlichen Seufzer hinzu — „aber ich dichte noch. Sollſt es hören, Mann, . . . es iſt auf den Tod . . .“

Du ſtiller Ort, der grünt mit jungem Graſe,
Da liegen Mann und Frau, und Kreuze ſtehn,
Wohin hinaus geleitet Freunde gehn,
Wo Fenſter ſind glänzend mit hellem Glaſe.

Wenn glänzt an dir des Himmels hohe Leuchte
Des Mittags, wann der Frühling dort oft weilt,
Wenn geiſtige Wolke dort, die graue, feuchte
Wenn ſanft der Tag vorbei mit Schönheit eilt!

Wie still ist's nicht an jener grauen Mauer,
Wo drüber her ein Baum mit Früchten hängt;
Mit' schwarzen thauigen, und Laub voll Trauer,
Die Früchte aber sind sehr schön gedrängt.

Dort in der Kirch' ist eine dunkele Stille
Und der Altar ist auch in dieser Nacht geringe,
Noch sind darin einige schöne Dinge,
Im Sommer aber singt auf Feldern manche Grille.

Wenn Einer dort Reden des Pfarrherrn hört,
Indeß die Schaar der Freunde steht daneben,
Die mit dem Todten sind, welch eignes Leben,
Und welcher Geist, und fromm sein ungestört*).

Sinklair stand — wie Alle — erstarrt.

„Gerechter Gott!" — rief er dann — „er ist wahnsinnig! . . . und so! . . . so! . . . muß ich diesen herrlichen Geist, diesen edelsten der Menschen, wiederfinden?!"

Der Bettler schüttelte mit dem Haupte, dann sagte er leise und schmerzlich: — „wiederfinden? . . . ach! . . . ich finde sie nicht wieder . . . Diotima . . . ist todt!"

Und er verhüllte mit beiden Händen sein Gesicht.

In allen Augen erglänzten Thränen; . . . die junge Frau aber sank laut schluchzend ihrem Gatten an die Brust, der sie — selbst auf das tiefste erschüttert —

*) Beide Gedichte sind in der That von Hölderlin und aus der Zeit des Irrsinns.

mit Innigkeit an sich drückte und wie betend leise sagte: — „Herr, du mein Gott, beschütze uns vor solchem Unglück!“

Sinklair aber murmelte fort und fort vor sich hin: — „Er ist wahnsinnig! — Hölderlin! Hölderlin! mein edler Freund ... der geniale Dichter ... der besten Menschen einer ... ist ... wahnsinnig!“ ...

Nach vierzig Jahren.

Ein ſtiller Mann.

Ein ſchöner Junitag des Jahres 1842 lag über der Erde. Warm und freundlich ſchien die Sonne, und wie ſie ihre Strahlen ausſandte über Wald und Flur, über Berg und Thal, über Stadt und Land . . . fielen auch einige derſelben in ein kleines beſcheidenes Zimmer. Das Zimmer aber gehörte einem anſpruchsloſen Häuschen und das Haus der Univerſitätsſtadt Tübingen an.

Man konnte nichts einfacheres ſehen, als dieſe kleine Erker-Stube, die man auf den Fundamenten eines alten Stadtthurmes erbaut hatte.

Kleine werthloſe Bilder — der Geſchichte Würtembergs entnommen — waren der einzige Schmuck der reinlich getünchten Wände. Sonſt war nur für die nöthigſten Bedürfniſſe des hier Wohnenden geſorgt. Ein reinliches Bett, ein Tiſch, mit einigen Büchern und beſchriebenen Papieren bedeckt, wenige Stühle, ein altes Sopha und ein ſchlechtes Klavier — deſſen zerſprungene

Saiten unwillkürlich an den traurigen Zustand einer menschlichen Seele erinnerten, die der Wahnsinn zerrüttet hat, — bildeten den einzigen Hausrath.

Aber die Lage des kleinen Gemaches war um so schöner.

Gerade unter den Fenstern floß der Neckar vorüber; jenseits desselben dehnten sich, in prächtiges Grün gekleidet, breite Wiesen mit schönen Platanenalleen. Weiterhin öffnete sich der Blick in das liebliche Steinlachthal gegen die schwäbische Alp hin.

Herrlich war wohl von hier aus der Sonnenuntergang anzusehen!

Indeß . . . ob ihn der Bewohner dieses Zimmers auch sah . . . er lächelte wohl trübe, fast wie ein Kind, über den Glanz und die Pracht . . . ein klares Bewußtsein hatte er nicht von dem, was sein leibliches Auge hier schaute!

Der bleiche stille Mann, der hier wandelte, in der einfachen, aber reinlichen Kleidung, — der bleiche stille Mann mit den grauen Haaren . . . war jetzt zwei und siebzig Jahre alt: zwei und siebzig Jahre . . . und . . . vierzig Jahre bereits . . . trübte Wahnsinn seinen Geist!

— — — — — —

Die Gestalt des Mannes war wenig gebeugt; eine hohe schöngebildete Stirne war Zeuge einstigen Gedan-

kenreichthums. Die in reiner Linie kräftig vorspringende Nase, der überaus feingebildete Mund und das zartgebaute Kinn verriethen Spuren vergangener Schönheit . . . nur in dem wächsernen starren Ausdrucke der Augen lag das unverkennbare Zeichen des Irrsinnes.

Ach! wenn auch hie und da ein zärtlicher Schimmer — der Wiederschein eines längst erloschenen Abendrothes voll Glück und Seligkeit — darüber hinglitt, ... es fehlte immer an Concentration, an der Sammlung zum Sterne; . . . es war das Lächeln eines träumenden Kindes.

Der Wahnsinn des alten Mannes war übrigens harmlos.

Was dem Fremden am sonderbarsten entgegentrat, waren die seltsamen Anreden, womit er Jedermann empfing, wie: „Eure Durchlaucht" und dergleichen. Auch liebte es der stille Alte, mit französischen Phrasen, namentlich wenn er Jemand bewillkommte, zu spielen. Freilich erkannte er Niemand! . . Niemand! . . . Niemand mehr!

Das Eigenthümlichste waren des Mannes Selbstgespräche.

Wenn man zu ihm kam, dauerten sie fort . . . oft Stunden lang.

Manchmal auch spielte der stille Mann Klavier.

Dann war es ſtets ein einfaches Thema, was er variirte, wie z. B. die Melodie:

„Mich fliehen alle Freuden,
„Ich ſterb' vor Ungeduld, . . .
„An allen meinen Leiden
„Iſt nur . . . die Liebe ſchuld!"

Ob wohl die Liebe wirklich daran Schuld war?

Früher hatte er — ach ſo herrlich — Flöte geblaſen. Die liebe treue Flöte, die mancher Nacht, im Wettkampfe mit der Nachtigallen Zauberſchlag, ein ſüßes Glück, ein ſüßes Leid geklagt, . . . war längſt . . . längſt verſtummt!

Verſtummt auch war das rege Geiſtesleben, das einſtens unter dieſer hohen Stirne wohnte. Rom lag hier in Trümmern und in Aſche. So hebt ſich auf Schutthügeln noch die Akropolis . . . aber das Leben in ihr und zu ihren Füßen . . . iſt dahin!

Indeß . . . der ſtille Mann in dem Eckzimmerchen zu Tübingen — von braven ſchlichten Leuten freundlich gepflegt — beſaß doch noch eine kleine Bibliothek. Er gehörte ja früher, in beſſeren glücklicheren Jahren, in der ſchönen Zeit der Jugend und des friſchen Mannesalter, dem Gelehrtenſtande an; ja! er war Dichter geweſen!

Jetzt freilich beſtand die Bibliothek nur noch aus Klopſtock's, Hagedorn's und Zacharia's Gedichten — — —

andere Werke wieß er zurück. Auf seinem Tische aufgeschlagen aber lag immer der „Hyperion."

Oft las er in demselben, obgleich er ihn auswendig konnte; oft auch bestanden seine Selbstgespräche aus Stellen dieses Werkes, die . . . von Diotima handelten.

Armer alter stiller Mann! Der Grundcharakter deines Wahnsinns ist die, aus einem ungeheuren Seelenschmerz hervorgegangene Zerrüttung und Zerstreutheit deines Geistes; — die Zusammenhangslosigkeit der Gedanken und die Unmacht, mit deinen Vorstellungen einen bestimmten Weg von irgend einem Ausgangspunkte bis zu einem gewissen Ziele zu durchlaufen.

Die Marmorfaust des Schicksals hat ja auf furchtbare Weise deinem Geistesleben den Stab gebrochen!

Nur ein Gefühl und ein Gedanke ist dir geblieben; . . . aber auch diese fahren nur dunkel und chaotisch in der umnachteten Seele umher.

Du stehst an der äußersten Grenze des Leidens . . . und für dich ist nichts mehr da: als . . . Zeit und Raum!

Wie lag sie jetzt weit dahinten die Vergangenheit, die liebliche, . . . wie die trübe!

Ach! und zur schwärzesten gehörten die Tage, da Hölderlin — denn er ja war der alte stille arme Mann — da Hölderlin von Sinklair unter dem Vor-

wande, daß der Freund zu Tübingen einen Büchereinkauf zu machen habe, in das dortige Klinikum gebracht wurde.

Schreckliche Aufgabe für ein treues Freundesherz! Schmerzlicher, namenlos schmerzlicher Abschied, als der in Geistesnacht versunkene Dichter sich nun den Aufenthalt in jener Heilanstalt — als „auf höheren Befehl" über ihn verhängt — geduldig vorschreiben ließ.

Des Geistes heilig hohes Werkzeug wo[illegible] zerbrochen, mit blut'gem Herzen riß sich Sinklair los! — — —

Aber . . . die vorgenommene Kur verschlimmerte nur das Uebel, und so beschloß man, ehe dies einen noch höheren Grad erreiche, den Unglücklichen einer wackeren bürgerlichen Familie zu Tübingen in Kost und Obhut zu übergeben.

Und in diesem Hause, bei einem wohlhabenden und gebildeten Tischlermeister Namens Zimmer, lebte nun der stille Mann in einer Lage, in der für alle seine Bedürfnisse vollkommen gesorgt war, und unter einer Behandlung, die man ihm nicht besser wünschen konnte.

Der Unglückliche fühlte die Erleichterung seiner Lage sehr deutlich und bewahrte daher seinen treuen Pflegern eine unauslöschliche Dankbarkeit. Aber auch dies Gefühl lag nur wie ein dunkler Dämmerschein über seiner, sonst so lichten Seele. Wohl traten dann und wann klarere Momente in seinem Geistesleben ein, aber eine

entschiedene Veränderung in seinem Befinden zeigte sich nie; nur waren die Paroxysmen früher heftiger und ließen alsdann eine große körperliche Abspannung zurück, während sie später weniger heftig auftraten, der Körper sich kräftigte, der Geist dagegen mehr und mehr abnahm.

Die Musik blieb immer seine Hauptunterhaltung; auch dichtete er zeitweise im Irrsinn noch. Als er einst bei seinem Hausherrn, dem Tischlermeister, die Zeichnung eines Tempels sah, forderte er den Meister auf, einen solchen von Holz zu machen. „Ich muß um's Brod arbeiten!" — sagte dieser — „und habe nicht das Glück, so in philosophischer Ruhe zu leben, wie Sie!"

Da seufzte der Unglückliche tief auf und rief:

„Ach! ich bin doch ein armer Mensch!"

Und sogleich schrieb er mit Bleistift folgenden Vers auf ein Brett:

„Die Linien des Lebens sind verschieden,
Wie Wege sind und wie der Berge Gränzen.
Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewigem Lohn und Frieden!"

Da sollte noch einmal eine leise Hoffnung auftauchen: es war zur Zeit der Erhebung Griechenlands.

Es war nämlich die Nachricht von dem griechischen Freiheitskampfe, die ihn für einige Zeit auf- und an-

regte. Mit Begeisterung vernahm er sogar, daß die Griechen Herrn der Morea seien.

Bei einem solchen Aufflammen, bei dem sein Geist sich wieder für die Interessen zu öffnen schien, die ihn sonst so sehr bewegt und beglückt hatten, glaubte man sich zu weiteren Hoffnungen berechtigt. Allein man fand sich leider bald getäuscht. Nach der augenblicklichen Anspannung kehrte die vorige Apathie und Verwirrung nur zu schnell zurück.

Im Jahre 1826 erschienen endlich auch Hölderlin's Gedichte.

Die erste Veranlassung zu der Sammlung derselben hatte Sinklair, der treue edle Freund, gegeben. Später nahm ein anderer Verehrer des unglücklichen Dichters die Sache in die Hand und nahm sich ihr mit Wärme und Aufopferung an.

Justinus Kerner suchte das Aufgefundene so viel er konnte zu ergänzen, und so wurde die Sammlung von den würdigen Männern Uhland und Schwab, welche auch die im Nachlaß befindlichen Manuscripte benutzten, redigirt und zum Besten Hölderlins herausgegeben.

Man hatte damit, daß man ihm zum voraus davon erzählte, nie sein Interesse erregen können; da er aber das Werk vollendet in seinen Händen hielt, freute er sich wie ein glückliches Kind darüber, und nie kam das Buch mehr aus seinem Zimmer.

Im Jahre 1828 ſtarb ſeine Mutter. Die gute Frau hatte vergebens gehofft, eine Beſſerung in dem Zuſtande ihres Sohnes zu erleben. Außer der Hoffnung auf ein jenſeitiges Leben war ihr nur der Troſt geblieben, daß ihr irdiſches Gut durch raſtloſe Bemühung und verſtändige Verwaltung ſo weit herangewachſen war, daß ſie ſich über den künftigen Lebensunterhalt ihres Sohnes nicht ängſtigen durfte.

Ihr Tod machte keinen Eindruck auf Hölderlin. Sein Geiſtesleben war nicht mehr jenen Geſetzen unterworfen, die ſonſt mit Naturnothwendigkeit jedes menſchliche Herz überwältigen. Als ihn ein Freund, der ihn ſeit den Studienjahren nicht mehr geſehen hatte, beſuchte, und ihm weinend an den Hals ſtürzte, blieb er gleichgültig und theilnahmlos, als wäre es ein Fremder.

So führte Hölderlin ruhig ſein ſchattenhaftes Leben fort, weder geſtört durch Krankheit, noch bekümmert um irgend eine Veränderung auf politiſchem oder literariſchem Gebiete. Seine Theilnahmloſigkeit aber wuchs mit den Jahren, bis er ſelbſt — ein Schatten — über die Erde ging.

Und ſchattenhafter und öder und leerer ward es von Jahr zu Jahr um ihn.

Vierzig Jahre laſtete jetzt die furchtbare Nacht

des Wahnsinns über ihm . . . und der Unglückliche mußte noch leben!

Ueber Sinklair's Grab fuhren längst die Winde . . . er ruhte sanft . . . Hölderlin . . . lebte noch.

Sinklair hatte in den Befreiungskriegen in edlem Aufschwunge zu den Waffen gegriffen. Als Hauptmann im österreichischen Generalstabe und Adjudant des Erbprinzen von Hessen-Homburg machte er die Feldzüge mit. Als hierauf die Donner des Krieges schwiegen, führte ihn seine diplomatische Carrière als Hessen-Homburgischen Geheimen Hofrath zum Wiener Congreß. Hier aber war seiner so schön begonnenen Laufbahn ein frühes Ziel gesteckt: er starb plötzlich und unerwartet an einem Schlaganfalle.

Ueber Sinklair's Grabhügel fuhren nun schon seit sieben und zwanzig Jahren die Winde . . . und Hölderlin — der arme, dem Wahnsinn verfallene Hölderlin — lebte noch!

Er stand an der äußersten Grenze des Leidens . . . und für ihn war nichts mehr da: als Zeit und Raum!

Da trat — ein Jahr später — der Tod auch in das kleine Erkerstübchen.

Er kam . . . und brachte einem der edelsten deutschen Dichter, nach einem halben Menschenalter voll

Nacht und Graus, voll Schmerz und Jammer ... die erſehnte Erlöſung!

Im Sterben noch hielt Hölderlin ſeinen „Hyperion“ in den Händen und ſeine Finger ruhten, krampfhaft zuſammengezogen, auf einer der ſchönſten, an Diotima gerichteten Stellen.

„Diotima, ich komme!“ — war ſein letzter Hauch!

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Bayerische

Berichtigungen:

I. Thl.	S.	82	Zeile	11	lies den statt dem
"	"	142	"	21	" fürnehmen statt führnehmen
"	"	172	"	20	" gewaltſamem statt gewaltſamen
"	"	211	"	1	" Theile statt Theil
"	"	237	"	12	" leiden statt leiten
"	"	297	"	20	" Bombardement statt Bombartement
II. Thl.	"	53	"	24	" endloſen statt entoſen
"	"	56	"	14	" ſeinem statt ſeinen
"	"	58	"	26	" ſich statt ſie
"	"	62	"	13	" Bombardement statt Bombartement
"	"	67	"	2	" Diejenigen statt Dienigen
"	"	141	"	16	" des Momentes statt der Momentes
"	"	206	"	9	" Trivialen statt Trivalen
"	"	234	"	20	" Comptoirs statt Conteirs